

Anthr.

G

sh

Anthr. 6 Sh

Bahnsen

Mosaiken und Silhouetten.

Charakterographische

Situations- und Entwicklungsbilder.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1877.



Frau

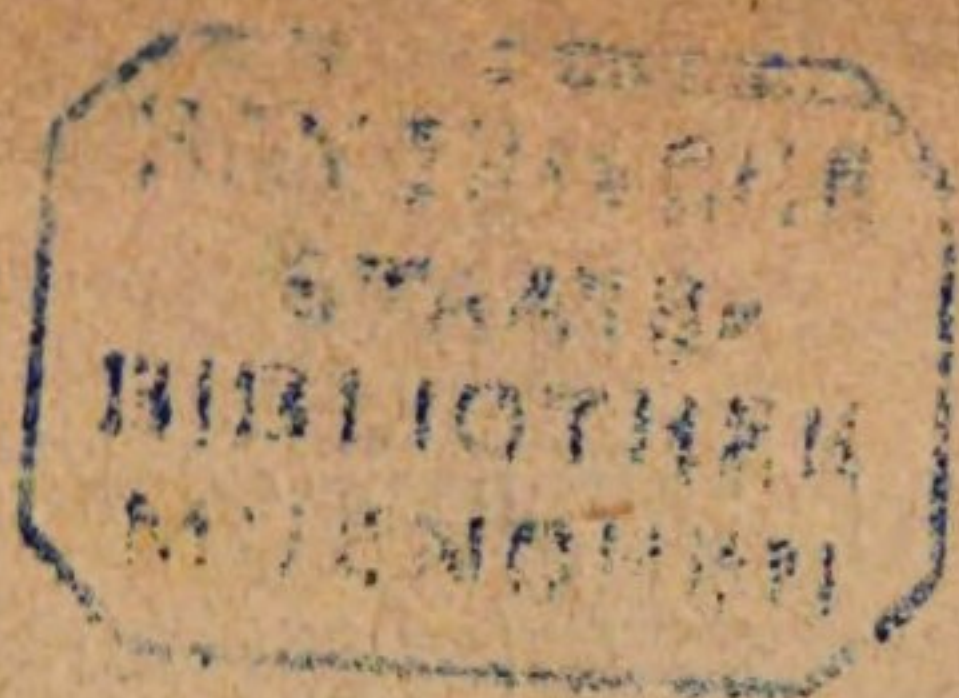
Bernhardine Mittelstaedt

geb. Tausch

in

dankbarer Verehrung

gewidmet.



Vorwort.

Seitdem vor zehn Jahren meine „Beiträge zur Charakterologie“ in Druck gegeben wurden, hat meine philosophische Arbeit vor den Augen des Publikums scheinbar eine andere, überwiegend der Metaphysik zuneigende Richtung eingeschlagen, und meine realdialektischen Verlautbarungen fanden vor den Fachgenossen willigeres Gehör, als das Schmerzenskind einer schweren Lebenskrisis. Wer aber jenem grösseren Werke ein wirkliches Studium zuwenden mochte, der musste auch gewahren, wie dasselbe gleichfalls bereits von dem realdialektischen Grundgedanken durchzogen war — denn was dort unter dem Namen der „Negativität als Weltgesetz“ auftritt, gibt sich dem Verstehenden gar bald als etwas mit jenem Identisches zu erkennen.

Darnach hätte ich in Versuchung kommen können, mit meinen nächsten Veröffentlichungen grade wieder das charakterologische Gebiet — und zwar diesmal mehr von der eigentlich metaphysischen Seite her — unter den realdialektischen Gesichtspunkt zu rücken; und die nöthigen Vorarbeiten hätten auch wirklich längst dazu bereitgelegen. Allein jenes schöne Verhältniss der Wechseldankbarkeit, in welches ein Autor so gern zu dem erlesenen Theile seines Publikums tritt, liess es mir als ein Gebot der Pflicht erscheinen, persönliche Liebhabereien den Wünschen werther Leser hintanzusetzen.

Das hat denn zugleich auch den Ausschlag gegeben, wo ich schwanken mochte, welcher Fassung der Vorzug zu

geben: der populärer gehaltenen oder der sich dem mehr wissenschaftlichen Tone des grösseren Werkes näher anschliessenden? Es hat sich mir nämlich im Laufe dieses Jahrzehnts die Erfahrung mehrfach bestätigt, welche ich schon während der Entstehung meiner „Beiträge“ zu machen Gelegenheit hatte: charakterologische Aufsätze finden in der Frauenwelt durchweg eine viel herzlichere und verständnissinnigere Aufnahme als bei Männern, denen im Getümmel des Marktes und der Praxis der Sinn sichtlich abstumpft für solche mehr theoretische oder ästhetische Betrachtung des Menschenwesens. — Da würde es denn aber doch nicht blos ein Mangel an Galanterie, sondern an einfachem Billigkeitsgefühl, ja sogar an gewöhnlichster Weltklugkeit sein, wenn ich nicht den Wünschen und Bedürfnissen derer, die mir freundlich ihr Ohr geneigt haben, mehr Gewicht beilegen wollte, als den Ansprüchen solcher, die es mit ihrem seinsollenden Gönnerthum über kühle Höflichkeit gegen mich nie je hinausgebracht haben.

Darum mag also diese kleine Galerie, wie sie sich nach mancherlei Anlässen und allgemach unter den Händen mir zusammengefunden hat, vorzugsweise der Prüfung des milderen Weibesblicks empfohlen sein — und auch wo ich die minder holdselige Kehrseite weiblicher Natur hervorzukehren hatte, darf ich hoffen, der erforderlichen Objectivität und damit des Anspruchs auf ein gerechtes Urtheil nicht verlustig gegangen zu sein.

Eine besondere Rechtfertigung aber wird es bedürfen, dass die Laune *in duplo* erscheint, zumal von ihr doch jeder schon in einfacher Ausgabe meinen möchte, „mehr als genug zu haben“. Allein nicht nur eine Analogie wird sich dafür als Entschuldigung geltend machen lassen. Auch minder einladende Landschaften würdigt doch der Maler zuweilen wiederholter Reproduction; sei es, dass er sie das

einemal unter der Schneedecke, das anderemal im Laubschmuck vorführt, oder jetzt den Duft des Herbstes über das Gemälde breitet, welches er früher unter der grelleren Beleuchtung durchsichtigerer Luft uns angeboten. Oder er hält das Eine mehr im Charakter des Stimmungsbildes, das andere als reines Genrestück — dedicirt denselben Stoff als Aquarelle fürs *Keep-sake* der Freundin und präsentirt ihn auf der nächsten Ausstellung in Format und Styl der Oelmalerei. — Oder wollte einer daran erinnern, dass schon der Unterschied von Morgen- und Abendschatten ausreiche, um alsbald „ein ganz anderes Bild zu geben“, so würde ich um so weniger etwas dagegen haben, als wirklich den objectiven Differenzen beider Behandlungsweisen überwiegend subjective sich gesellen — so sehr, dass voraussichtlich zwei Klassen von Lesern je die eine oder die andere vorziehen werden: die „gesunden“ werden es mit der zweiten (jüngeren) Darstellung halten, die selber mehr apologiebedürftigen mit der milder abgedämpften. Die Pädagogen aber mögen darnach darüber befinden, ob bei einem solchen Kinde, wie die Laune ist, das halb als verwöhnt und verzogen, halb aber auch als recht eigentlich „unartig“ sich gebehrdet, der Stab Sanft oder der Stab Wehe besser angebracht sei.

Grade weil das Horoskop in Beider Geburtsstunde so ungleich eingestellt war, mochte es dem Urtheil berathender Freunde, die ich um ein Schiedsamt angegangen, so schwer fallen, wie dem eigenen Gefühl, die Qual der Wahl zu Ende zu bringen. Der eine wollte dies, der andere jenes nicht missen. Dem Gedanken aber, Beides in Eins zu verschmelzen, widerstand die Erwägung, dass dann jedes sein eigenthümliches Colorit und damit leicht zugleich seinen einzigen Reiz hätte einbüßen müssen. So mögen denn Beide mit einander hinausgehen und sich einen Anklang suchen, und greift dann — vielleicht selber nach wechselnder Laune — der Eine lieber

✓ nach dieser, der Andere nach jener Ausprägung, so mögen solche Leser einander zweien Kirchgängern vergleichen, von denen der Eine den Herrn Pastor lieber über die epistolische, der Andere über die evangelische Perikope predigen hört — obgleich gewisse Punkte beiden gemeinsam sein müssen, also Wiederholungen sich nicht durchaus werden vermeiden lassen.

Endlich lässt sich ja auch hoffen, es werde an solchen nicht gänzlich fehlen, die ganz gern erst die Einzelbiographie vornehmen und sich bekannt machen mit dem, was der Einzelne in seiner Kemenate vollbracht, ehe sie zu flüchtigerem Rundgang durch die Ahnenhalle mittels deren Katalogs in rasch recapitulirendem Repetitionscursus sich nochmals übersichtlicher orientiren.

/ Wenn aber jemand dies Geständniss von einem Stück durchgemachter Selbstdialektik unnöthig breit ausgesponnen finden sollte, so mag er sich der Chicanen erinnern, denen ein Autor von seiten fauler Recensenten ausgesetzt ist; haben doch mich selber alle Verwahrungen in der Vorrede zu meinen „Beiträgen“ nicht sichern können vor Ansprüchen und Maassstäben, die berechtigt nur gewesen sein würden, wenn ich mich anheischig gemacht hätte, einheitlich Systematisches zu liefern.

Beklemmender könnte es mir aufs Herz fallen, dass auch diesmal wieder die Ungunst der Nothwendigkeit einigermaßen correcter Anordnung mich gezwungen hat, auf ein traulicheres Willkommen für die wohlwollend Nahenden am Eingangsthor zu verzichten, sofern grade hier die in jedem Sinne „schwerste“ Gestalt ihren Platz finden musste. Möge denn über deren Anschauen die Geduld gütiger Begleiterinnen nicht ermüden, bis stille Schattengänge zu „gemüthlichem“ Geplauder einladen dürfen!

Lauenburg in Pommern, am 20. August 1876.

Dr. Julius Bahnsen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
1. Das Heldenthum	1
2. Das Ritterliche	42
3. Der Biedermann	56
4. Die Noblesse	59
5. Anmuth und Grazie	63
6. Der Mensch und sein Eigenthum	70
7. Der böse Mathematicus	83
8. Der unechte Stolz und die falsche Selbstbeherrschung	87
9. Die Temperamentstugenden	94
10. Verborgene Charaktereigenschaften und ihr unerwartetes Hervortreten	101
11. Die schwache Stunde	107
12. Der Verstockte	111
13. Die Laune nach anatomisch-pathologischer Aufnahme	115
14. Die Empfindlichkeit nach vivisectorischem Befunde	135
15. Das vergiftete Gemüth	141
16. Der Selbstquäler	145
17. Frau Laune und ihr Geschlecht	150
I. Die gemeinsame Wurzel	150
II. Die wechselnde Laune	153
III. Die verdrehte Laune	155
IV. Die melancholische Laune	159
a. Der Grillenfänger und der Hypochonder	159
b. Der Empfindliche und der Selbstquäler	160
c. Das vergiftete Gemüth	165
d. Die misanthropische und pessimistische Laune	166
V. The blue devils	168
VI. Die Laurentödter	169
18. Das Dämonische und seine Zauberkraft	172
19. Die Entwicklung des Medeatypus und verwandter Ent- artungsprocesse	184



1. Das Heldenthum.

Entworfen für eine Colossal-Mosaik.

Der Held steht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, landend oder scheiternd,
Seinen Göttern.

Zug um Zug hat das Lumpenthum sein Gegenbild am Heldenthum, und die Darstellung dieses könnte sich bis ins Detail in einer symmetrischen Parallele zu dem Schema bewegen, nach welchem jenes gezeichnet werden musste (vgl. meine „Beiträge zur Charakterologie“ I, 438—442).

Der Märtyrer — mag er sich selber als einen Glaubens- oder als Ueberzeugungs-Helden angesehen wissen wollen — ist selbst da noch das respectable Widerspiel zur verächtlichen Wetterfahne der Gesinnungslosigkeit, wo sein Pathos durch mehr oder weniger Beimischung von Fanatismus in seiner ethischen Dignität geschmälert wird. „Nicht-das-Seine-suchen“ nennt ja Schopenhauer mit Recht das Kennzeichen aller Charaktergrösse — und Grossheit und Heldenthum sind ebenso unzertrennliche Begriffe wie Nichtswürdigkeit und Lumpenthum.

Selbst das Afterheldenthum verrückter Ritter und verschrobener Fanatiker des Ehrbegriffs enthält noch etwas von der achtunggebietenden Ueberwindung des natürlichen Menschen. Ohne den Cultus irgend einer Idee — und sei sie zum widerlichsten Zerrbild entstellt oder zur Gestaltlosigkeit des Gefühls zerflossen in der Glut der Begeisterung — ist echtes Heldenthum nicht denkbar; und selbst noch in dem sog. passiven Heldenthum muss die Ausdauer der Treue, die Gelassenheit des Dulders auf dem Fundament von etwas ruhen, was mit den

Grundsätzen des abstracten Tugendhelden wenigstens die Unbeirrtheit und Unerschütterlichkeit unbedingter Ausnahmslosigkeit gemein hat.

Held und Heldin werden sich der Regel nach unterscheiden wie actives und passives Heldenthum — aber der in tragischen Conflicten untergehende Träger eines erhabenen Ethos steht der *Mater Dolorosa* ebenso nahe wie die unerschrockene Pflegerin der Pestlazarethe dem kühnen Kämpfer auf der Walstatt. Und die Grossmuth, ohne welche wir die wahrhaft „ritterliche“ Gestalt uns nicht vorstellen mögen, hat ihr Seitenstück an der Selbstgenugsamkeit, welche der verkannten Liebe das Gebet auf die Lippen legt: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!“

Was uns modernen Menschen „die Idee“ heisst, das personificirte die antike und mittelalterliche (romantische) Anschauung zu „Göttern“ — und das mit diesem wie jenem Worte gemeinte Ewige ist das Haltverleihende, von dem es oben heisst, dass, „scheiternd oder landend“ der Held zu ihm aufblickend das Vertrauen nicht wolle fahren lassen. Wer den Glauben an seine Idee verloren, der setzt sich keiner Gefahr mehr aus — der sinnt nur darauf, wie er das eigene liebe Ich unversehrt herausführe aus des Lebens grossen und kleinen Collisionen, d. h. Zusammenstössen. Wer nicht zu den praktischen Situationen irgend einen idealen Maassstab mitbringt, für den gibt es ja gar keine ethischen Conflicte, also auch kein tragisches Heldenthum; wo das Reich der Ideen „rein aus“ ist: in der Sphäre der exclusiv praktischen Banausie, da sind wir auch zu Ende mit Allem, was Held heissen kann, denn Philisterthum und Engherzigkeit sind so ziemlich congruente Begriffe. Demgemäss erhebt sich der Götzendiener am Altar der „materiellen Interessen“ nirgends zum Standpunkte der Ironie, als wo es gilt, einen Helden, gleichviel welcher Art, zu verkleinern — und dazu kann es ja nimmer an Stoff fehlen, seitdem die Kammerdiener-Seelen (mit und ohne Kammerherren-Schlüssel) sich aufs Memoirenschreiben und Correspondenzen-ediren verlegt haben.

Doch auch in Sonstigem ist nicht zu leugnen, dass die nüchterne Zeitstimmung an manch ernüchternder Erfahrung aus jüngstvergangenen Jahrzehnten reichliche Nahrung empfangen hat. Den Franzosen wurde ihr Napoleonencultus, wie ihn noch ein Béranger gepflegt hatte, doch einigermaassen verleidet — der Philhellenen-Rausch ist längst verflogen, Wilh. Müller's Griechenlieder ohne gelehrten Commentar kaum noch verständlich, der Name eines Ypsilanti schier schon verschollen — die einst bewunderten Klephtenbanden jedes blendenden Glanzes ebenso entkleidet wie die nackte Gemeinheit mordbrennerischer Carlisten oder vulgärräuberischer Briganten in ehemals päpstlichen oder neapolitanischen Landen. Selbst der moderne Cincinnatus von Caprera hat es zuzeiten durch mancherlei allzu-naive Anschauungen auch seinen aufrichtigsten Verehrern ziemlich schwer gemacht, nicht irre zu werden an der Echtheit seines Hochsinns, weil es schien, er könne sich so gar nicht entschliessen, mit jenen „reelleren“ Factoren zu rechnen, ohne welche nun einmal im neunzehnten Säculum nichts Grosses zu Stande kommt.

Angesichts derartiger Anachronismen würde aber fast die Frage verzeihlich: ob es denn etwa in der That um alles Heldenthum eitel Romantik sei oder Renommisterei? Und dem gegenüber möchten wir denn sogleich alle weiteren Zweifel abschneiden und mit einem einzigen Strich das ganze Gebiet umzirken: das wahre Heldenthum reicht genau so weit wie sein Schatten: der echte Helden-Ruhm. Dem brauchen wir dann nur noch hinzuzufügen: „Einige sind berühmt und andere verdienen es zu sein“, mit der Variante: Einige gelten für Helden und Andere sind es.

Es gibt ja ein Heldenthum in der dunkeln Dulderclausur wie in der stillen Denkerzelle — und das sinnend gebeugte Haupt, die grüblerisch gesenkte Stirn widersprechen nicht dem Urmerkmal im Heldensignalement: Kopf oben! — denn da ist nichts von gedrücktem Wesen, nichts von der schleichenden Katzenpfote dessen, dem die Natur selber für alle, so Augen haben zu sehen, den Stempel des Lumpenthums mitgegeben hat. — Aber gibt es denn nicht auch gebrochene und geknickte

Heldennaturen und Heldengestalten, denen die auferlegte Bürde zu schwer geworden? „Naturen?“ — ja! — „Gestalten?“ nein! — Es gibt derer, die berief die am Heldenschauspiel sich labende strenge Göttin der Lebensgestaltung auf die Heldenlaufbahn — aber sie hatte sich im Thone vergriffen — das Hirn war zu weich gerathen oder das Herz — und sie sanken spurlos hinab in die Gruft des Wahnsinns oder des Sarges — kein Lichtglanz strahlte den Pfad entlang, den sie gewandelt — wie ein Meteor verschwanden sie, und ihr Cometenschweif liess keinen Schimmer zurück. Und wieder gibt es Ruhmesbahnen, die leuchten nur dem Auge der Sonntagskinder, das eine Fee gesalbt hat mit dem Oele des Verständnisses. Nicht alle Ritter schreiten in blankem Harnisch einher, noch alle Fürsten mit weithin blinkender Krone auf dem Haupte — um stumme Heldenstirnen legt sich ein Diadem von schwarzen Diamanten, und die Alltagsmenschen sehen es für Kohle an und für ein gewöhnliches Trauergeschmeide.

Zumal die Heldengrösse des Weibes ist schwer zu erkennen in ihrer Doppelperscheinung. Denn

Wo Starkes sich und Mildes paarten,
da blickt bald durch die Stärke die Milde und bald durch die Milde die Stärke, und was dabei voran steht, gilt dem flüchtigen Betrachter für das Einzige: er gewahrt nicht die sanfte Glut, welche das starke Herz durchwärmt, noch die unbeugsame Festigkeit, welche der Milde unsichtbaren Halt verleiht; er wähnt in jenem Falle ein Mannweib vor sich zu haben, und in diesem eine selbstlose Gutmüthigkeit, einen willenlosen Spielball für jeden, den es nach deren Missbrauch gelüsten mag. Aber wer hindurchschaut bis auf den Grund, der kann zu zweifeln beginnen, wo holderer Zauber walte: in der starken Milde oder in der milden Stärke. Diese finden wir häufiger auf dem ersten der „zwei Tugendwege“ Schiller's, jene auf dem anderen — doch auch beide auf beiden!

Wie wir lockere Pappe oder weiches Linnen mit einem harten, spröden Firnis bestreichen, dass sie steif werden, und so zugleich dem Staube gemeiner Umgebung wehren, dass er

sich nicht festsetze und die Linien eines behutsam gezeichneten Bildes schädige: so schützt sich ein leicht verletztes Empfinden durch eine Glasurkruste, auf welcher alle Flecken bald wieder ohne Gefährde sich tilgen lassen (während ein einziger Tropfen den zarten Sammet auf immer entwerthet), und in bunt schillernden Reflexen spielen die Lichter täuschend über die glatte Fläche, wie wenn sie nichts als ein kalter Spiegel wäre, und nur dem kundigen Blicke verrathen sich die feinen Risse, durch die der Thau des Lebens einsickert in die halb verleugnete Gemüthsinnigkeit, welche es in Nothwehr gelernt, sich ganz auf sich selber zu stellen. Flaumig dagegen fühlen jene andern Naturen sich an, deren zäher Kern umspinnen ist mit Fäden und Flocken lieblichster Gelassenheit, und was im tiefsten Innern wohnt an unerschütterlicher Entschlossenheit, erfährt nur, wer Gelegenheit hatte, die Nachhaltigkeit der erhaltenen Resistenz zu erproben.

Drum seht Euch vor, ehe Ihr jene scheltet oder diese geringschätzt! Hinausgeschleudert in eine fremde Welt, wappnete sich manch weiches Herz mit dem Panzer des Stolzes und blieb doch innerlich voll Demuth; und hineingestellt in Geduld heischende, sofortige Entscheidung verbietende Lebenslagen hüllte manch fester Busen sich in den weichen Wattenrock zeitweiliger Nachgiebigkeit, um den Fonds zu sparen, bis die Stunde gekommen, ihn anzulegen in dem Saatacker der Thaten — jene handelten, wo man sie zum Dulden verdammen, diese litten, wo man sie zum Handeln verlocken wollte — und Beides war Weisheit zugleich und Heldenthum.

Was war es denn, was die Schale so rauh machte, so „borstig“ und knorrig, so abstossend und spröde, so schein-arrogant und scheinbar-selbstgenugsam, wo das Gemüth so gern zärtlich gewesen wäre? die Scheu war es vor dem plum-pen Betasten mit Spottlauge getränkter Finger. Und selbst wenn Ihr soweit Euch irrtet, als auch dem Edelmetall noch unsaubere Schlacken beigemischt sind, gäbe Euch das ein Recht zu mitleidloser Abkehr, zu prüfungslosem Absprechen?

Ein ähnliches Mischungswesen tritt ja in der Männerwelt

an jenen weichmüthigen Hartköpfen hervor, die nach aussen kaustisch sich geben oder gar „bissig“ — blos um ihrem aristokratisch leicht angeekelten Gemüthe den Pöbelschmutz der Gemeinheit fernzuhalten, während in unbelauschter Einsamkeit oder wo nur das Gefühl, nicht der praktische Wille, reagirt (also z. B. beim Anblick eines rührenden Schauspiels oder beim Lesen eines herzergreifenden Buches) ein Inneres aufquillt, so leisen zarten Regungen zugänglich, dass sie schier selber vor sich selber sich dessen als einer „Sentimentalität“ schämen. All die „Pfui, Alter!“ welche schlachtgehämmerte, wettergestählte Invaliden in ihren Knasterbart über sich selber murrend murmeln, sooft die Wehmuth der Erinnerung an einen verehrten Führer, treuen Kameraden, verlorenen Freund sie übermannen will — all die verstohlen abgewischten Thränen „boshafter Spötter“ — all die gewaltsam, mit plötzlichem Besinnen, in derbe Fluchreden umgewandelten warmen Herzensseufzer einer ehernen Brust — all die hinter Sarkasmen sich flüchtenden tiefen Mitleidempfindungen der scheinbar Theilnahmlosen — sind ebensoviel Striche zu diesem Bilde, auf dessen Deutung sich freilich nicht versteht, wer an dem Schiller'schen Wallenstein die Züge von weichherziger Empfänglichkeit für ebensoviel verzeichnete Linien oder höchstens für eine — nach dem Volksglauben ein baldig Sterben verkündende*) — Umwandlung des innersten Wesens glaubt ansehen zu müssen. Im Gegentheil: man könnte sie als ein Beweisstück für Schopenhauer'sche Erblichkeitstheorie beizubringen versuchen: denn der „Friedland“ und seine „starke Tochter“ geben das hier in Rede stehende in klarster Wechselergänzung: er das weiche Heldenthum und sie die heldenthümliche Weichheit.

Gewissermaassen müssen wir uns hier wirklich einen Seitenblick auf die „Problematischen Naturen“ gestatten; denn es schliesst einen direkten Widerspruch in sich, mit kaustischem Witz Freude am Wehthun haben und in schmelzender Rüh-

*) Vergl. Goethe III, 217: „Man sagt: er stirbt bald. wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut.“

rung fremden Schmerz zum eigenen machen — aber im Grunde gibt es ja kein Kapitel der Charakterologie, welches nicht zu erzählen hätte von den auseinander sich wendenden Doppelstrebungen des Menschenwesens. — Die einfache Selbstbehauptung ist jene Mitte der Indifferenz, von welcher aus das Wollen bald zu einem sich verhärtenden Egoismus, bald zu erweichendem Mitleid (mit sich oder andern) sich polarisirt; und die Ethik selber ruht ja auf der Antinomie, zugleich auf Selbstverleugnung und Selbstbehauptung gestellt zu sein: „Dein Ich vergiss — Dich selbst verliere nie!“ ist ja nur eine Paraphrase jener „Hauptsumme aller Gebote“: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst — wer gänzlich aufgehört hat, sich selber zu lieben, dessen Selbstaufopferung hat keinen ethischen Werth mehr — was ihm selber nichts kostet, ihn nicht „sauer angeht“: das kann kein „Verdienst“ sein — eine Liebe ohne Selbst, ohne individuell auf ein eigenes Ich bezogenen Kern ist, wie wir (a. a. O. I, 317 fg.) gesehen haben, ein dialektisch unvollziehbarer Gedanke — also auch kein „Heldenstück“. Wer nichts von Selbstschätzung weiss, offerirt ja dem, welchem er sein eigen Ich anbietet, etwas, was in seinen eigenen Augen eitel Plunder ist — und hätte mehr Ursache, solchen Ansinnens sich zu schämen, als wie sich seiner zu rühmen. Aus dieser Dialektik heraus hat auch Goethe*) das Warnungswort geschrieben: „Ein grosser Fehler, dass man sich mehr dünkt als man ist, und sich weniger schätzt als man werth ist“ — aber an Beidem sind oft die lieben „guten Freunde“ am meisten schuld: sie schmeicheln der Eitelkeit, aber den Stolz suchen sie zu deprimiren — wenn sie uns flattiren in Hinsicht unserer äusseren Geltung, hoffen sie, es falle davon ein Abglanz auf sie; dagegen befürchten sie, eine Steigerung und Kräftigung unserer Selbstschätzung werde ihre eigene Geltung — ihr „Ansehen“ — in unsern Augen hinabdrücken. Uebrigens enthält jenes Dictum auch eine Mahnung, nicht die Begriffe Selbstschätzung und Selbstabschätzung zu

*) Werke in 40 B. III S. 154.

verwechseln — die Schätzung bezieht sich auf den Werth, die Abschätzung, die immer gern zu einer Einschätzung fortgehen möchte, auf die Leistungsfähigkeit, die praktische Verwerthbarkeit unserer Kräfte — und Stolz in der Selbstschätzung ist mit Demuth in der Selbstabschätzung sehr wohl vereinbar — der Dünkel irrt sich in dieser, die Eitelkeit in jener, sofern sie Scheinwerthe für Realwerthe hält. Die Selbstschätzung sagt uns, ob wir Lumpe oder „anständige Kerle“ sind und „wofür wir uns halten dürfen in unserm Herzen“ trotz, äusserlich bemessen, noch so winziger Wirkungssphäre; die Selbstabschätzung gibt uns den Maassstab für das, wozu man uns brauchen kann in der Welt und wie weit unser Können reicht in Einwirkungen auf Staat, Gesellschaft, Menschheit, was wir uns für Thaten zutrauen dürfen und wie viel oder wie wenig wir schon „fertig gebracht“. Ein Heldenthum aber lässt sich auch darin beweisen, dass man am eigenen Werthe nicht irre wird, wo die Thatsächlichkeit keinen oder gar sein negatives Bild zurückspiegelt: also in der Selbstgenugsamkeit der schnödest Verkannten. Denn das heisst hochsinnig das Edle conserviren um seiner selbst (um des Edlen) willen — und dieser egoismusfreie Cultus des Erhabenen, dieser nicht auf eigenen Gewinn bedachte Dienst im Gehorsam gegen das Gute ist das Wesen des Heldenthums.

Damit erkennen wir denn zugleich auch ein weiteres Ingrediens im Heldenthum, dasjenige nämlich, welches auf das Grundgesetz aller charakterologisch immanenten Ethik weist: auf die Autonomie. Selbständig, selbstverantwortlich, auf eigene Hand und auf eigenes Risiko und Conto seines eigenen Gewissens handelnd muss der wahre, ganze Held vor uns stehen; denn das wäre kaum ein halber oder unechter Held, der nicht weiter geht, als die ihm ertheilten Weisungen. Bravour, Verwegenheit mag einer zeigen, blos, weil es ihm 'nmal so befohlen ist — aber der Held muss so viel Muth haben, dass er auch wagt, die gegebenen Befehle zu überschreiten, wie der Prinz von Homburg des Kleist'schen Drama's. Nicht als ob das hiesse, dem Helden eine besondere „Freiheit“ zu vindiciren

— sei es im bürgerlichen, sei es im metaphysischen Sinne — denn, weit entfernt, ihn in Frage zu stellen, bestätigt vielmehr die Autonomie den Determinismus, und es sind leicht zu zerstreuende Sophismen, mit denen man den Versuch unternommen hat, die Freiheit aus der Fähigkeit zu erweisen, vermöge welcher Einzelne im Stande sind, sich rein individuelle Maximen zur unverschiebbaren Richtschnur ihres Handelns zu wählen. Denn auch das geschieht nicht nach einem grundlosen *liberum arbitrium indifferentiae*, sondern zufolge der feststehenden Qualitäten des eigenen Wesens: wer diese Maxime adoptirt, kann eben nicht die entgegengesetzte sich zu eigen machen. Damit hat freilich alle Allgemeingültigkeit ethischer Vorschriften — mit Ausnahme der einzigen: handle nach Deiner Ueberzeugung, d. h. nach einmal angenommener Maxime! (wie sie ja auch der boshafte Despot befolgt: lass dein Gelüste, möglichst viel Weh zuzufügen, ungehemmt walten!) — scheinbar ein Ende. Aber auf diesem schwierigen Felde concreter Beurtheilung, wo es darauf ankommt, jedem einzelnen der den sogenannten empirischen Charakter constituirenden Faktoren die ihm zukommende Bedeutung beizulegen, um erst in deren richtiger Summirung zu einer Wahrheit und Gerechtigkeit gleichmässig befriedigenden Gesamtvotum zu gelangen: da sehen sich abstracte Theorie und bequemes Absprechen des *common sense* gleichermaassen der Gefahr des Irrthums ausgesetzt. Man vergisst dabei nur gar zu gern, dass auch der metaphysische Willenskern (was Kant den „intelligibeln Charakter“ nennt) für sich allein noch keineswegs das letzte Tribunal bildet, wo es sich um „Maximen“, also um die formulirte Fassung eines Leitesatzes handelt — die Redaction s. z. s in der Selbstgesetzgebung hat der Intellect zu besorgen, dessen Weite, Klarheit, Präcision, Schärfe und Gewandtheit, auch im Stylisiren der Legislatur, ist aber abhängig von geradezu äusserlichen Zufälligkeiten, welche Bildungshemmungen oder -Störungen in der Entfaltung des Gehirns oder sonstige somatische, dauernde oder vorübergehende, Einwirkungen auf die „intellektuelle Freiheit“ herbeiführen. Und der Rücksichtnahme auf

Einschränkungen solcher Art darf sich am wenigsten entschlagen, wer das Adelsdiplom echten Heldenthums ertheilen soll. Ein bornirter Schwärmer erregt mehr Mitleid als Bewunderung — das Vorhandensein des einseitig ethischen Erfordernisses reicht nicht aus, um wahrhafte Grossheit zu verleihen — erst wer sich in vollster Klarheit seiner Ziele bewusst ist, steht auf der Höhe des Heldensockels — der von der Menge angestaunte „instinctive Heldenmuth“ besteht nicht die schärfste Probe charakterologischer Würdigung: Montenegriner, Herzegowiner, Hydrioten, Candioten büssen auch da, wo sie „für ihren Glauben“ fechten, ihren Nimbus ein, sobald das Licht der Reflexion nahe genug herangebracht wird, um zu zeigen, wie ihr armseligst veräusserlichtes Christenthum vor dem Islam irgend wahrnehmbare Vorzüge kaum aufzuweisen hat. Beigegebene Rohheit ist das Grab jeder sittlichen Hochschätzung, und Berserkerwuth kann höchstens noch der Donquixotischen Ueberspanntheit einer congenialen Ritterlichkeit imponiren. So kam ja auch ein gut Theil der Begeisterung, mit der man noch unlängst die Thaten Schamyl's und seiner schönen Tscherkessen begleitete, auf Rechnung einer sympathisirenden Phantasie — heut zu Tage, wo dieselben Leute sich als die lästigsten Einlieger ihrer bulgarischen Gastfreunde unliebsam genug gemacht, denkt man schon anders — was man damals verherrlichte, war nicht die wirkliche Wirklichkeit, sondern ein an deren Stelle gesetztes Idealbild des eigenen Kopfes — die Ferne verklärt, die Nähe enttäuscht — und in Missolunghi war Byron's Schwärmerie verraucht. Wer Lumpengesindel findet, wo er ein Geschlecht von Halbgöttern vermuthet hatte, der muss schon ein unheilbarer Narr sein, wenn ihn das Kennenlernen der Thatsächlichkeit nicht curirt und er in ihrer Mitte stehend nicht aufhört, seine Einbildungen den Realitäten unterzuschieben. . . Je kritischer unsere Geschichtsauffassung wird, desto enger wird der Kreis historischer Heldengestalten — und die Kritik braucht nicht in hämische Krittelei auszuarten, um z. B. die Reinheit sittlicher Grösse bei einem Perikles in Zweifel zu ziehen — dafür bürgt uns die Zustimmung Plato's in der Be-

urtheilung seines berühmten Landsmannes, eine Zustimmung, welche um so schwerer wiegt, je mehr gerade die Nationalheroen von bestochener, verfälschender Ausschmückung eines „dankbaren“ Volkes in das helle Licht unhaltbarer und doch schwer auszurottender *fable convenue* gerückt werden.

Jeder Ungestüm wirft einen Schatten auf die helle Weisse echter Marmorhelden. Ruhe gehört zum Heldenbilde — jene Ruhe der Nonchalance, die wir an tüchtigen Schiffscapitainen zu sehen gewohnt sind — und der Habitus ist mit nichten etwas bloss nebensächlich Gleichgültiges an der Heldenfigur. Jener kraftgesättigte Gleichmuth, den das nichtphilosophische Publicum als „philosophische Ruhe“ bei jedem theoretischen Philosophirer meint voraussetzen zu müssen, ja verlangen zu dürfen, ist ein ferneres Requisit heldenhafter Erscheinung.

Deutlicher noch veranschaulicht den reichen Inhalt dieses Begriffs der lateinische Ausdruck *aequus animus*, sofern an ihm erkennbarer bleibt, dass der Ton mit gleicher Stärke auf dem Muthig- wie auf dem Gleichsein ruht — es tritt einem dabei sozusagen noch unmittelbarer vor die Seele jene Unveränderlichkeit und unzerstörbare Einheit des Sinnes, welche Buddha seine Jünger bewahren heisst angesichts der Doppelheit des Ausgangs und Erfolgs — das ist nicht das träge Phlegma stumpfsinniger Gleichgiltigkeit, sondern ein der eigenen inneren Erschütterlichkeit mit mehr oder minderer Selbstüberwindung abgerungenes Ergebniss spontaner Energie, der es nicht soll angemerkt werden, dass sie das Herz eines Sterblichen bewohnt, die aber dennoch den hinter nicht zuckender Wimper verhaltenen Nachdruck der Spannkraft sehr wohl herausfühlen lässt, und desshalb auch ausserhalb der Walstatt als rein bürgerliche Tugend des berufsmässigen Kriegerstandes sich bethätigt, als Sinn der Billigkeit und in maassvoller Ausgleichung einander widerstrebender Ansprüche: der rechte Held ist auch der beste Schiedsrichter, weil seine Kaltblütigkeit ihn gleichmässig schützt vor Anwandlungen allzuweichherziger Milde, wie vor der Härte unprüfenden Dreinfahrens.

Aber dem Afterheroismus gehört jeder vermeintliche Hochsinn an, den man, von anderm Gesichtspunkte aus betrachtet und unter andere Beleuchtung gestellt, ebenso gut Leichtsinn nennen könnte; denn der Leichtsinn eines Crispin und der Hochsinn eines Epaminondas sehen sich zuweilen, unter gewissen Umständen, ebenso zum Verwechseln ähnlich wie der Leichtsinn einer vulgären Phryne und der Hochsinn einer selbstvergessenen Grisette. Der Weise kann nur wehmüthig lächeln, wo er einen „überspannten“ Edelmuth selbst die Schranken des thatsächlichen Bedürfnisses überfliegen sieht — wer sich opfern will, wo gar kein Opfer nöthig oder jede Aufopferung total unnütz ist, der zählt zu den forcirten Helden, für die Klio auf ihrer Tafel nicht einmal ein Plätzchen zu „ehrentvoller Erwähnung“ hat, weil mit seinen Thaten in die reale Zweckreihe sich gestellt haben muss, wer theilnehmen will am Concurs bei der welt-historischen „Prämienvertheilung“; der Ruhm der blossen Ritter ist verschollen oder als „Sage“ in poetischen Spiritus gesetzt. Wobei das Herz sich erwärmen soll, das muss Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blute sein und um etwas gerungen haben, das auch wirklich „des Schweisses des Edlen werth“ ist, um ein wahres, unvergängliches Menschheitsinteresse — nicht um Capricen und Chimären. Die sich schlagen lediglich um die „Satisfaction“ der Mensur und dabei im Grunde nur dem Kitzel der eigenen Rauflust „genugthun“, mögen sich untereinander Weihrauch streuen — der Ethiker hat für sie keinen übrig. Dieser trägt statt dessen seine Immortellenkränze lieber dahin, wohin der Spürsinn jener nicht reicht: in die engen Räume, wo die Schmerzenslager derer stehen, die ohne Hoffnung fortdulden, weil sie glauben, noch nicht enden zu dürfen, und vom Schlachtfeld mit seinen Prachtmonumenten auf den Friedhof mit den kleinen Rasenhügeln, darunter ausruhen von ihren Schmerzen die, so einen schweren Kampf ohne klirrendes Waffengetöse gekämpft haben, die — meist wol unbeachteten und doch unverlorenen — Heldenseelen, erprobt und bewährt gefunden an Seelenstärke in Seelenkämpfen, bei denen das Heldenthum sich nicht ausgibt in vereinzelten ex-

plosiven Thaten der Selbstvergessenheit, sondern recht eigentlich „darlebt“ im gesammten Dasein, wie das vor allem edlen Weibes Art ist. Wie die rechte Mutter mehr in ihrem Kinde als in sich lebt, so bethätigt sich solche Form der Ueberlegenheit an specifisch ethischer Grösse in Gestalt einer andauern- den, nicht bloss momentanen Selbstlosigkeit, eines Sichselbst- verlierens an das fremde Dasein. Das ordinäre Weib, das weiter nichts ist als isolirtes Weib, ist ein ziemlich werthloses Stück im Inventar der Menschheit, während der Mittelguts- Mann seinen Platz immer noch ausfüllt — aber ~~des~~ edelsten Weibes Heroismus ist edler als des edelsten Mannes — nur freilich schon desshalb nicht so weithin erkennbar, weil er vermöge seiner rein individuellen Natur sich in keinerlei Uni- form stecken lässt. Neben jenen Heldenseelen aber schlummern die Heldengeister, die sich getrauten, dem Vernichtungs- gedanken ins Angesicht zu schauen und es gelernt hatten, einen Gott zu entbehren als Garanten ihrer Hoffnungen wie als Lenker ihres Wollens. Auch solchen gebührt ein Lorbeer, wie den sanften Heldenherzen ein Blumenopfer zur Grabes- spende. Dagegen wird leicht zum Lumpen, wer den Muth nicht findet, „eine eigene Meinung zu haben“, und, gewohnt, nach fremder Ansicht hinzuhorchen, nach fremden Wünschen sich zu richten, rathlos dasteht in seiner Kleinheit, wo solche Standarten und Wegweiser nicht vorhanden. Dem gegenüber kleidet den Helden sogar ein erlaubtes Maass von Wider- spruchsgeist nicht übel, der so ganz blos aus eigenem Wollen heraus handeln will, dass er zuweilen was recht wäre einzig und allein darum unterlässt, weil Anderer Zumuthung ihm Zweifel erregte, ob er es auch lediglich aus eigener Entschlies- sung würde gethan haben. Er ist ja selber berufen, dazustehen als weit leuchtendes Vorbild und darf darum noch viel weniger als wie die gewöhnlichen Menschenkinder sich bestimmen lassen von Einflüssen, die nicht durch und durch seinem eigenen Wesenskern gleichartig sind. Der rechte Held ist ein Führer und Fahnenträger der Menschheit, und den Andern geziemt es, in bewundernder Ehrfurcht „aufzublicken“ zu solchen „Götter-

söhnen“, als wofür die echten Heroen von je und je gegolten, zu solch hehrer Theophanie; denn nur das göttlich Erhabene sollte hehr genannt werden, jene Erhabenheit, vor der wir stehen mit warmem demüthigen Herzen und mit hellem emporgerichteten Kopfe; „ehrwürdig“ ist ja nur die sittliche Grösse, nicht die blos gewaltige, die nichts als „kalte“ Bewunderung, frostiges oder gar zitterndes Staunen erregt. Der einfachen Würde zollen wir Ehrerbietung; und wer nur „Ansehen“ besitzt, kann nicht mehr verlangen, als Achtung, oder in persönlichen Verhältnissen Respect. Dem Lumpen aber kommt sein volles Theil Verachtung zu.

Und nicht viel besser als das Lumpenthum ist jenes Heldenthum des Moments, das nicht Stand hält den Erprobungen seiner Dauer; das wohl in aufwallendem Trotz Thaten der Todesverachtung vollbringt — aber feige zurückbebt, wo es gilt einen Kampf aufnehmen mit Noth und Entbehrungen. Mit der Courage der Verzweiflung setzt es sein Alles aufs Spiel — aber nicht mit dem klaren Entschlusse, auch die Folgen des Armseins zu ertragen, sondern mit dem Vorbehalt: entweder das Leben zu quittiren oder an schnödem Ersatz sich genügen zu lassen. — Ob hier ein Hannibal und Uticensis mitgemeint sind? Nein, denn sie haben gekämpft „bis aufs Aeusserste“ — haben gelitten, entbehrt, gedarbt in ihren Herzen und gingen erst, als auf der Welt für sie kein Platz mehr da war. Aber ein Werther? — der schlug ja nur ein Herz vollends in Trümmer, das, längst von Rissen und Spalten durchsetzt, doch nur dumpfen Klang konnte erklingen lassen — ein Held so wenig wie ein Feigling, sondern einfach ein Vollstrecker dessen, was schon aus Schicksalsmunde über ihn ergangen war! — Denkt lieber an jene, die, rechtzeitig aus dem Wasser gezogen, hernach bei ihren Rettern sich schön bedankten, dass man sie vor einem „dummen Streich“ bewahrt — an alle solche, welche dem Mephistospott sich blossgestellt von „jemand, der in der gewissen Nacht doch die gewisse Schale nicht getrunken“. Und wer will sagen, wie viel solcher Scheinhelden die Geschichte verherrlicht — wie viel, wenn sie

nachträglich hätten können befragt werden, auch würden gestanden haben: ich hätte es doch sollen bleiben lassen! — Der Muth der blossen Unbesonnenheit ist der Unsterblichkeit nicht würdig und der ihm gleichartige Heroismus des Instincts nicht werth der Bewunderung, gezollt von „Thoren und von Laffen“! Die Berserkerwuth der Wilden ist kein Zeugniss von Grossheit — wohl aber jene nüchtern abwägende und dabei unerschrockene Gerechtigkeit, die nicht fragt nach dem Gelüste der Despoten, sondern nach dem, worauf Konradin Anspruch hatte, als Carl von Anjou nur einen einzigen fand unter seinen Kronjuristen, der ihm „nach dem Munde sprach“! Und solcher Muth muss wol selten sein, sonst hätte ihn die Geschichte nicht verzeichnet, während sie schweigt von den unzähligen Fällen des Gegentheils — denn Lumpe sind so dicht gesät, wie alles andre Unkraut auch, und zählen lässt sich nur, was spärlich blüht und einsam — So lässt sich denn sagen: opfermuthig sind Manche, aber opfermüthig nur Wenige — denn ein Muth, der bereit ist Opfer zu bringen, ist darum noch kein Edelmuth — auch ein kluger Egoismus weigert sich nicht, das Kleine dem Grossen zu opfern — aber der Opfermüthige verlangt für sich keinen Entgelt — er will nur das, wofür er sich opfert, ist selbstvergessen in seiner Hingebung, denn er ist opferfreudig — nicht blos muthig bis zum Opfer, sondern beseelt von Opfermuth — opfermuthig ist ein mechanisch agglutinirtes Compositum, opfermüthig ein lebendiges Derivat. Und ebenso sollte man unterscheiden „Opfermuth“ als eine bestimmte Form — man kann nicht einmal sagen eine Steigerung — von Muth, nämlich jene, die es auf Verluste ankommen lässt (— wie eine andere etwa auf das Bestehen körperlicher Schmerzen —) und „Opfermüthigkeit“ als Synonymon von Selbstaufopferungsfähigkeit.*)

*) Als sprachliche Analogie mag man heranziehen die Doppelbildung: steifnackig und hartnäckig, hochnasig, gleich dünnköpfig, und hochnäsiger, gleich anmaassend, vermuckert, der mit religiösem Pruritus im Gedränge von Sinnlichkeit und gottseliger Askese Erstickende, vermückert, der kopfscheu Hinbrütende, dem unter ver-

Muth zeigt auch der Mameluck —
Gehorsam ist des Christen Schmuck!

Was heisst das anders als: sittliche Geltung hat nur der höheren Händen sich unterordnende Muth — nicht jede Handlung der Verwegenheit? Es ist das grade so wie mit jener Ritterlichkeit, die gewissen Nationen angeboren und von andern bloß nachgeahmt, affektirt wird. Beduinen, Sarazenen, Spanier, Franzosen, Magyaren, Polen sind von Natur ritterlich — ihre Grossmuth selbst ist ihnen bloße Ehren-, nicht Herzenssache — aber kaltblütigen Germanen steht es unnatürlich an, wenn sie forciren und zum Gesetz erheben wollen, was jenen ungezwungen und als Sitte eigen ist. Ein deutscher Ritter bleibt ein „täppisches Rieselein“ — wozu denn die Affencomödie? Auch die Hellenen hatten keine Ritter, aber dafür Heroen, wie wir unsere Recken. Die ritterlichen Zuthaten sind Entstellungen am Bilde unseres Siegfried — was ihn und Rüdiger zu Urgermanen macht, ist das Gemüth — und nur ein Heldenthum, das im Gemüthe „die starken Wurzeln seiner Kraft hat“, gilt uns Deutschen für voll. Ein Winkelried, ein Tell — nehmt sie für Gestalten blosser Sage, gleichviel, sie bleiben darum nicht minder unantastbare Zeugen für das echt germanische Heldenideal! — vergessen nicht „Weib und Kind“ im Rausche ritterlicher Selbstbetäubung, sie wissen was sie wollen — sie kämpfen nicht für Schemen, noch gegen Gespenster — ihr Sinn ist nicht umspinnen von romantischen Grillen — ihnen ist es nicht gleich, wofür sie „ihre Haut zu Markte tragen“ — sie ziehen nicht in den Streit, bloß weil das Balgen ihnen eine Lust ist, wie das Schneeballwerfen den Buben — sie trachten nicht nach Heldenehren, sondern nach Frieden für die, so übrig bleiben, wenn sie gefallen — sie gedenken des Rechts, dessen Sieg erblühen soll aus ihrem Blute, wie die Blutzeugen der Wahrheit vertrauen, dass deren helle Lohe aufsteigen werde aus ihrer Asche, wie eines Romeo, einer Alceste Treue die ewige Herrlichkeit der Liebe besiegelt. —

driesslichen, deprimirenden Verhältnissen der frische Sinn und die Elasticität des Geistes abhanden gekommen.

Im Hydrioten lebt jene Wuth fort, die im Peloponnesierkriege auf beiden Seiten die Waffen schärfte zu erbarmungslosem Hinmorden für die Zwecke übergreifenden Unrechts — und nur die zur Abwehr der Gewalt erstandenen Helden hielten ihren Schild makellos wie Aristides. Das dämpft auch den Glanz der Römer-*Virtus*: wo sie dem Unrecht ihren Arm lieh, büsste sie den ethischen Zauber ein, und es ist für unsere Westnachbarn charakteristisch, dass auch sie einem ihrer Könige den Titel *Augustus* beigelegt haben. Wir Deutsche sind minder geneigt (man vergleiche Schiller über Gustav Adolf's „rechtzeitigen“ Tod) die blossen Eroberer zu preisen; sondern die untergingen im Streben, das ihnen anvertraute Volk zu beglücken — jene stillwaltenden Fürsten, deren Blätter die undankbare Mnemosyne meist leer gelassen hat und deren Name darum sich bald verwischt im Gedächtniss der Nachwelt, weil sie ihre Segnungen der Mitwelt gespendet, wie es recht ist und gut; denn der Masse der Armen ist der Flickschneider unentbehrlicher als der *Marchand-tailleur* mit schimmern- den Spiegelscheiben, aus dessen Laden der Proletarier doch nichts kaufen kann, um seine frierende Blösse zu decken. —

So sind Dominikaner und Jesuiten die Helden der Kirche, aber die Franziskaner Helden der Religion — die Missionäre ritterliche Gottesstreiter, aber die grauen Schwestern Heldinnen, die Priesterinnen der Caritas. Die Einen entwürdigen sich zu selbstlosen Werkzeugen der Hierarchie — die Andern spenden in mannhafter Autonomie päpstlichem Bann und Interdict zum Trotz die Gnadenmittel des ewigen Erbarmens, das nichts weiss von Ketzern und „Gläubigen“. Der Ritter ist gelegentlich brutal gegen den Andersdenkenden, Fehde- und Faustrecht rufen ihn zum Strauss; der Held erkennt an Andern an, was er für sich begehrt: Autonomie, und will nur fechten fürs Rechts-Recht. Ritter mögen zusammentreten zu Bündnissen, mit Verabredungen sich aneinander schliessen, an Verschwörungen sich betheiligen; der Held sagt mit Tell:

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Das Ritterthum hat seine Statuten, Vorschriften, Regeln,

und selbst seine „Ideen“ sind auf Formeln gebracht — die barocksten auf die verklausulirtesten — und was nicht im Gesetz geschrieben steht, geht den Ritter nichts an, denn von Anbeginn sind alle Ritter Diener einer Autorität gewesen.*) Der Held schreitet mit der Selbstgewissheit und Selbstverantwortlichkeit eines Gottes hin durch die Reihen der geknechteten, im Staube knieenden Geister und steht niemand Rede als dem eigenen Gewissen — er ist nicht grossmüthig, treu, hingebend auf Commando und dann wieder rücksichtslos, galant-flatterhaft, „sich nichts vergeben dürend“ nach dem Buchstaben desselben Ordens-Gehorsams; sondern was er ist, das ist er heute wie gestern, aus eigener Wesensmacht; denn er hat sich nicht verkauft an einen engern Verband ausserhalb der einen grossen Gemeinde der Hülfbedürftigen — er ist Kosmopolit, nicht Patriot; Streiter, nicht Soldat; Krieger, nicht Landsknecht; Kämpfer, nicht Werber noch Geworbener; Freischärler, nicht Condottiere; Landwehrmann, nicht Gardist. Für ihn gibt es nicht Secten noch Confessionen, nicht Dogmen noch Doctrinen, nicht Guelfen, nicht Ghibellinen — er schwärmt nicht mit Dante für Kaisermacht, noch mit dem Spiessbürger für der Altväter engen Hausrath, — sondern hält's einfach mit dem, der Unrecht leidet, so oder so.

Es hat ja nämlich jedes Heldenthum irgendwie sein Correlat an einem Leiden — Abwehr oder Ertragen eines Leidens ist die Probe des Helden — das vergangene Leid muss er überstanden haben — das gegenwärtige aushalten — das zukünftige nicht scheuen. Darnach gruppiren sich die Helden wie die Arten des Heldenruhms: der bewährte Dulder hat Treue gehalten — der ausharrende Kämpfer hält Stand —

*) Und dass dem Pathos das humoristische Gegengewicht nicht fehle, mag es gestattet sein, hier einen Satz aus einem Zeitungsbericht über den Renz'schen Circus anzuhängen: „das Pferd N. N. versteht mit Leidenschaft zu gehorchen, etwas was unter den Menschen seit der Ritterzeit ziemlich aufgehört hat“ — aus lobendem Munde gewiss ein unverdächtig Zeugniss zur Bestätigung des oben betonten Moments im Begriff des Ritterlichen.

der Dulder verzagt nicht, der Held überhaupt fürchtet nichts — der Gerüstete und Gewappnete erbebt nicht vor dem drohenden Unheil, lässt sich nicht einschüchtern, nicht zurückschrecken. Selbst was wir am Thatenhelden bewundern, ist ja nicht das unbesonnene Sturmlaufen eines blinden Eifers, sondern das Unermüdetbleiben in Entbehrung und Mühsal, das willige Ertragen der Noth und Beschwerden, aus deren zermürbendem Einerlei die Gefahren des Schlachttages wie zur Erholung rufen: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Muthes Herr ist, denn der Städte gewinnt“ (Spr. Sal. 16, 32). Die *Mater dolorosa* und die büssende Magdalena, Niobe und Hekuba, Cassandra und Lätitia Bonaparte fanden die Perle der Unsterblichkeit erst in der Hefe des Daseinskelches, dessen Wermuth sie bis auf den Grund geleert, wie Hiob vor uns steht, schlürfend am Ysop. Seiner Leiden rühmt sich selbst der Apostel, und Leiden waren es, was das liebliche Bild der duldenden Königin*) zu jener lichten Engelsgestalt verklärte, die vor den begeisterten Schaaren der Freiheitskriege einem Leitsterne gleich daher zog. — Leiden um der Treue willen ist der Stempel, der den Adelsbrief wahrhaft himmlischer Ehren besiegelt, sein Wappenschild das Unterholz des „Kreuzes“. — Was mit wildem Schmerze die Mienen Abälard's und Heloisens durchzuckt, ist das Grollen desselben Gewittersturms tiefsterregter Gefühle, welcher einst die Furchen — für die Saat der Heldenglorie! — aufwühlte, die, zur Ruhe des Friedens erstarrt, in den Zügen des frommen Einsiedlers dem Kundigen die Tafelinschrift einer ganzen langen Leidensgeschichte vorhalten. Sei es die werkthätige Liebe oder die Wahrheit, sei es das Recht oder die Treue, um was Einer gelitten: immer gleich ehrwürdig sind uns die Spuren, die das durchkämpfte Weh zurückgelassen — mögen sie vor uns liegen in der Kunde,

*) Sie selber hat von sich gesagt: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie erlitten habe, und sie wird sagen: sie duldeten viel und harrten aus im Dulden.“

die durch die Jahrhunderte zu uns gedrungen, mögen sie uns begegnen, wo kein Maler sie schaut, kein Dichter sie besingt. Die meisten Heroinnen verbringen ihr Leben in dunkler Verborgenheit — denn über die stille Enge weiblichen Waltens hinaus verbreitet sich ja niemals das Laub des dort verdienten Heldenruhmes. — Und gleich schmerzenvollen Wesens ist das Heldenthum der Dichter und Denker: auch ihrer keinem ist es erlassen „das brennende Maal auf der Stirn des Genius“, — sein Herzblut muss hinströmen lassen, wer mehr als bloß eine flüchtige Rührung des Vernehmenden erreichen und für sich selber zählen will unter den „Heroen“ des Parnass. Ja, zuweilen sind die Herzensklänge das Einzige, wonach wir zu bemessen vermögen, ob Einer sei Held oder Abenteurer.

Der blosse Abenteurer sucht in den Gefahren den Kitzel ausserordentlicher Erlebnisse auf, denn als solche haben sie Reiz für ihn — sind ihm selber der Zweck — dem Helden aber gelten sie nur als Mittel für höhere Zwecke und werden um dieser willen gering geschätzt, aber nicht in Stolz und Uebermuth verachtet. Desshalb weiss der Abenteurer nichts von Zagen noch Scrupel, wie sie doch den echten Helden gar wohl anfechten können — ja man möchte sagen: eine Heldenthat ohne voraufgegangenes Bangen bleibt so reizlos wie eine Beredsamkeit, aus der nicht noch ein Rest von Befangenheit hindurchklingt. Nur die gedankenlose Verwegenheit weiss nichts von „Bedenken“ angesichts der zu überwindenden Schwierigkeit. Darum vermag denn auch nur ein Herzenskundiger darüber zu entscheiden, ob ein Held vor uns steht oder ein Abenteurer. Das macht Briefe und Tagebücher der Thatenmänner so anziehend. Man sage nicht: denen bleibe zum müssig unfruchtbaren Geschreibe keine Zeit — vielmehr: je grösser eines Anspruch auf den Heldennamen ist, desto lebhafter wird bei ihm das Bedürfniss stiller Sammlung, der Einkehr bei sich selber sein — so hat es (der Cäsar, Napoleon, Friedrich gar nicht zu gedenken) Epaminondas gehalten, ohne damit sich unter die „contemplativen Helden“ (Hamlet, Brutus u. a.) zu stellen. Das Gepräge der blossen Thaten ist trügerisch — denn meistens

empfangen sie es vom launischen, zufälligen Erfolg, der doch über Werth und Währung nicht darf gefragt werden — und zwiefacher Täuschung ausgesetzt, wer als Wardein lediglich nach deren Aussehen abschätzen wollte: denn da kann echtes Heldenthum als Abenteurerei und diese als jenes erscheinen — und den Schlüssel liefert uns nicht selten erst ein Einblick in die stille Werkstatt der Gedanken, Gefühle, Stimmungen; — erlauscht wollen sie sein, die unsichtbaren Motive, und jeder ist zur Vorsicht gemahnt, ehe er ein Votum wage, sonst wird es ein absprechend Abthun, ein Aburtheilen, kein Beurtheilen, das bei der Sache, d. h. an ihren tiefsten Quellpunkten stehen muss. So kann es geschehen, dass wir erst aus dem Worte die Heldennatur erkennen, an die wir nach den Thaten, so wir gesehen hatten, nicht glauben wollten — wol gar verblendet obendrein durch Vorurtheile, gefasst nach Abstammung, Verwandtschaft, Tradition oder Doctrin. Nur wenig braucht man gelesen zu haben aus seinem Nachlass, um den erschossenen Maximilian von Mexico für was Besseres zu halten als 'nen überspannten Thatendürstling und ihm dieselbe Theilnahme zu schenken, wie seiner in Heldenwehr zerbrochenen Gattin; selbst die am strengsten über ihn urtheilten, nannten ihn nur einen praktischen Romantiker — aber wenn das eine Abart vom Abenteurer ist, so doch wol die edelste. Eine Gewähr für die Echtheit seines Heldenthums dürfte schon darin liegen, dass er mehr als einen der mitlebenden Dichter zu poetischer Verherrlichung begeistert hat und unter diesen einen Dranmor, der wahrlich über jeden Verdacht, dichterisch sich leicht bestechen zu lassen, weit erhaben ist. Schwerer und vielleicht für immer unmöglich ist uns die Antwort bei dem schwedischen Carl XII. gemacht — denn da scheinen die dem Richter unentbehrlichen „Acten“ nicht vollständig vorzuliegen; aber um so mehr sollte man sich hüten, über solche Fragen ein Tribunal aus Knaben zu bestellen — die mögen ihren Witz und Styl an dichterischen Charakteren üben — für die historischen sind sie nicht „reif“.

Was sind denn aber nun die Kriterien, nach welchen das Erkenntniss abzugeben und zu motiviren sein wird? Es ist leicht

gesagt, aber schwer ergründet, ob ein unwiderstehliches Gelüste, Ungewöhnliches, „Grosses“, „Gewaltiges“, Ungeheures, Titanisches zu vollbringen, ein wilder, wüster Thatendrang, diese höchste Steigerung der reinen Spontaneität, die einzige „Triebfeder“ gewesen, oder ob „Beweggründe“ dabei gewaltet, die dem Egoismus fern genug gestanden, um auch die blosse Ehrsucht oder Habgier purer Eroberungslust auszuschliessen. Ein vages Ziel liegt nicht am Ende der Heldenlaufbahn — nach „Flatterscheiben“ schiessen nur dilettantische Jäger — das sind höchstens Exercitien des „edlen“ Waidwerks — ein lebendig Wild verfolgt der wahre Schütze — und lässt er sich dabei, wie jener gleichnamige Ahnherr Maximilian's, auf eine Martinswand locken von einem werthlosen Gemsbock, dann folgt er nur einer Caprice, einer Cavaliermarotte oder einer Turnercourage, wie wenn er, dem Schwindel trotzend, sich dreht auf der höchsten Platte des Ulmer Münster — das sind Seiltänzerkünste, Heldenstücke, nicht Heldenthaten — mögen dem „letzten Ritter“ wohl anstehen, aber, des sittlichen Gehalts entbehrend, geben sie kein Anrecht auf mehr als kaltes Staunen. Der Ritter mag „liebenswürdig“ sich benehmen — der Held erst ist liebenswerth.

Reise-, Jagd-, Kriegs- und andere Abenteuer reizen und sättigen die Neugier, spannen die Erwartung — aber unser Herzensantheil gehört nur dem, welchen wir angespornt sehen von einem opferwürdigen Zwecke. Insofern gehört gerade auch das Heldenthum der Entdeckungsreisen einem zweifelhaften Genre an — und das Mehr oder Weniger sog. wissenschaftlicher Begeisterung ist kein sicheres Unterscheidungsmerkmal. Einige gestehen mit naiver Offenheit ein, dass sie mehr darauf aus waren, Löwen als Kenntnisse zu erjagen — indess auch bei den nüchternen Forschern bleibt die Grenzlinie schwankend; denn es fragt sich ja doch, ob Inner-Africa oder die Polarwelt wirklich Geheimnisse birgt, deren Ergründung das Aufsspielsen auch nur eines einzigen Menschenlebens lohnt. *) Wie

*) Obige Bemerkung hatte grade ihr horazisches Jahrneunt lang dem Druck entgegengeharret, als sie von allercompetentester Seite her

anders stehen die Ergrübler ethischer Wahrheiten da in ihrem Martyrium — mag man ihr Sinnen auch unfruchtbar schelten und ihm die „praktische“ Wichtigkeit erdkundiger Erkundigungen entgegenstellen: diese Beiden verhalten sich doch wie Ewiges und Vergängliches, wie ein beruhigtes Gewissen zu einem vollen Geldbeutel, wie der strenge Idealismus eines Mazzini (— man lese nur sein Manifest wider Papstthum und Materialismus nach! —) zur gewissenlosen Krämerpolitik Englands, die uns, ohne eigene Absicht, freilich auch zu einer Kenntniss des Buddhaismus verholfen hat, weil nun einmal das metaphysische Bedürfniss sich nicht dämpfen lässt und durch die Spalten und Risse sich zwängt, die rohes Soldatenpulver gesprengt hat. Das mögen die Gläubigen als providenzielle Veranstaltung preisen — aber sonderbar bleibt es denn doch, dass der liebe Herrgott seine „wunderlichsten Kostgänger“ zu Werkzeugen erhabenster Zwecke beruft, von denen sie selber nichts wissen, ja nichts wissen wollen — und das nach den einseitigen Maassstäben der Folgen als des „Erfolgs“ urtheilende Richtercollegium der reinen Historiker — es constituirt sich ja gern zur „Weltgeschichte, die das Weltgericht“ — thut's als Bewalter der Geheimnisse eines göttlichen Ordenscapitels zur Austheilung von „Ehrenzeichen“ ihm gewissermaassen nach und legt — für unbeabsichtigte Wirkungen — dem blossen Abenteurer einen Lorbeerkranz um's Haupt, wie er einer Schläfe versagt bleibt, durch deren Pulse das bewusste Suchen nach eben den Schätzen gebebt, für welche jener nur nebenher und ahnungslos den Weg zum Eingang in die Minen gebahnt hat.

Bestätigung fand: durch das selber schier heldenhaft zu nennende Bekenntniss, welches auf der Grätzer Naturforscher-Versammlung Weyprecht abgelegt hat über die Verfehltheit aller bisherigen arktischen Expeditionen, wo er gesteht, es sei ihnen mehr um die Curiosität des Polpunktes als um ernste Belehrung zu thun gewesen. In ganz dem nämlichen Sinne nüchternster Abwägung hatte — nach Carl Andree's Globus XV S. 123 — schon im Februar 1865 die *Times* von zweckloser Neu-, nicht Wissbegier gesprochen bei dem „Ehrgeiz, sozusagen auf der Erdachse zu stehen“.

Da müssen denn wol wir andern uns bescheiden, die wir nicht eingeweiht sind in so räthselhafte Regierungsmaximen oder — unsern Platz behaupten auf den Bänken der Opposition, um unsere Stimme zu erheben für die Rechte aller Verkannten, der schlechteste Part nicht in der Rolle der „Linken“, die dem Herzen ja näher, als die vom Haupte her gelenkte „Rechte“.

Die Minorität muss ja paradox — wenn nicht sein, so doch — klingen, so mag sie denn auch das Separat-Votum wagen, dass es während des ganzen Revolutionszeitalters wol keinen Helden gegeben, der grösser gewesen denn jener Anquetil Duperron, den seine Fachgenossen, als welche nur nach der Dauerbarkeit der Ergebnisse des Mannes „Bedeutung“ zu taxiren pflegen, leicht würden der Vergessenheit überantwortet haben, wenn nicht, der Gesinnung nachgehend, Schopenhauer sein Andenken erneuert und in Herzen fester als wie in Köpfen, in der Erinnerung sicherer als wie im Gedächtniss gegründet hätte.

Damit sind wir bereits nahe herangetreten an eine weitere Form des Heldenthums: an das Propheten-Amt, welches, trotz nicht blos, sondern grade nach seiner vermeintlichen Inspiration, denkbar nur ist als übernommen in schöpferisch freier, von Autoritäten entbundener, legislatorisch origineller Autonomie.

Die echte Prophetengestalt ist vielleicht die reichhaltigste unter allen charakterologischen Erscheinungen. Insbesondere wäre nichts einseitiger, als an ihr nur das der Zukunft zugewandte Antlitz zu sehen; im Gegentheil: genau eben so eigenthümlich ist es ihr, den Blick zugleich rückwärts zu kehren. In näherer oder fernerer Vergangenheit sucht der Prophet ein verlorenes „Paradies“ zurückzugewinnen — das gibt ihm die Maassstäbe für seine vorwärts angestrebten Ideale — insofern ist er seiner Natur nach *laudator temporis acti*: am Einmal-wirklich-gewesen-sein sollen seine Forderungen die Garantie ihrer abermaligen Möglichkeit besitzen, so soll der Messias die Herrlichkeit des Davidischen Königthums zurückbringen. Man kann also nicht einmal sagen: er trage seinen

Namen „der Vorhersager“ von seinem hauptsächlichsten Merkmal — *denominatio fit a potiori* heisst es ja sonst — solche Annahme würde zu einer Verkennung dessen, was an ihm das Grundwesentliche ist, führen. Wäre das Prophezeien, das Wahr- und Weissagen das eigentlich Charakteristische, dann wäre ja die Kartenschlägerin Lenormand auch eine Prophetin gewesen. Aber selbst die Kirche hat sich nicht länger der Einsicht verschliessen können, wie sogar bei der jüdischen Prophetie das Ringen nach nationaler Wiedergeburt den bestimmenden Willensinhalt ausmachte und wie nur der theokratische Charakter des jüdischen Staats diesem Prophetenthum κατ' ἐξοχήν die specifische Beziehung auf Jehovah gab. Freilich, im Namen seiner Gottheit spricht jeder Prophet — nicht blos, um seinen Worten höhere Beglaubigung zu verleihen, sondern mit Nothwendigkeit, weil jeder, was er an göttlichen Mächten glaubt und anerkennt, als Träger und Urquell der ihn selber belebenden ethischen Ideen ansehen und somit seine Worte für göttliche Eingebungen ausgeben muss. Da ist nichts von Betrug dabei, weil alles *optima fide* geschieht — und nicht einmal eine Selbsttäuschung kann man es nennen, sofern jede Gewissensstimme das gleiche Recht hat, sich in einen Göttermund zu projeciren und demzufolge ihren Inhalt, als *divinitus* souffliren, aus solchem zurückzunehmen. Von einer *fraus*, gleichviel ob *pia* oder nicht, lässt sich erst sprechen, wo Einer wider besseres Wissen sich als ein Orakel seiner Gottheit hinstellt. — Für Alles also, was den sittlichen Anschauungen zuwiderlaufendes in Worten und Schriften der Propheten sich findet, sind unmittelbar diese selber, resp. das Gewissen ihrer Nation, nicht aber ihre Götter verantwortlich zu machen, „also, dass sie keine Entschuldigung haben“. Die Pfaffen — die Erben und Ueberlieferer der Prophetenpredigt der Vergangenheit, die selbstlosen Medien einer erstarrten Tradition — mögen sich auf unbegreifliche Rathschläge des *Numen* berufen, auf Geheimnisse selbst in Gesetzen, welche dem Gewissen widersprechen (wie der Diebstahl beim Auszug aus Aegypten); die Propheten können das nicht — denn sie wenden sich eben gegen das Ueberlebte aus der Ver-

gangenheit, wider das Veraltete und Verrottete, und eben vermöge dieses Gegensatzes — der zugleich jede von der Vergangenheit zehrende Priester- oder Adelskaste zu „geborenen“ Feinden aller prophetischen Reformer von Buddha bis Mazzini macht — weisen sie den Blick in eine „bessere Zukunft“, die erworben werden müsse in büssender Abkehr von den „Sünden der Väter“; wovon es nur die Kehrseite ist, wenn sie zugleich das schwerste Unheil verkünden für die auf dem Wege des Unrechts und Frevels Verstockten. Allerdings also sind sie „ihrer Zeit voraus“, gehören insofern der jedesmaligen Zukunft an, welche sie anticipiren, indem sie sozusagen nur scheinbar (docketistisch) in ihrer eigenen Zeit leben, *potentiâ* („virtuell“) aber in einer höhern Entwicklungsperiode, deren Herannahen sie mit dem Vorgefühl des Zugvogels für die nächstfolgende Jahreszeit wittern. So verstanden behält also ihr Name seinen guten Sinn — aber was über solch unbewusst allgemein ethisches Präsigium hinausgeht mit localen, temporalen, numeralen Voraussagen, ist Kabbala, nicht Prophetie — und an dergleichen Berechnungen seinen Scharfsinn verschwenden nur die Sache capriciöser Superstition — mag der Israelit seinen Talmud oder der Herrnhuter seine Bibel zum Ausloosen missbrauchen — der Moslem mit Koranbuchstaben Hocus-Pocus treiben oder der Decemvir die sibyllinischen Bücher nachschlagen: im Fundamentalmotiv kommt es all auf eins hinaus: jede „Offenbarung“, jede „Apokalypse“ soll Gewissheit gewähren über die Endabsichten der weltbeherrschenden ethischen Urmächte, ob Heil verheissen werde oder ein Strafgericht verkündet. *)

*) Bei völliger Unabhängigkeit voneinander trifft mit obiger Darstellung fast wörtlich zusammen, was ich später in einem Aufsatz Otto Speyer's über das Leben Savonarola's — Blätter für literarische Unterhaltung 1869 No. 39 — gefunden und ich möchte dies in seinen Hauptgedanken hier wiederholen zu jener Beruhigung, die jedem Selbstdenker ein unverhoffter Consensus mit anderen gewährt. Es werden dort als die Ingredienzen einer solchen Natur zusammengestellt die Merkmale: ein den Zeit- und Landesgenossen einen Spiegel vorhaltender Bussprediger — ein weiser staatsmännischer Gesetzgeber —

Nach Maassgabe dieser Bestimmung muss ein Prophetenthum sich nachweisen lassen bei allen Völkern, in denen überhaupt noch das sittliche Bewusstsein lebendig. Aber grade die Zeiten, wo dieses in Gefahr ist, zu ersterben, sei es in schnödem Egoismus, sei es in der Versteinerung einer unhaltbar gewordenen Morallegislation, sind auch die Epochen, in denen der verglimmende Docht auflodert zu einer weit leuchtenden Flamme, in denen das gefesselte Gewissen seine Ketten sprengt,

Reformator und Revolutionär, intuitivgenialer Regenerator einer verdorbenen Welt — scharf klaren Verstandes, tief erregbaren Gefühles, von schöpferischer Phantasie und republicanischer Sittenstrenge. Dann heisst es weiter in besonderer Hinsicht auf eben jene Jahrhundertwende: „Christof Columbus personificirt und erklärt sie alle. Es ist ein Zeitalter mehr von Heroen als von Denkern. Sie zu fragen, was sie wollen, wohin sie streben, ist thöricht. Sie wissen nur, dass sie vorwärts gehen, sie fühlen, dass sie in ihrem Beruf die Welt mit sich fortreissen — weiter nichts. Aber diese Unbewusstheit ihres Thuns und Strebens darf uns nicht befremden; sie ist grade vielmehr ihre Stärke, ihr Verdienst. Sie zerreißen die Schleier, sie öffnen die Bahnen des neuen Lebens, nicht durch die Macht des Verstandes, sondern durch die Macht des Willens und des Glaubens. Sie haben das Genie von Propheten, das Herz von Heroen und das Schicksal von Märtyrern. Die Welt erschreckt vor diesen neuen Titanen, die ihr die alten Idole umzustürzen drohen, und fällt über sie her, um sie zu vernichten; bald aber betet sie ihre Reliquien an und folgt begeistert ihren Spuren. . . . Baco und Descartes sammeln die Ernte, die das sechszehnte Jahrhundert gesät. Was aber hätten diese stillen Denker vermocht, wenn jene hochsinnigen Kämpfer und Dulder nicht vorher durch ihr feuriges Ungestüm die Finsterniss durchbrochen und durch ihr Märtyrerthum die Wege geebnet hätten!“ Ausserdem wird noch bemerkt, dass es übrigens dem Savonarola auch nicht an Visionen gefehlt und er selber sogar besonderes Gewicht darauf gelegt habe. Damit vergleiche man, was Ebend. Nr. 44 Moriz Carriere aus Renan's Charakteristik des Apostels Paulus mittheilt: „Solche Helden des praktischen Lebens haben andere Pflichten, als die des beschaulichen: diese haben als erste Pflicht, ihre thätige Rolle ihrer Idee zu opfern, zu sagen alles was sie denken, nichts als das, was und wie weit sie es denken — jene dagegen haben oft ihre Ideen, manchmal sogar ihre ausgeprägtesten Grundsätze dem Interesse der Sache zu opfern, der sie den Triumph verschaffen wollen.“

in denen der Prophet ersteht, um seinen Weheruf erschallen zu lassen über die Schlafenden, dass es, wie „die Posaune des Weltgerichts“ ihnen in die verstopften dumpfen Ohren dröhne. Darum ist Einsamkeit der Wüste kein zufälliges, sondern ein unentrinnbares Schicksal aller Propheten — langsam erheben sich die sorglosen Träumer, langsam reiben sie sich die blöden Augen, langsam klärt sich der trübe Blick für das neu-erglänzende Licht.

Wen aber diese Auffassung und Deutung zu rationalistisch bedünken will, der überzeuge sich zuvor, was die Charakterologie vom Schwärmer und von mystischer Intuition zu sagen hat und in welchem Sinne wir das Wort zum unsern machen: Mysticismus sei die Dialektik des Herzens (von Goethe citirt, W. in 40 B. III S. 196) d. h. die im Kampf wider eine blosse Kopfreligion siegreich behauptete ewige Wahrheit des Ethischen. Weil aber diese nur Eine ist, so kann auch der Inhalt aller Prophetie — seines vergänglichen Beiwerkes entkleidet — in allen Zeiten und Räumen nur Einer, ein identischer, sein. Die Chinesen haben ihren Confutse, die Iranier ihren Zarathustra, die Hindu ihren Buddha, die Juden Mose, Jesaia, Jesus, die Griechen Solon, Demosthenes und Phocion, die Römer die Gracchen und Cato von Utica, die Italiener Gregor VII., Columbus, Savonarola und Dante, die Spanier Calderon, die Briten Cromwell und Milton, die Franzosen J. J. Rousseau, Jeanne d'Arc, die Deutschen Luther, Hutten, Fichte, Jahn, Stein, Arndt, Körner, Schenkendorf, die Friesen Uwe Jens Lornsen, die Dänen Grundvig, und so jedes Volk den seinen, bis in unsere Tage, wo auch Czechen, Polen, Ungarn (Petöfi) sich erhoben haben auf den Weckeruf eines Nationalpropheten.

An allen aber ist das Wort wahr geworden:

Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt

— sei's auch nur *in effigie* — denn allen gemeinsam ist das drohende Geheimniss der verborgenen Tiefe, die ethische Bedeutsamkeit der Welt, den Bösen ein Greuel, den Leichtsinnigen ein Schrecken, den Guten ein Trost; das ist es, was — nach der

Sprache der Hebräer — der „Seher“ schaut, der „Bote“ meldet, der „Dolmetsch“ ausspricht, wovon der *Vates* singt, ein Kalchas droht, die Schaar der Priester predigt.

Ermahnen, Strafen, Zukunftenthüllen sind die drei Hauptstücke dieses Amts und eines fordert so viel Muth wie das andere — denn „keiner will sich weisen lassen“ — und die Wechselrede zwischen Festus und Paulus Ap.-Gesch. 26, 24 und 25: „Du bist verrückt, die idealistische Doctrin der Bücherweisheit wird bei dir zur Verrücktheit“ — „Nein, ich bin ganz bei Trost und rede nur, was ich vor Wahrheit und Vernunft verantworten kann“ — das hat sich wiederholt, sooft ein Prophet und ein Blasirter oder Nüchterner aufeinander stiessen — sonst wären ja nicht der Maniakus und der Mantiker, Weissagen und Weismachen, der Tell und der Tolle, Verzückte und Verrückte Eines Stammes.*) Der alte Frundsberg hat es zu Worms bezeugt, welches Heldenthum das schwerere und somit höhere sei — und Solon musste es wagen, sich sinnlos zu stellen, um wagen zu können, dass er sinnvoll rede. Dem Spotte Stand halten ist härter als im Pfeil- und Kugelregen stehen — davon hat in Dichtung und Geschichte mehr als Einer zu erzählen gewusst und sich hinweggewünscht, wo „die scharfen Reden flogen“; das Lachen des Pöbels schrillt geller in die Ohren als das Pfeifen der Geschosse, denn es will das Leben des innersten Selbst verwunden, den Odem der Selbstgewissheit rauben; und eine Kassandraseele muss fester umpanzert sein als selbst das Herz des leidenreichen Odysseus. Der Abmahnungsbrief einer Cornelia musste dem Sohne entsetzlicher klingen, als alle Drohreden der erbitterten Feinde — wie das „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ und „Meine Brüder sind die, so an mich glauben“ aus tieferer Wunde quillen,

*) Den Zusammenklang von *χρησμός* und *χρηστής* mit *χρηστός*, der gewissermaassen einen Nachhall hat in unserm „zum Besten“ und „zum Narren haben“, möchte man wie den von „Reden“ und „Rasen“ in der lutherischen Uebersetzung obiger Stelle lieber ironisch als ernsthaft nehmen.

als wie das „Wehe über Dich Jerusalem!“ — und wie die Verleugnung Petri weher thun musste als der Verrath des Judas.

Wie neben dem echten Thathelden als sein Zerrbild der Abenteurer, so steht neben dem wahrhaft begeisterten „Schwärmer“ mit seinem warmen Herzen der Phantast mit erhitztem Kopfe, und wie der Abenteurer durch Schnelligkeit wirkt, so sammelt im Sturm der Phantast sich eine Gemeine — ein Meteor, wie Islam und Mormonenthum. Langsam reifen die Saaten des Prophetenthums — die Maccabäer folgen dem Jesaia erst nach Jahrhunderten, wie die Ritter der Kreuzzüge den Aposteln des Nordens; denn alle Propheten gehören zu den Helden der Minorität — desshalb schreiten sie den Revolutionen voraus, stehen nicht mitten in denselben, denn wenn ihre Ideen „durchgedrungen“, haben die Würmer längst ihre gotttrunkenen Lippen verzehrt. Arnold von Brescia, Cola Rienzi, Bernhard von Clairvaux sind einem Peter von Amiens darin ähnlich, dass sie auffordern, nicht ein blosses Sprachrohr mit einer lebendigen Kehle zu verwechseln. Zum Widerstande er-muthigen, dazu ist es schon Zeit, wenn die Unterdrückung erst im Verschwiegenen empfunden wird — es ist die Stimme, die zum Ausharren mahnt — aber das Schwert lässt sich erst schwingen, wenn schon der „Widerstand der stumpfen Welt besiegt“ — Epaminondas kam auf die Agora erst dann, als die Verschworenen schon ihr Werk gethan, die Ritter dem Helden die Bahn gefegt hatten, — dem Baumeister geziemt es nicht, Handlangerdienste zu thun — dem Manne des Wortes nicht, mit dem Eisenschwerte dreinzuschlagen.

Wie kurz und rasch zurückgelegt dennoch oft der Weg vom Haupt zur Hand, vom Kopf zur schwertschwingenden Faust ist, dessen gemahnt uns der Zug gelegentlicher Brutalität, welcher schon hie und da bei den alttestamentlichen Propheten hervortritt und in welchem besonders Cromwell diesen geglichen — aber schon Macchiavelli dachte sich jedes umgestaltende Genie als einen *profeta armato*, längst ehe ein Louis Napoleon in der Einleitung zu seinem Julius Cäsar eine ähnliche Doctrin an diesem, dem eigenen Ohm und dazwischen dem fränkischen

Karl d. Gr. exemplificirt hatte. Und wie selbst das aller äussern Hilfsmittel entblösste Herz den Kampf um die Verwirklichung seiner Ideale aufnimmt, dafür verdient doch immer wieder ein Pestalozzi als Vorbild genannt zu werden. Der im Stolz auf seine geistige „Unabhängigkeit“ frisches Bruchland für den Wahrheitsacker „stürzende“ Forscher setzt ja sein bishen Brot und „Existenz“ leichtlich kecker aufs Spiel, als der abenteuerlichste Projektemacher und Handelsspeculant das „spielend“ gewonnene Vermögen, und wenn gleich um mehr materielle Güter, ringt ja doch in seiner Weise nach gleichen Principien jeder Pionier der Wildniss und sie alle, die man hat preisen dürfen als „Heroen der Arbeit“ — und wir brauchen nur einen Schritt weiter zu thun, um auch dem wacker unternehmenden Geschäftsmann einen Platz einzuräumen auf dem durch heldenhaftes Streben geweihten Boden. Sie alle stehen ja in gemeinsamer klarer und voller Gegenbildlichkeit zum engherzigen, nichts wagenden Philister, der sie alle miteinander Narren schilt und sich obendrein tugendstolz in die Brust wirft — blos weil er die Courage nicht hat, zu Gunsten höherer Sittlichkeit das bürgerliche Gesetz zu verletzen, an dem sich zu vergehen freilich an irgend einem Punkte sich getrauen muss, wer immer ein Anrecht haben will, zur Heldensippe, sei's auch nur als letztes ihrer Glieder, gezählt zu werden. Denn freilich lassen sich Helden so wenig aus dem Teig des zahmen *juste-milieu* backen, wie pressen auf dem Wege des Zwanges, wie es schon in Wieland's Gandelin heisst:

Und freilich, ein Held zu sein
Ist keine Sache zum Erzwingen.
Es würde manchem nicht gelingen,
Der es versuchen wollte.

Zum Herold des Prophetenthums wird aber auch der Künstler vermöge desjenigen Theiles seines Wesens, der ihn zum *Vates* macht, der ihn beruft, zu seiner Nation, seinem Zeitalter zu sprechen: siehe, da stehst Du und dahinaus führt Dich der Weg, den Du betreten! — halt ein! kehr um! oder Du bist verloren. Von ihm gilt Wort für Wort, was Hamlet

(III, 2) dem Schauspieler als dessen Mission vorhält: to show virtue her own feature, scorn her own image and the very age and body of the time, his form and pressure. (Der Tugend die ihr eigenthümlichen Gesichtszüge zu zeigen, wie allem Schmählichen dessen eigenstes Bild vorzuhalten — der Gegenwart und der ganzen Leiblichkeit einer Weltepoche das ihr gebührende Modell und Gepräge.)

Je weiter nun der Bereich ist, über welchen hin der Held — in was immer für Gestalt — sein Wirken ausdehnt, desto mehr erweitert sich auch der Bereich seiner Verantwortlichkeit über den engen Kreis des Einzel-Ich hinaus — und da liegen die Keime des Tragischen in allem Heldenthum. Jedes Handeln eines Helden greift über in die Sphäre fremden Wohls und Wehes — und mag er auch nur der angerufene Berather sein, wo es gilt, einen lebengestaltenden Entschluss zu fassen. Er muss den Muth des Wagens haben — nicht blos das eigene und fremde äussere Wohlergehen, sondern sogar den Seelenfrieden in eigenem und fremdem Busen aufs Spiel zu setzen darf er im Hinblick auf die höheren Zwecke kein Bedenken tragen, wie ja längst gesagt ist: „Zu allem Grossen ist der erste Schritt der Muth.“ Auch hierin gleicht er dem Piloten. Wer durch Sturmesfluth will gerettet sein, darf nicht schelten und wehklagen über jeden kleinen Verlust, der dabei über Bord spült — hart an den Klippen vorüber führt die Strasse zum Hafen, und aus see-erfahrenem wie -befahrenem Munde merken wir uns das Wort: „Andere Dreistigkeit gilt bei uns nicht als die Ruhe.“ — Hätten die Argonauten sich schrecken lassen vom Zerrupfen der Federspitzen im Schweif der vorausgesandten Tauben: sie wären umgekehrt vor den Symplegaden und hätten das Vliess nicht heimgebracht, noch irgendwelchen Zauber gebrochen. Wer zuvor einen Garantieschein fordert, dass er sein Gewissen unversehrt „aus der Affaire ziehen“ werde, taugt nicht zum Helden — das ist der moralische Muth im engern Sinne. Auch der Prophet läuft ja Gefahr, dass sein Wort im Ohr des Thoren zu Wahnsinn sich verkehre — und wird darum doch nicht schweigen, wenn

der Geist ihn treibt. — Vom Lenker des Fahrzeugs, vom Führer des Heeres werden die Seelen derer zurückgefordert, die sich ihm anvertraut — der Beichtiger, der Arzt, der Vormund, die Regierenden sind Rechenschaft schuldig für das Thun und Lassen Anderer, welche die blossen Vollstrecker ihres Willens sind — wer also kaum sich getraut, einzustehen für das eigene Thun, der bleibe fern, wo die Last des Gewissens sich vervielfacht — und wer nicht willens oder nicht fähig ist, dies zu bedenken und zu begreifen, der schweige, wo ein Urtheil soll gefällt werden wie im Todtengericht der Aegypter. Dem Umfang der Verantwortlichkeit muss der der Vollmacht entsprechen: wer sein Vermögen auf Zinsen gibt, muss wissen, dass er es verlieren kann — um so leichter, je höhere Rente er fordert — wer fremdem Glück das eigene anvertraut, soll nicht klagen, wenn Fortuna seinen Depositär fallen lässt — für Fahrlässigkeit, Leichtsinn und Vergeudung mag er in Anspruch nehmen — aber Recurs und Regresspflicht hören auf, wo der Dinge unabwendbarer Lauf ins Unheil führte — diese Anerkennung muss der Held verlangen, wo er eintritt in die Verwaltung fremder Güter, Leibes oder der Seele. Wer möchte sonst wol irgend ein Risiko übernehmen? Genug, wenn der gestrandete Schiffer mit gutem Gewissen aussagen kann, er habe nach bester Ueberzeugung seine Pflicht gethan. Selbst wenn in Nebel und Wettergebraus der Kopf ihm wirr ward, dumpf und wüst, das Auge auf Minuten trüb und unsicher, die Hand am Steuer schwankend, weil die Sterne, nach denen er seinen Lauf zu richten hatte, sich ihm verdunkelten: so ist er doch ein Held geblieben und hat nicht zu Schanden gemacht das Urbild, wie es vor uns steht in jenen Naturen, die ein resolute Wesen mit Légèreté verbinden, denen man ansieht, dass sie das Commandiren gewöhnt sind, ohne dass sie, wie der aufgeblasene Militair oder Bureaukrat, ihre Lust daran hätten, „Befehlerles zu spielen“, oder Freude am Was-zu-sagen-haben als solchem und um seiner selbst willen. Sie wissen, warum sie Gehorsam fordern müssen und ihre Sicherheit ist die des Stolzes. Dem Aehnliches mag sich bei Unter-

nehmern und Vorstehern grosser technischer Gewese, wirklich ins Grandiose angelegter und geleiteter Erziehungs- und Heilanstalten finden; überhaupt da, wo im strengsten Wortverstande viele Existenzen abhängen von der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit eines Einzigen. Insofern sind auch diese Berufskreise nicht ausgeschlossen von poetischer Gestaltbarkeit, und neben den Romanen aus dem Seeleben haben diejenigen, in deren Mittelpunkt etwa ein weltenverbindendes Handelshaus steht, ihre dichterische Berechtigung.*)

Aus allem Bisherigen muss nun bereits klar geworden sein, wie viel oder wie wenig Antheil am Heldenthum der Energiegrad in seiner Abstractheit ansprechen kann. Jene Schwachmüthigkeit, welche sich von jedem resoluten Dreinschlagen alsbald imponiren lässt, glaubt nur allzuleicht, sofort einen Helden anstaunen zu müssen, wo sie einen mit der „Todesverachtung“ eines Gladiatoren rechts und links Püffe austheilen sieht, wie die Boxer bei englischen oder nordamerikanischen „Preiskämpfen“ — und kaum eine viertel Stufe höher steht jener kindisch-burschikose Stolz, mit welchem ein „Fux“ auf die zahllosen Schmarren hinzeigt, die das Gesicht seines Corps-

*) Es lässt sich ja nicht leugnen, dass auch an reine Geldverhältnisse, Vermögensunterschiede, Wechselverbindlichkeiten (man braucht nur an Shylock zu denken) u. dgl. sich wahrhaft tragische Collisionen heften können; aber die abstracte Natur alles Zählens und Zahlens gibt ihnen einen fleisch- und blutlosen Charakter und damit einen nüchternen Beigeschmack — Vischer würde sagen: der Erden- schwere — das Gemüth ist nicht voll und ungetheilt dabei, und man kann sie die prosaische Poesie, also gewissermaassen die traurige Tragik nennen. Darauf beruht der unpoetische Zusatz in den meisten „bürgerlichen“ Trauerspielen; aber Schiller hatte Unrecht, die ganze Gattung als solche in „Shakespeare's Schatten“ ausnahmslos zu persifliren und zu perhorresciren; ein Hebbel hat gezeigt, dass auch hier der Geist die dumpfe Materie durchleuchten, das Stoffliche durchgeistigen kann, so dass wir über die heroischen Kämpfe der Resignation die kleinlichen Anlässe vergessen und auch hier jenes Heldenthum seine Triumphe feiern kann, an welchen es wahr wird, das Wort vom

grossen gigantischen Schicksal,

Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Seniors, als des Vorkämpfers ihrer aller, zerfetzt haben. Gewissermaassen repräsentiren — beiläufig bemerkt — Corps- oder Landsmann- und Burschenschaftsverbindungen die zwei Seiten eines Afterheroismus, welche sich gegenseitig zu einer Nachahmung des alten Ritterthums ergänzen könnten — sie verhalten sich wie physischer und moralischer Muth — wie „Gesunde“ und Gemüthsmenschen — wie Schuster und Schneider — wie Brutalität und Schwärmerei. Beide klirren einher in phantastischer Rüstung, die sie angethan wider imaginäre Feinde — die Einen vertreten vom Ritterthum das Fechten um einen Ehrbegriff, der sich in die einzige Maxime: „Du sollst Dir nichts gefallen lassen!“ vergrößert und entgeistet hat — denn sie kennen keine andere Behauptung der „Manneswürde“ ausser dieser einzigen des Sichnichtsbitenlassens (ein duldender Held ist für so flache Schädel eine *contradictio in adjecto* — oder wie die „gesunden“ Philosophen unter ihnen sagen: eine Verirrung des ethischen Bewusstseins) — die Andern wännen, geharnischt auf dem Plane zu stehen für eine „Idee“, an welcher, was sie Rührendes enthalten könnte, dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt, womit alles „altkluge Wesen“ behaftet bleibt. *) Aber wenn diese Eintheilung auch ein ausgeschlossenes Drittes übrig lässt — eben jene „Kameele“, deren nüchterne Energie grade so weit von herausforderndem Trotz, wie von einer Verstiegtheit entfernt ist, die hernach im „praktischen Leben“ mit der kläglichsten Abschlagszahlung auf ihre „Jugendträume“ vorlieb nimmt — wenn also auch die Besten, die Charaktere von wahrer Mannheit, nicht darin befasst sind, so ist es doch zeitlebens kein ganz werthloses Kriterium, ob Einer es in den Jahren der überschliessenden Kraft mit dem Faustrecht oder mit der — freilich oft verfälschten — Idealität gehalten hat — man sieht's den Meisten doch noch an der

*) Moriz Haupt in seiner Rede zu Königsgeburtstag 1867 hat (S. 12) die Burschenschaftsideale „altkluge Abstractionen“ genannt; und wirklich scheint der Altklugheit die Abwendung von kindlich naiver Intuition zu abstracter Urtheils- und Idealbildung eigenthümlich zu sein.

Nase an — und die „alten Herren“ mit den weitübergeschlagenen Kragen, die Einem jetzt nur noch in vereinzelt Ueberresten begegnen, sind doch von einer wohlthuenden Herzenswärme umweht und haben sich einen „Sinn für Höheres“ d. h. für uninteressirte geistige Interessen bewahrt, der sie grade in den Augen der Wenigen, welche, einer jüngeren Generation angehörend, dem materiellen Zeitenstrom zum Trotz, die Fahne des Idealen hochhalten, zu eben so liebenswürdigen als vertrauenerweckenden Gesellschaftern macht. Es hat sie doch auch einmal etwas von jenem reformatorischen Pathos beseelt, wie es dem blossen Eukolos, der mit allem zufrieden ist, nimmermehr kommen kann, weil er alles gar schön und gut findet.

Jenes Requisit des Heldenthums aber macht sich ja auch darin geltend, dass — wie männiglich bekannt — Widerwärtigkeiten der wahren Heldenseele nur dazu dienen, das in ihr glimmende Feuer zu schüren. Aber was bei weitem die Allermeisten bei dem Bilde, welches sie sich von einem Helden machen, glauben nicht entbehren zu können, das ist jene „Thatkraft“, die ihr Wesen darin hat, dem Handeln sich entgegenthürmende Hindernisse aus dem Wege zu räumen — jene besondere Art von Energie, auf die das Wort gemacht ist:

Where there is a will, there is also a way,

von welchem die als beste angenommene deutsche Uebersetzung:

Willenskraft

Wege schafft

das Moment des rücksichtslosen Vorschreitens noch schärfer hervorkehrt. Wen keine Gewissensbedenken stören, der hat es leicht, energisch zu sein — und wenn das „Ungeheure“ zum Stempel echten Heldenthums hinreichte, so wären Ritter- und Räubergeschichten dessen angemessenste dichterische Verherrlichung, und Graf Tolstoi hätte mit seinem — dem Shakespeare'schen Richard III. an die Seite gestellten — Drama „Iwan der Schreckliche“ — mehr als bloß ein grandioses charakterologisches Phänomen auf die Bühne gebracht.

So werden wir immer wieder auf den Unterschied zwischen blosser Willens-Kraft und Charakter-Stärke zurückgeführt

und genöthigt, selbst an jener noch eine engere von einer weiteren Bedeutung zu sondern. Ueberhaupt nämlich ist die Willenskraft das Vermögen, sich oder andere zu halten und zu zügeln, eigene und fremde Schritte mit Sicherheit zu lenken und zu leiten — also die positive Seite der Energie, welche wiederum entweder sich im Widerstande oder im drastischen Handeln bethätigt. *) Nun aber ist es ein anderes, ob man sich nicht von momentanen Impulsen — Motiven — über den Haufen werfen lässt, oder ob man den negativ wirksamen Mächten des Hemmens, Beugens, Brechens gegenüber Stand hält. — Wer von augenblicklichen Reizen, Lockungen, Affecten sich hinreissen lässt, den sollte man (innerlich) haltungslos nennen, haltlos aber denjenigen, welcher äusserlich nicht hat, woran er sich anlehne oder festklammere, wenn die Wogen des Gegenschwalls auf ihn einstürmen. Miteinander sich verschmelzen jedoch können die beiden Begriffe, wo sie an der Selbstbehauptung identischer Strebungen ihr gemeinsames Maass bekommen — denn in dieser Beziehung äussert sich die Willens-Kraft als Charakter-Stärke — aber das letztere Moment ist am Helden-thum das wesentliche und entscheidende. Die blosse Thatkraft als solche zeigt sich in der Ausführung eines Entschlusses und in der Methode dieser als dasjenige, was das „Durchsetzen“ eines Vorhabens erst möglich macht — (sie hat, wie Doederlein

*) Wie dieselbe gern den Charakter einer mit dämonischer Ueberlegenheit gehorsamerzwingenden Herrschernatur annimmt, wo es gilt, ungewöhnliche Widerstände zu brechen, davon geben Belege jene mit einer Art von magischer Kraft ausgestatteten Persönlichkeiten, wie sie nicht selten auftauchen, wo ausserordentliche Umstände ihnen den Boden einer sozusagen unentbehrlichen Wirksamkeit bereiten. So ist im „Globus“ XII, 185 nach der New-York Tribune vom 28. Aug. 1867 von einem ehemaligen Besenbinder Johann Xaver Beidler erzählt: derselbe habe in Montana durch seinen blossen Zuruf: „*Hands up, gents!*“ (Hände hoch, Leute!) die wildesten Banditen gebändigt und genöthigt, die Hände über den Kopf hinauszustrecken, um sich binden zu lassen — und an der Spitze einer Art von Vehmgericht stehend, habe er das ganze Territorium gereinigt, wobei er freilich von einem wahren Cäsar-Glück scheint begünstigt worden zu sein.

in seiner an feinsten charakterologischen Unterscheidungen so überreichen lateinischen Synonymik — *s. v. conari* — sagt, ihr Correlat an der Schwierigkeit der Handlung, wie der Muth an den damit verbundenen Gefahren) die Charakterstärke als das Beharren bei demselben Entschlusse, auch wo dessen Verwirklichung noch ausgesetzt bleiben muss, also zuweilen als bloß passive Treue — nennen wir doch grade vorzugsweise den „standhaft“, der in dem Sinne Stand hält, dass er sich auch nicht erschüttern lässt in seinem Glauben — also als Märtyrer aushält in allen Schmerzen und nicht nachgibt den Versuchungen des Leidens, während die bloße Ausdauer genug thut, wenn sie nicht davonläuft. — Dem fast parallel steht ja auch der Unterschied zwischen Streiten und Ringen — jenes wendet sich an den Muth, dies an die Standhaftigkeit — jenes kehrt die Kraft heraus, dieses die Stärke — so ist die Stelle in Schiller's „Siegesfest“ zu verstehen: „ausgestritten“ ist die lange Reihe der Einzelkämpfe, „ausgerungen“ das schwere Dulden des ganzen Heeres gegen mancherlei Widerwärtigkeiten — und in diesem Sinne nannte eine Proklamation des Generals Willisen an die Schleswig-Holsteiner die Schlachtentage die Erholungstage der Armee — ich streite nicht mit der Noth, aber ich ringe mit ihr — da gilt nicht, wie sonst wohl, die List, Gewandtheit oder anderweitige Ueberlegenheit, sondern einzig das quantitative Maass der mehr passiven als activen Resistenz.

Die Thatkraft will nicht darauf verzichten, ihre Zwecke sofort zu realisiren, und sinnt auf „Mittel und Wege“ — der Charakterstärke genügt es, ihr Ziel „nicht aus den Augen zu lassen“, einen Plan nicht „aufzugeben“ — sie versteht sich aufs Siehgedulden und sagt mit dem phlegmatischen Gegenbilde zum velleitätenreichen Vetter in „Ut mine Stromtid“: ich kann warten, und: ich komme wieder, — ihr kommt es nicht an auf ein sichtbar drastisches Hervortreten der latenten „Energie“, welche als innerlich Wirkendes deshalb, genau genommen, auch nicht der nach aussen tendirenden Thatkraft schlechthin identisch gesetzt werden dürfte. — Ein thatkräftiger Egoismus schleudert bei Seite, was ihn aufhält auf seiner Strasse, eine

energische Selbstsucht brütet vielleicht nur über Cabalen, ohne sich irgendwie zu „exponiren“ — und darum ist doch der „auf Katzenpfoten einherschleichende Leisetreter“ dem Grade der Energie nach nicht schlechthin unter einen Verbrecher zu stellen, welcher am hellen Tage seine Raubanfälle vollbringt.

Weil zwei Hauptvoraussetzungen des Heldenthums — Muth und Leidenschaft — ein antinomisches Doppelwesen haben, desshalb führt uns die Betrachtung desselben in diese bunte Antinomienreihe, ohne deren Abklärung eine feste Vorstellung nicht möglich ist. Das körperlich Greifbare besticht das Urtheil der Menge, und Vertrauen auf Kraft und Gewandtheit des eigenen Körpers wird hingenommen als sichere Bürgschaft für wahren Muth — als ob es nicht z. B. athletische Turner genug gäbe, die charakterologisch beurtheilt nichts sind als reinsten Exemplare der verächtlichsten Schlappmichelei. — Seiltänzer sind eben noch nicht ohne weiteres Helden, denn die angebliche Wechselwirkung zwischen Muskel- und Willenskraft ist auch nur ein Stück aus der Rumpelkammerpsychologischer *fable convenue*; wer sich nicht ins Wasser stürzt, weil er nicht schwimmen gelernt hat, ist doch darnach wahrlich noch nicht für eine Memme zu taxiren — wohl aber ein toller Kletterer, wenn er alsbald „scheu ins Mausloch kriecht“, sowie ihm eine, ob auch unverdiente, moralische Vorhaltung gemacht wird — sei es von einem Erzieher oder einem Vorgesetzten.

So gibt es auch zweierlei Leidenschaften: die einen gleichen in ihrer Vehemenz dem Ungestüm des Wogendrangs — gegen sie kann man sich zur Noth mit Dämmen und Wehren schützen — die andern sind verderblich wie jene Quellen einer condensirten Wärme (etwa eine eingezwängte Spiritusflamme): sie verzehren Alles, was in ihre Nähe kommt, wenn sie erst einmal ihr Gefängniss gesprengt haben. Das explosiv Verpuffende aber macht nur Abenteurer, nicht Helden. Mit dem Helden mag man ringen um die Palme des Sieges — vor dem Abenteurer muss man sich hüten, um nicht die Beute seiner vulkanischen Stimmungen zu werden. Im Helden staut sich die gehemmte Kraft auf zu vermehrter Energie — aber wessen Leidenschaft nur gespannten

Wasserdämpfen ähnlich war: der fühlt sich entweder erleichtert, „abgespannt“, wenn rechtzeitig ein Sicherheitsventil an ihm konnte geöffnet werden, oder „zerrissen“ wie ein zertrümmertes Gefäß, wenn sich das expansive Element selber Bahn gebrochen. „Erhitzend“, „Spannung steigernd“, wirkt aber auf die verhaltene Lohe jede Ungeduld — zumal die des Harrens in Ungewissheit und auf eine von aussen zu erwartende Entscheidung; davon wird die Phantasie in eine aufregende und aufreibende Thätigkeit versetzt — und erst wenn die Wirklichkeit — plötzlich oder allmählich — deren Ausmalungen reducirt hat, kann Ernüchterung, Abkühlung eintreten — beim blossen Stimmungsmenschen bis zu völliger Gleichgültigkeit — bei der heldenhaft angelegten Natur zur Bitterkeit der Enttäuschung oder zur Hoheit der Resignation. Wo aber das „Auslassen“ einer Leidenschaft — sei es Liebe oder Zorn — die Hitze „verfliegen“ macht, da war es keine echte Leidenschaft, da war es entlehnte, nicht spontane, endogene Wärme. Daraus folgt, dass das unter immer höheren Hitzegraden fortglühende Verhalten an dieser Steigerung noch keine Garantie für seine Genuinität (*genuineness*) besitzt — das wahre Pathos findet seine Beglaubigung erst an einer Fortdauer unter Umständen, welche dem Pseudo-Pathos ein Ende gemacht hätten — und zum Helden befähigt nur solche durch nichts geminderte Ausdauer.

Wenn nun aber unsere Betrachtung unser jüngstes Nationalheldenthum ganz ausser Acht gelassen, so hat das nicht blos darin seinen Grund, dass ihre Entstehungszeit rückwärts jenseit dieser Glanzepoche liegt, sondern insbesondere in der Erwägung, dass man des Rausches Wonnen nicht im Rausche selber besingen, sondern hübsch abwarten soll, wie sich das Glück von heute am nächsten Morgen ausnehmen wird. Mögen also Geschildertes und Erlebtes sich lieber wechselsweise zum Maassstab und Probirstein werden: man prüfe, ob die von uns gezeichneten Züge auf die Helden passen, zu deren Zeitgenossen uns so hohe Gunst des Schicksals gemacht hat, auf welche aber beim Entwerfen dieses Bildes noch keine Rücksicht ge-

nommen werden konnte — und bestehen unsere Contouren diese Probe, so kann ja unsere Auffassung packendere Bestätigung gar nicht finden — aber man achte es auch umgekehrt nicht für einen Raub an der Hoheit unserer Erretter vor wälschem Wesen — gallischem wie römischem — ihre Gestalten mit den hier entwickelten Idealen zu vergleichen; denn diese sind hoch genug gegriffen, um die Bewunderung zu einer nur um so zwingenderen zu machen, wenn ihre Dimensionen in diesen Colossalrahmen hineinpassen.

Mit der zunehmenden Absorption der individuellen Grösse durch die abstraktere Gesamtpotenz moderner staatlichen Gemeinwesen aber ist es in Zusammenhang zu bringen, dass Gerwinus' Behauptung: die neue Geschichte bedürfe weniger der genialen Grösse der Einzelnen und desshalb würden, während das Durchschnittsniveau selber sich erhöhe, weniger aus diesem hoch aufragende Persönlichkeiten geboren — auf keinem Gebiet sich anschaulicher belegen lässt, als angesichts der heutigen Strategie, für deren Technik die individuelle Begeisterung allseitig eingestandenermaassen leichter zu unbequemer Hemmung wird, als sie sich zu förderlichem Hebel verwenden lässt. Der starke Einzelwille als solcher erschwert leicht die Disciplin der Unterordnung unter die reine Maschinerie, welche bei der Kriegführung in ihrer jetzigen Gestaltung den Ausschlag gibt. Wie selten kann jetzt noch, wer den Gang einer Schlacht erdenkt, auch unmittelbar lenkend in ihren Gang eingreifen! — und in dem Maasse, wie das Schlachtengewoge damit von seiner ästhetischen Verwendbarkeit einbüsst, verliert auch das persönliche Heldenthum an Gelegenheit, in sichtbarer Grösse und anschaulicher Eigenart hervorzutreten, ohne dass wir darum berechtigt wären, an seiner Existenz zu zweifeln oder auch nur zu vermuthen, dass es an sich seltener geworden in unserer als prosaisch verschrieenen Zeit, für deren Heldenthum wir aber vielleicht einst noch ebenso ein poetisches Gefäss finden, wie die Dichter bereits gelernt haben, so formarme Dinge wie Eisenbahn und Telegraph künstlerisch zu verklären.

2. Das Ritterliche.

Ein ergänzendes Costümbild zum Heldenthum.

Gegenüber der relativen Einfachheit des Heldenbegriffs gibt uns die diesem verwandte Sphäre des Ritterlichen ein desto bunteres Bild, dies jedoch auf Kosten des innern Gehalts wie der sittlichen Wuchtigkeit.

Wollen wir den trivialen Ausdruck nicht scheuen, so können wir sagen: das Heldenthum als solches sei von „allgemein-menschlichem“ Charakter, während sich uns das Ritterliche als eine theils historisch, theils national (ethnologisch) bedingte Abzweigung desselben darstellt, dessen volle Entfaltung nur auf dem Boden bestimmter Volks- und Zeitverhältnisse sich verwirklichen konnte. Insofern den Gesetzen des geschichtlichen Werdens und Vergehens unterworfen, bietet das Ritterliche der charakterologischen Betrachtung nur wenig unmittelbar metaphysisch verwendbaren Stoff dar und mit zahlreichen Zufälligkeiten des Zeitlichen behaftet, erschwert es sogar die Aufgabe, sein Wesen in auch nur descriptiver Weise zu fixiren, weil je nach den Unterschieden der Perioden und volksthümlichen Voraussetzungen wie der gesammten — besonders auch religiösen — Culturgrundlage bald diese bald jene Seite daran den Anspruch erhebt, als das eigentliche, spezifische Merkmal herausgestellt zu werden.

In dem Medium solcher zum Theil nebelreichen historischen Atmosphäre gibt es eine Strahlenbrechung von so mannigfaltiger Farbenfülle, dass selbst ein geübteres Auge nicht leicht durch diese schillernde und glitzende Hülle vordringt zu einem festen Kerne dessen, was für ein Allgemeingültiges und Durchstehendes darf ausgegeben werden. So ist es schon zum voraus nicht unwahrscheinlich, dass hier gleichfalls — wie so häufig auch sonst — die wissenschaftliche Auffassung grade solche Stücke, welche nach landläufiger Bemessung im Volksmunde des populären Sprachgebrauchs als die hervorstechendsten zugleich für die wichtigsten pflegen angesehen zu werden, zu einer recht neben-

sächlichen Bedeutung herabsetzen wird, ohne jedoch damit der Verpflichtung sich entschlagen zu dürfen, auch diese sozusagen ornamentativen Erscheinungsformen aus einem gemeinsamen Grundtriebe herzuleiten.

Diesen sachlichen Schwierigkeiten gesellen sich nun aber auch noch subjective Widerstände, und zwar ebenso sehr auf Seiten des Zeichners wie des Beschauers — denn mehr noch als anderen „Vorwürfen“ charakterologischer Skizzirung ist diesem gegenüber ein Voreingenommensein zu vermuthen, indem einerseits das Vorurtheil der dem Ritterlichen sympathisch Gestimmten einer ununterbrochenen Reihe anmuthender Züge von ausgeprägter Liebenswürdigkeit zu begegnen erwartet und andererseits die Gegenwart von einem Hauche rationalistisch-demokratischer Nüchternheit durchweht ist, die am Ritterlichen schon von fern einen Odem des Romantischen und Aristokratischen zu wittern glaubt, wider welches sich das an Intoleranz keinem seiner Gegner oder Rivalen nachstehende Bürgerthum einer exklusiven Bourgeoisie heutigen Tages nur antipathisch stellen könne, somit nur ablehnend verhalten dürfe.

Zwischen solchen Extremen die Mitte objectiver Unparteilichkeit innezuhalten, wird uns nur gelingen können, wenn wir unsern Gegenstand zuvor hinausrücken in die kühleren und helleren Höhen eines mehr ausserzeitlichen Standpunkts und zunächst demjenigen nachspüren, was das Ritterliche als ein den universell ethischen Maasstäben Unterstelltes legitimirt, wobei wir uns selbstverständlich ebenso sorgfältig eines philisterhaften Moralisirens wie einer libertinartigen Frivolität in der Beurtheilung werden zu enthalten haben.

Dem Realdialektiker aber mag man es nicht verargen, wenn er auch auf diesem Felde von der Zuversicht sich leiten lässt, an seinem Princip das Fortunatus-Rüthlein der rechten Findung zu besitzen.

In der That nämlich präsentirt sich uns das Ritterthum in seinem historischen Gegebensein sofort mit zwiespältiger Doppelheit: auch in seiner Brust wohnen die zwei Seelen der Willensbejahung und -verneinung, und wenn schon sich dieser

Gegensatz in zwei selbständige Formen — als geistliches und weltliches Ritterwesen — gesondert hat, so schliesst das doch nicht aus, dass jede dieser Hälften auch an der Eigenthümlichkeit der andern ihr Theil habe und so die Selbstentzweiung des Ganzen auch an sich verwirkliche.

Es ist ja schon an sich ein Widerspruch, geistliche Dinge mit weltlichen Waffen zu verfechten; denn das Himmelreich kann die Gewalt nicht brauchen — die Liebe leidet keinen Zwang — und dem wahren „Gottesstreiter“ steht keine andere Wehr wohl an, als nur das Dulden. Im Ordensritter stehen unvermittelt neben einander: die unbedingte Hingebung aller Selbständigkeit des eigenen Ich an einen willenlosen Gehorsam und die trotzig Selbstbehauptung im Widerstande gegen die Feinde. Sogar ja die allerengste Gestalt der Askese wird gefordert im Gelübde der Keuschheit — aber das hindert nicht, dass nach anderen Richtungen hin die volle Gier der Lebenslust ausbreche und die zarte Verzückung mystischer Himmelswonnen abwechsele mit dem tollen Rausche grobsinnlichster Erdenfreuden. Am vollständigsten haben sich diese heterogenen Elemente verschmolzen in des Ritterthums Vertretern germanischer Herkunft: die brachten ja aus eigenem Besitz jene Innerlichkeit hinzu, welche dem, was bei den Sarazenen vorneweg mehr Glanz als Tiefe gehabt hatte, erst eine höhere Weihe verleihen konnte. Dagegen musste sich die fortschreitende Veräusserlichung auf dem Boden romanischer Völker vollziehen, und in deren Stufen lassen sich unschwer die Epochen des Aufblühens wie des Hinwelkens des Ritterthums nachweisen, bis endlich die ganze „Idee“ hinabtauchte in ein Conglomerat gehaltentleerter Satzungen, für welche wir noch heute den romanischen Sprachen den Wortvorrath entlehnen („Galanterie“, „Courtoisie“, „parole d'honneur“, „chevaleresk“, „esprit de corps“ u. a. m.).

Oder kann es ein sprechenderes Symbol geben für diese Zwittergestalt aus islamitisch orientalischem und christlich europäischem Blute als jenes schwarz-weiss gesprenkelte Kind im Parzival? Wie vielen Rittern blieb „das doppelte Gesetz“ in

„Geist“ und „Gliedern“ genau so scharf geschieden, wie diesem armen Mohrenbastard die Farben-Felder seiner Haut!*)

Und man meine nicht etwa, nur das geistliche Ritterthum habe an solchem Dualismus gekrankt. Unter anderem Namen finden wir das Nämliche auf Seiten des weltlichen. Auch hier steht die innere Slaverei neben dem entschiedensten Freiheits-sinn: die Strenge der Ordensregel wird vollauf ersetzt durch die unverbrüchlichen Vorschriften der Standesehre — und von diesem Bann umschlossen, lässt auch die stolzeste und kühnste Selbstbestimmung individueller Autonomie sich gar nicht einfallen, an dieser Schranke irgendwie rütteln zu wollen: der an die Galere „höfischer“ Convenienz Geschmiedete rasselt nicht einmal mehr mit seinen Ketten. Nicht umsonst haben sich Ritterthum und Katholicismus so herzinnig verbündet: was in religiös-ethischer Beziehung der Gewissenszwang durch den Beichtiger, das ist im Herüber und Hinüber eines wechselreichen Austausches von Pflichten dem Ritter der Ausspruch seiner *pairs*, dieses Gerichts von Gleichen, welches zur Hut bestellt ist der Gesammtheit seiner Traditionen, — das was noch heute dem Corpsburschen und Officier sein „Comment“ heisst. So steht denn neben der Velleität zu vollmännlicher Selbstentscheidung thatsächlich die ganze Unselbständigkeit knabenhaften Bevormundungsbedürfnisses, welche in ihren ungebundenen Extravaganzen einer heteronomischen Beschränkung nicht ent-rathen kann. Und dankbar genug ist ja die schon so oft zwischen dem mittelalterlichen Ritterthum und der Art wie Unart des Knabenalters gezogene Parallele. Wie auch der keckste Bube zuletzt immer wieder selber sich innerlich ge-nöthigt fühlt, Halt zu suchen an einer Autorität: so holt sich auch ein Markgraf Gera nach treu- und gnadelosen Metzeleien Busse und Sühne zu seiner Absolution auf einer Fahrt ins

*) Wen es gelüstet, überall nach „historischen Grundlagen“ zu forschen, mag der Frage nachgehen, ob vielleicht schon im Mittel-alter eine Kunde nach Europa gedrungen von den weiss und schwarz „gescheckten“ Mischlingen, welche neuerdings Gerhard Rohlfs („Quer durch Africa“) auf Fezzan angetroffen hat.

heilige Land, und ein Tannhäuser bettelt um den verlornen Seelenfrieden zu Füßen des heiligen Stuhles; da wie dort dieselbe unvergorene Unreife des sittlichen Bewusstseins, dieselbe versöhnungslose Zerrissenheit des zugleich übermüthigen und „verzagten Dings“ von Ritterherzen. Wohl ist das herausfordernde Wort Hutten's: „Was ich gethan hab', das hab' ich gethan!“ in gewissem Sinne eine Devise des gesammten Ritterthums, wie noch heute der Leibspruch jedes braven Jungen, der zu stolz ist, sich hinters Ableugnen zu verkriechen; allein überschätzen darf man doch auch nicht, was sich darin kundthut an mannhafter Gesinnung, solange nicht die selbstbewusste Selbstgewissheit des echt protestantischen Geistes einer reformatorischen Zeit sich darin ausspricht. Wer nicht die Bussole seiner Handlungen im eigenen Busen trägt, ist kein wahrhaft freier Mann, und wer die Norm seiner Ehre den Uebereinkünften kastenartiger Genossenschaften entnehmen muss, darf sich wirklicher Unabhängigkeit nicht berühren wollen.

Kastenartig aber sind die Ritterverbände so sehr, dass sie sogar in den Rahmen zunftgemässer Gliederung sich haben zwängen lassen: erst wer ein „Meisterstück“ geliefert, rückt mit dem Ritterschlage aus der Knappen Schaar empor zum höheren „Grade“. Und wo Zunft ist, da ist auch straffer „Brauch“ und festgefugte „Beliebung“. Doch keinen schlimmeren Feind gibt es der selbstwählenden Freiheit als des Brauches Bann und das Gesetz des entseelten Herkommens.

Noch in seiner äussersten Verzerrbildlichung — als Mode — nimmt ja das allgemeine Thun das Handeln des Einzelnen, diesen einzigen Spielraum der individuellen Freiheit, in eben so unfruchtbare wie missliebige Zucht — kein Wunder also, dass alle Erträge ritterlich vollbrachter Gesammtthaten, ethisch angesehen, als keimunfähige Hülsen sich darstellen, behaftet mit dem Fluche sittlicher Verdienstlosigkeit. — Was der Ritterschule eine Substanz geben könnte: Makellosigkeit des Willensinhalts, ist für sie gar kein Kriterium. Was den Rittermuth erst zu ethischer Dignität erheben würde: freie Hingabe einer werthbewussten Persönlichkeit — für ihn ist es nicht vorhan-

den — da gilt der Muth um des Muthes willen — die zwecklose Selbstblossstellung im verwogenen Turnier wird gleichgeachtet der freiwilligen Aufopferung für eine heilige Sache, und der muthwilligen Provocation eines brutalen Raufbold's aus dem Wege gehen wollen, bedroht mit nicht minderer Schmach und Schande als wie schnöde Fahnenflucht vorm Landesfeinde — die bessere Individualität für bessere Aufgaben aufbehalten wollen, ist keine stichhaltige Motivirung, wo der Einzelne ganz selbstlos nur zählt in der Masse der Gleichen, nur die Gemeinschaft gilt, nicht ihre Glieder, denen es deshalb nicht zu- noch ansteht, *raisonnablement* zu rechnen, noch vergleichend abzuwägen, sondern simpelweg lediglich „Ordre zu pariren“. Alles eigentlich moralischen Gehaltes bar, ist die blosse Ritterehre auf eine Reihe rein formaler, conventionell formulirter Merkmale gestellt — daher ihre so vielfach zu Tage tretende Incongruenz mit der allgemeinen Mannesehre — Discrepanzen, von denen ja die Nachklänge selbst noch die bürgerlichen Verhältnisse der Gegenwart durchzittern, wie wenn der geprellte Philister zu seinem Schaden gewahrt, dass nur ein Ehrenwort ihn deckt, nicht ein Ehrenmann.

Aber grade diese vielfach in ein bewusstes System gebrachte Opposition des Ritterlichen gegen den „Civil“-Codex weist uns als ein überaus charakteristischer Zug zurück auf jene falsch verstandene Standesautonomie. Hierfür ist die Gestalt des historischen wie des Goethe'schen Göz typisch. Recht nehmen sollen aus fremder Hand, empfindet der Ritter als ein beleidigendes Ansinnen; er verschafft es sich selber und holt sich sein Genüge (*satisfaction*) in rechtschaffener Fehde; vor Gericht klagbar werden, dünkt ihn ganz eben so schimpflich wie den Schulbuben das „Petzen“, und lieber unterliegt er allen Zufälligkeiten solcher Ordalentscheidungen, als dass er sich seiner Eigenwehr entäusserte — sich die Waffe entwinden lassen oder gar einen Schlag hinnehmen, ist ja noch heutzutage der moralische Tod des unter Ritterpflicht Gestellten.

Erstreckt sich doch diese Verachtung des bürgerlichen Rechtes auf dessen eigensten Gegenstand selber: das streitige

Mein und Dein und die Sicherung des Besitzthums. Erobern will der rechte Ritter, nicht erwerben;*) Arbeit ist für Sklaven und Knechte, für den Herrn nur das Spiel — und auch mit und um Besitz wird gespielt, wo Ritterart waltet. So haben es ja schon die böotischen Ahnherrn gehalten, mehr auch ein Lykurg seinen Spartiaten nicht zugemuthet — und die bis auf diesen Tag für *par excellence* ritterliche Nationen galten: Spanier, Polen, Magyaren — wir kennen sie alle als hoch erhaben über „krämerlich“ engherzige Anschauungen in betreff des Schuldenmachens und Schuldenbezahlens, und wer's in Anderm nicht kann oder mag, der zeigt seine Rittercourage wenigstens noch in herzhaftem Geldpumpen und Wechselschreiben. Was einklagbar ist, eintreibbar durch die Schergen civilgerichtlicher Execution: das kann warten — denn dem armen Handwerker den sauer erworbenen Lohn vorenthalten und dessen Kinder hungern lassen, das tangirt die Ritterehre nicht**) — aber für die dem Herrn Kameraden oder auch nur einem erwerbsmässigen Bauernfänger mit „Ehrenschein“ verpfändete Spielschuld nicht alsbald Rath schaffen: das freilich würde letal sein für die ganze gesellschaftliche Ritter-Stellung. Nicht anders dachte ja „des Ritterthums Blume“, der wackere Cid, als er die plebejischen Geldsachen so tragisch und ungemüthlich gar nicht nahm, sondern seinen Juden das leere Nachsehen liess auf die mit Sand gefüllten Kisten, die er ihnen verpfändet; und zum Ueberfluss hat es noch Goethe beglaubigt mit seinem Sprüchelchen:

Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach, die wird kein Ritter los!

Täuschen uns nicht die Ergebnisse historischer Vergleichung, so ist das Hohle, Laxe, Renommistische und Rabulistische am Ritterthum ein Ingrediens überwiegend celtischen Ursprungs.

*) Insofern ist auch das Raubritterthum keineswegs „aus der Art geschlagen.“

**) Aus solchen Gründen konnte ja auch „chevaleresk“ als Bezeichnung einer falschen Vornehmheit sogar zu einem Synonymon von „rücksichtslos“ werden.

Iren und Gascogner gleichen noch heute den Galliern Cäsar's, in dessen Berichten immer wieder so manche Einzelheiten uns frappiren, als ob sie erst gestern passirt wären. Schon zu Veringetorix' Zeiten war „Verrath“ ein Lieblingswort im Munde seiner Landsleute, so gut wie es jetzt den Bazains und Wimpffens ins Angesicht geschleudert wird — und auch dem liegt etwas von ritterlicher Anschauungsweise zu Grunde: es ist Pflicht zu siegen; denn nur der Erfolg entscheidet als „Gottesurtheil“ über Recht und Unrecht. Der Besiegte ist *eo ipso* im Unrecht, und weil doch ein Volk nimmermehr selber sich als im Unrecht befindlich anerkennen kann, so wälzt es seine Schuld selbstverständlich ab auf einen Sündenbock von fingirter Alleinverantwortlichkeit.

So liessen ja die gallischen Schwärme unter ihrem Brennus mit Vorliebe die Gesamtentscheidung in Einzelkämpfen herbeiführen und zeigten sich den römischen Gesandten, die an der Schlacht mit den Etruskern theilnahmen, gegenüber von gar übelnehmerischer Empfindlichkeit — denn schon dazumal war das sog. Völker- und Kriegsrecht mehr auf ritterliche als auf moralische Principien gestellt: Schutz den Wehrlosen, Versöhnungsfarce nach ausgefochtenem Strauss und dergleichen Dinge mehr erscheinen auf solchem Hintergrunde nicht als Ausflüsse humanen Fühlens, sondern als blos logische Consequenzen einer Kampfeslust, welche nicht so sehr sittlichen Antrieben als überströmender Kraftfülle entspringt — sonst könnte doch nicht wohl die Geringschätzung tieferer, um ihrer selbst willen betriebener Culturbildung ein dem echten Ritterthum ebenso immanentes Moment sein, wie die schon erwähnte Verkennung des sittlichen Arbeitswerthes überhaupt.

Dass aber durchweg den Ritterthaten der katholische Charakter des ethisch indifferenten *opus operatum* anhaften bleibt, bestätigt sich nun weiter auch an dem, was noch als lebendigster Rest des Ritterlichen unsere socialen Verhältnisse durchzieht und was wir doch mit gutem Vorbedacht lieber für diesen spätern Theil unserer Betrachtung aufgespart, als in deren Vordergrund gerückt haben: an der Stellung des Ritters zum

Weibe — oder „ritterlicher“ gesprochen: an dem Wechselverhältniss zwischen dem Ritter und „seiner“ Dame und zwischen der Dame und „ihrem“ Ritter — und dass noch heutzutage die Tanzmeister und Tanzkunstbücher aller Völker die Tänzer als die „Cavalieri“ aufführen und „aufführen“ lassen, mag uns der tiefer gehenden Analogien gemahnen, welche unverkennbar zwischen dem einstigen ritterlichen Minnedienst und dem Gebahren in unsern heutigen Ballsalons sich erhalten haben: in Beidem gleich wenig Betheiligung des Gemüths (— um nicht zu sagen „Herzens“, weil uns das der Chicane blossstellen könnte, dass man uns das *Mon coeur à ma dame!* entgegenhalten möchte) — und desto mehr des genitalen Versagungskitzels — in Beidem das nämliche Geschwirr der galanten Phrase und die nämliche Abwesenheit ernster „Absichten“ — ja in Beidem der identische *haut-goût* einer heimlich adulteriösen Lüsternheit bei promulgirter ideeller Weibergemeinschaft. Wem das aber zu hart und schroff und derb und plump geurtheilt scheinen möchte, dem rathen wir sein Studium der Minnepoesie ein wenig über die für Töchterseminare zugeschnittene Auswahl sentimentalster Probestücke hinaus zu erweitern.

So wird das Ritterliche durchweg gekennzeichnet von einer gewissen Abstractheit — es kämpft für einen blossen Gedanken, nicht für ein selbsteigenes Pathos — nicht für ein Selbst, sondern für die blosse Möglichkeit eines solchen, die reine Potenz — ihm gilt darum überall das Können mehr als das Wollen. So wird die einfache Kraftprobe als solche ein Selbstgeltendes, selber Zweck, statt Mittel — das Innesein der Ueberlegenheit ist für sich selber Reiz und Antrieb genug — das Nichtkönnen allein schon mit dem Makel einer Schande behaftet, gleichviel worauf es sich bezieht: ob auf den Sieg im Turnier oder beim Gelage**) — nicht anders als wie in Knabenkreisen „kein

*) Uebrigens erwartet jede polnische Magd den, welchen die deutsche ihren „Schatz“ nennt, als ihren „Cavalier“.

**) Der Ritter von Hüfenheim begeistert ja noch allnächtlich als hehres Vorbild edler Zechekunst unsere Jünglinge auf allen möglichen und unmöglichen „Akademien“.

rechter Kerl“ ist, wem beim Rauchen noch übel wird. Wie im studentischen „Corps“ der angesehenste ist, wer am öftesten „contrahirt“ hat — wie Gamins sich balgen, lediglich um ihren Ueberschuss an Kraft anständig an den Mann zu bringen — wie ein Paar Boxer in der Kunst des Zerbläuens sich messen rein um der „Ehre“ willen: so ist die Zahl der bestanden Fehden der einzige Gradmesser ritterlicher Ehren — und „ritterlich für etwas eintreten“ heisst ja noch heute: ohne persönliches Betheiligte sein für eine beliebige Sache den Handschuh aufnehmen. Der Ritter bietet die Wette, weil das Wettspiel sein Lebensselement ist, und wer ausserhalb der Wettbedingungen steht — der Schwache, das Weib oder der Unbürtige — der existirt für ihn gar nicht oder nur als gelegentlicher Anlass und zufälliger Gegenstand seiner „ritterlichen“ Bemühung.

Hieran gewinnen wir einen ganz besonders perspectivenreichen Gesichtspunkt, denn derselbe erschliesst uns auf einen einzigen Blick das Verständniss für gar verschiedenartige That-sachen von sonst paradox bleibendem Charakter. Aus ihm erklärt sich nicht blos die Bereitwilligkeit des Ritters überhaupt, seinen Arm einer „fremden“ Sache zu leihen (womit sich an der Schwelle der neuern Zeit der fast unmerkliche Uebergang zum Condottiere und Landsknecht vollzieht), sondern auch der eigenartig ideelle Charakter des Ritterlohns und Rittersolds; denn jeden materiellen Gewinn verschmähend, wirbt er um nichts als Anerkennung, zumeist auf Seiten der zu Richterinnen bestellten Frauen und demgemäss in den damit gesetzten Formen symbolischer Ehrenzeichen, aus denen ja noch unsere Gegenwart es herübergenommen hat, dass Adler, Elefanten und anderes Wappenthier ihre „Ritter“ mit zugehörigen Farbenunterschieden in Ordenscapiteln versammeln: so holte sich ja der Turnierfechter seinen Kampfpfeis als flatternde „Schleife“ aus der Hand seiner Dame.

Solche Veräusserlichung aber bringt es ganz von selber mit sich, dass es für den Ritter innere Conflictte eigentlich gar nicht gibt: er ist ihren Unbequemlichkeiten schon enthoben

mittels des straffen Rahmens seiner Ordensstatuten; ihm ist sein Weg immer sicher — obzwar nicht eigentlich „gewiesen“, sondern — „vorgeschrieben“; und kommt ihm wirklich einmal eine kleine Herzenscollision in die Quere, so weiss er sich sonder Skrupel und Zweifel in beneidenswerth leichter Weise damit abzufinden nach simpelstem Kanon — wie denn z. B. der Cid in solchem Falle einfach der älteren Pflicht folgt. Rasch entschlossen nimmt der ritterliche Partisan seine Stellung, ohne ängstlich zu prüfen, ob wol hüben oder drüben des Rechtes mehr möge vorhanden sein. *) In der Arglosigkeit seines Sinnes fragt er nach weiterem Anspruch nicht: Schwäche und Hilfsbedürftigkeit sind ihm Legitimation genug. Darauf gründet sich das allererste Gesetz des Rittercodex: niemals des Andern Schwäche missbrauchen! — der Wehrlose ist als solcher von selber der Bestgeschützte, und jeder von Uebermacht Bedrängte hat eben damit schon das Recht, den Beistand eines hülfbereiten Ritters zu seinem Schutze anzurufen: der Ritter will zugleich ein Retter sein oder werden.

Wo aber alle Ehre auf die Kraft gestellt ist, da verbietet sich Anwendung schnöder List von selber. Geschlossenen Visirs mag der Ritter einherreiten — denn an Name und Person des Einzelnen ist nichts gelegen — worauf es ankommt, ist Wahrung der Gesamtehre — dagegen schimpflichere Schmach gibt es nicht, als nicht frei die eigene Brust dem Gegner darzubieten und Sicherheit zu suchen hinter verpönten Schutz- und Deckmitteln. Der sog. „offene, ehrliche“ Kampf ist vorderste Bedingung alles ritterlichen Ringens — also z. B. Gift von ritterlicher Hand gereicht eine Undenkbarkeit. Darum hatte das Ritterthum die Todesehre von dem Augenblick an empfangen, wo seit Erfindung des Schiesspulvers es mehr auf die Waffe ankam, als auf den Mann, der sie trägt — war es doch nur die Kehrseite dieser Auffassung gewesen, dass schon ein Por-

*) Vielleicht ist dies sogar der Punkt, an welchem die Synonymik einsetzt, nach der *cavalièrement* sich neben „leichtfertig“, „ohne Gründlichkeit und soliden Ernst von Maximen eine Sache betreibend“ stellt.

senna der Seelenstärke eines Mucius Scaevola und einer Cloelia Schonung gewährende Hochachtung angedeihen lässt. Nichts unwürdiger, als hinter Kniffe und Heimlichkeiten sich verstecken — das macht dem Ritter die Juristenkunst so verhasst und verächtlich, und diese Opposition hinwiederum ihn selber offen und aufrichtig, selbst über die Forderungen allgemeiner Moral hinaus — und Bezeichnenderes für die Unterschiede zweier Weltalter lässt sich schwerlich auffinden, als dass eben in diesem Stücke das unsrige mit seinem vorherrschenden Wettbetrieb um schlaunen Erwerb am weitesten von dem sich entfernt hat, was am Ritterlichen mit vollstem Recht eine echte Tugend heissen durfte.

Demgemäss achtet Geheimnisse der Ritter nur da, wo die Natur selber sie verlangt: in der Pflicht verschwiegener Minne, deren süssester Zauber ja hinschwinden müsste mit dem Ausplaudern trauester Hingebung. All seiner Siege sonst mag er laut sich rühmen — nur dessen nicht, der an fremde Ehre gekettet ist — das ist sein eigen nicht — daran hat er kein Recht, darüber keine Verfügung. — Verrath üben an den holden Vertraulichkeiten eines wohlbewachten Stelldichein erscheint darum in aller Ritterpoesie als Inbegriff allerboshaftester Tücke, wider die keine Rache zu hart und abgefeimt kann erdacht werden. Auch hierin geben die Gefahren des Verbotenen dem Genusse nur desto kräftigere Würze — und ob die heilige Jungfrau zum Kreuzzug aufruft wider die Ungläubigen, oder die der Herzensdame angethane Kränkung das Schwert in die Hand gibt wider den Beleidiger: der Ritter eilt sein selbst vergessend in den Zweikampf — für sich nichts begehrend als das Lob vollbrachter Pflicht — also auch dies zumeist Sache der Ehre!

Uns aber führt dieser Gegensatz des Mariencultus und des Dienstes der „freien Liebe“ zum Schluss noch einmal zurück auf die im Wesen des Ritterlichen auf all seinen Entwicklungsstufen wie in all seinen Erscheinungsformen sich darstellende realdialektische Doppelheit. Zwiespältig getheilt zwischen Hingebung (Aufopferung) und eigensüchtiger Selbstbehauptung

steht der Ritter vor uns als ein realdialektisch in sich gebrochener Held. Wäre das ritterliche Wesen jemals mehr in der vollen Mitte des concreten Lebens gestanden, so würde ihm auch die „traurige Gestalt“ erspart geblieben sein, in welcher jener innere Bruch äusserlich als ein Geknicktsein heraustrat. Die Entartung ins Barocke der Don Quixoterie, wie die Vergröberung zu einem plumpen Junkerthum war nur möglich, weil Idee und Wirklichkeit, oder bestimmter gesprochen: weil Gedanke und Wille, im Ritterlichen durchweg auseinandergefallen sind. — Naivetät und „Gesundheit“ im charakterologischen Sinne sind allem Scheine zum Trotz dem Ritterwesen im Grunde niemals voll und ganz zu eigen gewesen — es steckt zu viel Gemachtes, zu viel nach „Willkür“ Regulirtes darin — und wie der pedantisch gewordene Bureaukrat „nach Schema F.“ alles von sich abgestreift hat, was an einst so trotzig behauptete burschikose „Freiheiten“ erinnern könnte, weil es forcirte Unnatur war: so hatte es in Wahrheit nie sonderlich viel auf sich mit den aufgestellten Idealen des Ritterthums; denn das Bleibende daran entstammte dem Boden des allgemein ethischen Lebens und den „Glanz und Schimmer“ dämpfte der Staub der Jahrhunderte. Wohl lassen auch unsere „Fräuleins“ und „Mägdeleins“ ein ritterlich Huldigen sich noch ganz gern gefallen — aber die „Frauen“ und „Weiber“ eines nüchterner denkenden Zeitalters verlangen vom Manne doch schon mehr Männlichkeit als blosser „Ritterlichkeit“ — so ward zu einem blossen und obendrein nur accidentellen „Moment“ herabgedrückt, was einst das Ganze ausmachte am Ideal weiblichen Sehnsens. Unsere ethischen Aufgaben und damit die Anforderungen haben sich vertieft: man verlangt zur abstracten Kraft auch die Substanz eines dem Zusammenhang concreter Lebensfülle angehörenden Zweckes. „Selbst ist der Mann“ — kein blosses Sprachrohr oder Schneidewerkzeug im Dienst transcender Inspirationen oder phantastischer Galanterie — die „Höflichkeit“ als Cardinaltugend hinstellen, überlässt eine tieferem Gemüth ent quellende Weltanschauung den Chinesen.

Ehrwürdig ist uns das Ritterliche nur wie ein verrosteter

Harnisch aus einer alten Rüstkammer oder der Busenlatz eines Schlossfräuleins aus dem Nürnberger Museum.

Aus solchem Antiquitäten-Cabinet hat also sein Material zu entnehmen, wer eine Gliederpuppe ritterlich ausstaffiren will oder eine Wachsfigur zu einem Lebensschein oder Scheinleben zu bekleiden unternimmt, dass sie zum Träger aller ritterlichen Qualitäten werde.

Darüber wollen wir jedoch nicht vergessen, dass auch Eigenschaften, welche in sich selber ihren Werth besitzen, in ritterliche Formen sich kleiden mögen — denn diese verleihen ja dem Manne das Analogon zu dem, was am Weibe Anmuth heisst: der „ritterliche Anstand“ — die „Artigkeit“ — gewinnt die Herzen — die „ritterliche“ Grossmuth ist als solche darauf bedacht, dem, welchem sie erwiesen wird, alles Verletzende und insbesondere jenes Correlat der Demüthigung fernzuhalten, vermöge dessen eine eitle Generosität so leicht mehr wehe- als wohlthut — die „ritterliche“ Treue liebt ja ansprechenden Schmuck und wählt zum „zarten“ Sinnbild gern bedeutungsvolle und beziehungsreiche Angebinde — der „ritterliche“ Gehorsam hält auf Bewahrung der persönlichen Würde und duldet auch nicht den leisesten Schein einer servilen Gesinnung — der „ritterliche“ Freund ist Meister in den kleinen Künsten der Aufmerksamkeit (*attentions*) und dennoch bestätigen auch alle diese Beispiele, was uns oben entgegentrat: es ist immer nur ein äusserliches Verhältniss, welches dies „*epitheton ornans*“ zum Ausdruck bringt, geht nur die Form an, in welcher ein Willenssubstrat, ein Stück vom eigentlichen Charakterwesen, in die Erscheinung tritt, nicht diesen substanzialen Kern selber, — sonst könnte dieser nicht so unberührt davon bleiben, wo nicht blos spanische Banditen oder neugriechische Klephten „ritterlich“ auftreten, sondern auch urechte Lumpe — die Herren von Schubjackski, wie die Messieurs de Fripon — mit „ritterlicher“ Tournure sich in der Sphäre ihrer hochstaplerischen Thätigkeit einzuschmeicheln wissen.

Zu weiterem Ausblick wie zu resumirendem Rückblick aber möchten wir — zugleich unserer Nebenüberschrift zu kreis-

schliessender Rechtfertigung — am Ende noch die Frage aufwerfen: wie käme es wol, dass nicht blos alle costümirte Reiterquadrillen, sondern auch andere Costüme-Schauspiele (auf Bällen, Maskeraden, Carnevals-Aufzügen u. 's. w.) mit solcher Vorliebe zu Tracht und sonstigem Apparat der Ritterzeit greifen, wenn nicht hier — wie sonst nirgends — Aussicht gegeben wäre, mit der blossen Schale auch die Hauptstücke der Sache selber — wie man's nennt: eben „Alles“ — erfolgreichst imitiren zu können?

3. Der Biedermann.

Eine charakterographische Silhouette.

Zu den schwindenden Resten eines vorsündfluthlichen Zeitalters, welche unser „fortgeschrittenes“ Jahrhundert auf den Aussterbe-Etat gesetzt hat und von welchen deshalb kaum noch hie und da zwischen verfallenem Gemäuer liegengebliebener Landstädtchen ein vereinzelt Exemplar sein krückengestütztes Dasein hinschleppt, gehört auch der Gattungstypus des Biedermanns, bei dessen blossen Namen es jeden echten Sohn unserer hocheleuchteten Tage wie gelindes Gespenstergrausen überrieselt, weil er solch Schemen nur noch über den Boden der Ironie hat fortgleiten sehen.

Eine so durch und durch naive Gestalt verträgt nicht die grellen Reflexe einer hochreflectirten Aera; dagegen müsste sie sich schützen durch einen grünen Augenschirm, und der würde ihr das einfach ehrwürdige Antlitz hässlich entstellen. Uns bleibt also zum Zeichen unserer Erkenntlichkeit für einst empfangene, so überaus wohlthuende Eindrücke nichts anderes übrig, als dass wir die herz- wie vertrauengewinnenden Züge zu conserviren suchen, indem wir sie einbalsamiren und ihren Trägern so wenigstens zur wohlverdienten Ruhe verhelfen, dass sie nicht mehr „umzugehen“ brauchen wie lästige Gewissensmahner raffinirterer Epigonen.

Ihre Tracht ist selbstverständlich altmodisch vom Wirbel — oder besser gesagt: vom Zopfe — bis zur Zehe; denn ihrer Gesinnung haftet, modern gesprochen, viel zu viel Schwerfälligkeit an, als dass sie in irgend etwas sich zu raschem Wechsel entschliessen könnten — das leidet die angeborene altfränkische Zuverlässigkeit nun einmal nicht — und noch weniger möchte sich die unverbrüchliche Ehrlichkeit durch solchen Tand in Versuchung führen lassen, vom Pfade der Redlichkeit auch nur um eines Haares Breite abzuweichen.

Ein wenig Rauheit gehört ohnehin zum Biedermann von guter deutscher Art; das Allzuglatte, das Geleckte, das Gestriegelte und Gebügelte ist ihm schon von ferne verdächtig als wälsche Unart, und verwälscht und verfälscht sind in seinen Augen noch näher verwandt, als beider Klang in seinen Ohren. Wer also die reichen Schätze seiner inneren Lebenswürdigkeit geniessen will, darf sich nicht abschrecken lassen durch die zuweilen etwas ungehobelte Aussenseite. Der Schrein dieser Treuherzigkeit erschliesst sich rückhaltlos nur Dem, der ihm gleichen Geistes nahe kommt. Mit der feinen Spürkraft unverdorbener Sinne wittert er alsbald alles Gemachte und Ueberfirnisste heraus und weiss sich — wie jede echte Natur — in der Unfehlbarkeit seiner Instincte so sicher, dass jeder an ihn sich heranmachende Täuschungsversuch sich der allerenergischsten Zurückweisung gewärtig halten mag. Denn durch ein hohes Maass von Entschlossenheit unterscheidet er sich ja nicht blos von der schwachherzigen Gutmüthigkeit, sondern auch von jener harmlosen Tolpatscherei, die zufrieden ist, wenn man sie zufrieden lässt. Ihm dagegen wohnt viel Spontaneität bei und unerschrocken schreitet er zur Initiative, wo das Vorhandene Besserung erheischt, oder es gilt, Nichtvorhandenes zum allgemeinen Wohle ins Dasein zu rufen. Die lotterige Schlappmichelei ist seinem gesetz- und ordnungliebenden Sinne kaum minder verhasst, als die zuchtlose Taugenichtserei privilegirter und unprivilegirter Bummler. Die gradlinige Offenheit seines Gemüths duldet keine Winkelzüge, auch da nicht, wo es gilt, mancherorten missliebige Wahrheiten auszusprechen; und da

oder dort Anstoss gegeben zu haben durch unbequeme Aufrichtigkeit, das rechnet er mit besonderem Stolze unter die Ehrentage seines Lebenskampfes. Würde er doch in der Unermüdllichkeit seines Strebens das Faulbett einer nutzlosen Rentierexistenz der Schande vorzeitig vorgeschobener Invalidität gleichachten. Und wie er sich niemals besinnt, zu dem „Viel Feind', viel Ehr'!“ sich zu bekennen, so scheut er auch die Consequenz der Umkehrung nicht: wenig Freunde, noch grössere! — Dafür denn aber auch dreifach Wohl den Erlesenen, die seiner Freundschaft sich berühmen dürfen, in der das Wort noch nicht zur Mythe geworden: „Wo Eide schwört ein Druck der Hand.“ Auf Schönthuerei und Liebkindsein muss man da allerdings verzichten; denn der Biedermann ist gegen Alles, was er sein nennt — Weib, Kind und Freund — so streng, wie gegen sich selber — und wem sein ernstes Wohlwollen zu sentimentalitätslos ist, der muss sich seinen Halt an Anderen suchen. Doch dürfte er sich reichlich entschädigt finden durch die Wahrnehmung, dass dem „biedern“ Freunde auch nichts so fern liegt, als irgend welche berechnende Pfffigkeit — er selber gibt sich, wie er ist, und alle seine Zwecke liegen jedermann in gleicher Durchsichtigkeit vor Augen. Eben darum, weil er vom Andern nichts begehrt als diese nämliche Simplicität des Denkens, Wollens und Handelns, mag er sich gar nicht recht vorstellen, dass es auch versteckte Heimtücker in der Welt gibt, und behandelt demgemäss Jeden, wie er selber von ihm behandelt zu werden wünscht: mit unerschrockenem, nach heutigem Maassstabe freilich wol rücksichtslos sich anlassendem Freimuth.

Ueberhaupt erscheint es als eine besonders charakteristische Eigenthümlichkeit von ihm, dass ihm selber seine sämtlichen Vorzüge etwas schlechthin Selbstverständliches sind — er macht nicht das geringste Wesen davon — ja, er ist sich ihrer kaum selbst bewusst und er würde es gar nicht sein, wenn nicht ab und zu ein empfindlicher Anprall an die übrige und „andere“ Welt ihm ein Gefühl davon beibrächte, dass er doch wol etwas verschieden geartet sein müsse von dem Gros der

Schächer und Stümper, wie von dem gemeinen Haufen der Schelme und Schufte. Sein vollstes Gegenbild nämlich hat er an dem Schurken, der mit Niederträchtigkeit noch Feigheit, mit Gewissenlosigkeit noch Frechheit, mit Unrechtschaffenheit noch Gehässigkeit verbindet — und wenn wir schliesslich noch sagen: mit diesem verträgt sich der Biedermann wie der Hund mit der Katze, so überlassen wir es dem angeregten Leser, die Richtigkeit dieser Vergleichung bis in ihr feineres Detailgeäder zu verfolgen.

4. Die Noblesse.

Eine charakterographische Musiv-Miniature.

Die Noblesse — dies Prätiosenstück aus dem Cabinet der Menschenkenntniss — ist eine Spielart des Edelsinns; ein zartes Töchterchen des Gemüthsadels und der Hochsinnigkeit. Ihr vollster Widerpart heisst kleinliche Gemeinheit — denn zu ihren Hauptkennzeichen gehört eine gewisse Grossartigkeit in der Weise das Leben, die Menschen und die Welt zu nehmen — daher ihr ein Anflug von Humor nicht blos lieblich zu Gesicht steht, sondern schier zu ihrem Wesen zu gehören scheint.

Nicht minder charakteristisch an dem Verhältniss zu ihrem Gegentheil ist dies: sie wird aufs vortrefflichste verstanden, nämlich berechnet und ausgebeutet, von den Seelen, welche in allen Dingen die entgegengesetzte Maxime wie sie befolgen; sie selber ist dagegen schlechthin unfähig, ihrerseits sich in die Gangrichtung einer niedrigen Denkungsart hineinzusetzen; darum fällt sie aus einer Ueberraschung in die andre und diese sämtlich schlagen natürlich zu ihrem Schaden aus. — Allein, die Weise dieses Ueberraschtwerdens selber gibt ihr nur neue Gelegenheit, ein Stück ihres verborgenen Innern zu offenbaren: in stolzer Gelassenheit würdigt sie die gelungene Gaunerei kaum eines bittern Lippenzuckens und weiss zum voraus, dass es ihr das nächstemal nicht anders ergehen wird; sie wird vielleicht

„gewitzigt“, aber nie „gewitzt“, weil sie es mit Bewusstsein verschmählt, den Schlichen der Andern auch nur nachzudenken weiter, als wie die unmittelbare Erfahrung sie führt.

In den „erlauchten Seelen“ ist eben alles hell — selbst das Dunkel der Sorge noch durchschimmert vom Glanz verklärender Hoheit, und wo die Andern am sichersten beschmutzt werden: wo sie sich mit Besitzverhältnissen befassen, da bewährt sich die wahre Herrschernatur, die sich nie beherrschen lässt vom Tand der Welt, sondern selbstherrlich drüber steht: als Daseinszierden sich dienstbar macht, was immer dazu sich eignet, aber auch zu entbehren weiss, zumal wo innerer Schmuck den äusseren ersetzen kann. Staub und stoffliche Unsauberkeit lässt sich ja abwischen und -waschen — aber das zarteste Gemüthsgeäder zerreibend wie Kohlenatome kranke Lungenwege: so wirkt verletzend alles, was aus der Atmosphäre des Nichtswürdigen und Niederträchtigen in dies sensible Innere fällt.

Also nichts weniger als Stumpfheit gegen die Nadelstiche der Spitzbübereien ist es, was die Fassung bewahren lässt — nur wird es zunächst nicht als eigne Schädigung empfunden, sondern als ein Unwürdiges, was die Menschennatur überhaupt schändet, ganz abgesehen von den damit herbeigeführten Beraubungen.

Nach Seiten der geselligen Formen ist es der Noblesse eine Unmöglichkeit, anders als in der harmonischen Sicherheit wohlwollender Entschiedenheit mit den Menschen zu verkehren; und wenn je einmal dieser feste Halt hinschmelze, so könnte das nur sein vor dem warmen Anhauch der Liebe, der aus dem eigenen Innern die gleiche Gluth entgegenströmt. Aber Rauhes oder gar Rohes herauszukehren, wird wie eine Beleidigung des ganzen Menschenthums empfunden; der Gemüthsaristokrat hat ein Herz wie von Sammet: ein einziger Tropfen Thränennass würde auf dieser Stelle für immer Glanz und Weichheit zerstören und wie unter Vivisectionen das ganze Nervengeflecht in verzerrende Mitleidenschaft ziehen. Dennoch führt die Noblesse den Insulten brutaler Rücksichtslosigkeit gegenüber keine schärfere Waffe als die einer sokratischen, obzwar nicht stumpfen, doch niemals vergifteten Ironie.

Wie sie kein Feilschen fertig kriegt, so auch keine Verdächtigung: sie nimmt in unverwüstlicher Treuherzigkeit alle für das, als was sie sich geben und zahlt jedem den Preis, auf den er seine Waare berechnet oder seine Dienste, weil sie selber nie im Stande wäre zu übertheuern; für ihr Theil keiner Heuchelei fähig und keines Hinterhaltes, lässt sie sich aus tausend Winkeln umlauern und in tausend Schlingen fangen. Offenen Visirs durchs Leben schreitend, vermuthet sie Niemand in einem Versteck, als wen sie eben darin findet. — Intrigue ist ihr gleichbedeutend mit Unglaublichkeit — Ränkespinnen mit Undenkbarkeit. Und doch himmelweit verschieden von einer bloß gutmüthigen Arglosigkeit, imponirt sie sogar noch ehrloser Wortbrüchigkeit durch die Gelassenheit, mit der sie sich eben nicht aus der Fassung bringen lässt: sie betrogen zu haben, schafft kein Triumphgefühl, denn der Betrüger siegte nicht über Dummheit, sondern über Hochsinnigkeit und Grossmuth, und das ist immer — selbst dem Verstocktesten noch — beschämend.

Mit einem Worte: sie theilt mit der echten Ritterlichkeit alle die Merkmale eines verfeinerten Ehrgefühls, welche auf direct ethischem, nicht conventionell verfälschtem Grunde ruhen. — Der blossen Convenienz gegenüber verhält sie sich vielmehr nach dem Vollbewusstsein einer gehobnen Selbstverantwortlichkeit: zimperliches Wesen liegt ihrer Grossheit so fern, wie all die andern Hülfsmittelchen einer wackeligen Sittlichkeit. Darum wird sie jede Art von Ziererei grad' ebenso verschmähen, wie sie sich niemals besinnt, eine frei und offen dargebotene Dienstleistung mit entsprechender Unbefangenheit zu acceptiren, ihrer selbst zu gewiss, um sich nicht von der Selbstzuversicht leiten zu lassen, in gleichem Falle zu Gleichem bereit zu sein. Darum hat auch ihr eifrigster Dank nichts von bettlerhafter Devotion — aber desto mehr von Wärme und Innigkeit.

In einem feinen Herzen bewahrt sie das Andenken an ihr erwiesene Freundlichkeiten, ohne je an selbstgebrachte Opfer zu erinnern, und für nichts ist ihr Gedächtniss kürzer als für fremde Beweise einer unedlen Gesinnung; darüber ist sie als-

bald völlig hinweg mit einem *Never mind!* — Man kann also nicht sagen: sie sei allem nachträgerischen Wesen abgesagt oder blos abhold; nein, nie trat ihr auch nur die leiseste Versuchung dazu nahe, eben weil ihr das Niedere auf ihrem erhabenen Standpunkt nicht einmal bis „an die Fusssohlen“ reicht.

Wo aber einmal das Irdisch-Kleinliche unwiderstehlich sich aufdrängt, da weiss sie es zu adeln, indem sie auch das gross behandelt und ihm so den erdichten Beigeschmack des Schmutzigen abstreift, um es zu verklären durch das Licht echtster Gemüthspoesie. So hebt sie hinaus über das Peinliche all solcher Situationen, an denen der Mangel an Tact und rücksichtsvollem Zartgefühl unrettbar scheitert. Wo ihr Afterbild „sich nicht will lumpen lassen“ und in solch ängstlicher Beflissenheit um vermeintliche Ehre alles zu übertrumpfen trachtet, was von Andern anzunehmen man nicht umhin konnte, bleibt sie, einer höhern Würde sicher und gewiss, ganz unbesorgt, sich nichts zu vergeben — handelt im Gegentheil nach einer feinern Auffassung von dem, „was man Andern schuldig sei“, als nach den blossen Geldwerthe berechnenden Maasstäben jenes Commis-voyageur-, Landjunker- oder Corpsburschen-Comments, der in seiner — freilich auch „nobel“ aufspielen wollenden und darum so leicht verletzlichen, durch und durch selbstsüchtigen — Eitelkeit nur das Gebot kennt: auf jedes vorgesetzte Glas zwei zur Revanche! — wogegen die Noblesse sich sagt: solch Wiedervergelten mit Wucherzins-Heimzahlungen ist doch nicht sowohl ein Dank, als vielmehr im Grunde eine recht grobe Beleidigung — nur zu plump, um zugleich als Gemüthskränkung empfunden werden zu können.

Wer überall nur auf Compensationen bedacht ist und mit generösen Zumuthungen sich jeder Verbindlichkeit nicht früh genug meint entledigen zu können, gibt ja zu erkennen, dass es gar nicht auf ein wirkliches Geben und Nehmen abgesehen war, sondern auf ein Tauschgeschäft, bei welchem ein grossthuerisches Ueberlisten, das sich selber will übervorthellen lassen, der wenig feine Zweck ist. Dagegen steht die Noblesse

unter dem Bann eines Liebeswerkes und gewinnt es deshalb nicht über sich, da Ausgleichungen zu offeriren, wo der ganze Werth eben nur in der freien Hingabe besteht.

Und dies Erhabensein einer höheren Lebensauffassung zieht scharf genug die Grenze zwischen ihr und jenem gemeinen Leichtsinn, der, mit Trotz und Hochmuth gepaart, nur deshalb des Geldes nicht achtet, weil er nie gelernt, dessen Werth zu schätzen, [nämlich nach der Mühe des Erwerbens zu messen. Noble sind nicht zu „vornehm“, um zu arbeiten.

Dem Gros des *business*-Vulgus aber sind die Noblen echter Art ein Greuel und ein Dorn im Auge, den er mit vollem Hass zu beseitigen strebt, weil derselbe dessen eigne entgegengesetzte Praktik indirect an den Pranger stellt — so kann es, wie die Welt einmal ist, so kommen, dass man sich sogar durch eine gegen Dritte geübte Noblesse Hass zuziehen kann, weil die Concurrenz mit solcher moralischen Eroberung das Bewusstsein um die eigne ordinäre Gesinnung schärft — muss doch, auch wen es direct nichts angeht, vor solchem Anblick erröthen, wenn er gleichem Verfahren selber nachkommen entweder nicht kann oder nicht mag.

Die Noblesse aber schreitet, wie sie sonder Erniedrigung durchs Leben ging, auch in ungebrochener Grösse zum Tode. Noch im Abscheiden ihrem Charakter getreu, will sie nicht, dass viel Wesens gemacht werde von ihrem Sterben — und ihrer Unsterblichkeit gewiss, überantwortet sie ihr irdisch Theil so getrost dem Staube, wie alles andre, was sie ohne Klage dahingab, weil es nicht Antheil hatte an dem unvergänglichen Werthe ihres eigenen Daseins.

5. Die Anmuth und die Grazie.

Eine Email-Mosaik.

Bei keiner andern Zeichnung möchte der Charakterograph lieber die sonnige, würdige Stunde und Stimmung aufs sorgsamste abpassen können, als wo er sich anschickt, ein ge-

treues Bild von der echten Anmuth zu entwerfen. Da tauchte er seine Feder am liebsten in die allerzartesten Tinten und fühlte sich gern von einer Atmosphäre umweht, so duftig und linde wie die, in welcher diese zarteste Blüte des charakterologischen Paradiesgärtleins allein sich voll entfaltet und auslebt. Es hiesse sie ja gradezu schänden, wollte man sie abfertigen mit jenem graziösen Esprit, der grade nur ihrer halbbürtigen Schwester aus dem Lande der Romanen eignet. Als deutsche Maid will sie aufgesucht und umworben sein — nicht als wälsche Dame; am heimischen Herde ist sie zu Haus — da waltet sie als Frau des Hauses oder als Mutter in der Kinderstube — aber an der Schwelle des bloß modischen Salons macht sie schüchtern Kehrt und dem Toilettenzimmer der Ballerine wendet sie vollends stolz den Rücken zu — so lädt sie auch den Gast an das traueste Plätzchen ihres Heim, wo Behagen ihn umfängt, nicht des Luxus streng abweisende Miene.

Als Hellas' Götter in die Verbannung getrieben wurden, da zerstreuten sich die drei Charitinnen durch die Lande. Die feurigste der Schwestern zog gen Osten als Odaliske und wanderte von da mit den Sarazenen weiter nach Hesperien, wo der Andalusierin Reichthum aus ihrem Erbe stammt. Die gewandteste schweifte dann durch die Fluren Italiens und des gesegneten Frankenreichs und suchte sich bei den Töchtern provençalischer Zunge die Gespielen zum Reigentanz. Die dritte aber und edelste hielt eine Zeit lang sich verborgen in den Hainen Germaniens und liess sich dann unter Waldesschatten als Kind dieses rauheren Himmelsstriches adoptiren; seitdem hat sie ihre Liebe behalten für trauliche Lauben und Nachtigallengebüsch — dort hüpf't sie ewig kindlichen Sinnes durchs Gesträuch oder streckt sich in unverwüstlicher Naivetät in den Rasen oder auf Heuhaufen.

Ihr Schmuckkästchen heisst Herzensunschuld — ihr Geschmeide Holdseligkeit. Feldblumen sind ihr Kopfputz, ihr Gürtel rosig angehauchte Schamhaftigkeit. *Venustas* wob ihr den Schleier und am Rocken der „Huldgöttinnen“ ward ihr das Kleid gesponnen — aber nie legte sich der spröde, unechte Reif der Prüderie um ihre

Hüften, noch liess sie des sanftgeneigten Nackens zartgeschwungene Linie jemals zerhacken vom Diamanthalsband falscher Weiblichkeit. Statt der Geschosse erobierungslustiger Koketterie steckte sie die Pfeile selbstfroher, herzgewinnender Schalkheit in ihren Köcher — und wo die überrheinischen Basen und die transalpinischen Cousinen auf den Zehspitzen zimperlich gleiten und tänzelnd schweben, schreitet sie festen Fusses und mit voller Sohle einher, wie es einem treu vertrauenden Kinde der alten Tellus so wohl ansteht. Auf ihrer Stirn thront nicht die Majestät gebietender Hoheit — dafür aber der stille Seelenfriede des reinen Gewissens. — Um ihre Lippen spielt nicht die Ueberlegenheit eines Dienstbarkeit heischenden Witzes — wohl aber der Zauber zu freiwilliger Huldigung entbietenden Scherzworts. Der Wink ihrer Hand ruft keinem sklavischen Ritter noch ritterlichem Sklaven; doch gehorsamt jedem Blinzeln des weichen Lides freudig die Schaar aufrichtiger Verehrer. Sie schmeichelt sich nicht ein, wie die Grazie, und noch weniger lockt sie irgendwen zu sich, wie die Bajadere — aber ihr Gruss ist Dank (*grazia*) und ihr Zuneigen Erhebung. Der Eindruck, welcher von ihr ausströmt, ist überhaupt nicht schwächliche Rührung oder gar sentimentale Erweichung, sondern herzstärkende Contemplation oder andächtige Versenkung; vollends wo sich in ihrem madonnenhaften Mutterglück des Weibes weltunterwerfende Würde, wie des Weibes weltüberwindende Wonne verkörpert.

Diese Finger sind nicht gewohnt, noch geübt, unterwürfigem Handkuss sich hinzustrecken, aber nimmer entziehen sie sich dem treuherzigen Drucke einer wackeren Mannesrechte. Diesen Busen schwellen nicht Ueppigkeit, noch Gier — doch wogt und wallt er unter Aphroditens leisen Regungen wie unterm Zephyrhauch das Blütenmeer der Asphodeloswiese. Diese Wangen brennen nicht vor Glut des Verlangens — aber im durchsichtigen Geäder pulst die milde Wärme menschlich schönen Empfindens. Diese Augen strahlen nicht im Feuer auflodernder Leidenschaft — aber sie leuchten verklärt vom feuchten Schimmer süssester Wonnen. Ihr Sinn ist lauter und in dieser Brust wohnt friedsame Stille.

So entwaффnet sie selbst den Neid, und sogar die giftige Schlange Eifersucht wagt sich selten in den Bereich dieser ebenso anspruchslosen wie unwiderstehlichen Herrin. Ihren Schmerz sänftigt Gelassenheit, wie noch ihre lauteste Freude gedämpft ist von Sophrosynens unhörbarer Mahnung. Ihr Gewand schmiegt sich den Wellenlinien edelgerundeter Formen an — und ihre Sandalen bezog sie vom Markte Cytherens. — Wo eckige Härten vorspringen, prallt sie zurück, wie getroffen im eigensten Herzen ihres tiefinnersten Wesens, und wo ihr Unzartes begegnet, erzittert sie, wie verletzt, im geheimsten Nerv ihrer selbsteigensten Würde. Ihr Zürnen gleicht zwar dem Stirnrunzeln der jungfräulich strengen Diana — denn Jungfräulichkeit ist ja das Urdiplom ihres Adels —, aber ein Strahl ihrer Gnade durchrieselt den Busen des Getroffenen mit allen Schauern einer göttlichen Wollust. Wo es ernsten Kampf gilt, siegt sie mit der Gewalt so rücksichtsvoller wie grundsatzfester Ueberredung — und wo es Hader zu schlichten gibt, versagt ihrem Schiedsamt nimmer die Vermittlung eines billig ausgleichenden Sinnes.

Wohl ist sie vornehm und nicht unkundig ihres olympischen Stammbaumes — aber nimmer dünkt sie sich mehr, denn das Mittelgut vom Geschlechte der Sterblichen, wie es dereinst Prometheus' Odem belebt hat aus starrem Erdkloss. Und doch ist sie es, die wie keine andere Gottheit solch beschämenden Ursprungs könnte vergessen haben, wie vergessen machen. Denn sie ist's ja, die alles abstreift, was mit den Banden der Schwerfälligkeit*) die Menschennatur nieder-

*) Ueberall, auch wo wir das Wort auf die Bewegungen der Thiere übertragen, enthält der Begriff der Anmuth das Moment der Leichtigkeit in sich und steht mit diesem allem Plumpen und Steifen gegenüber. Aber Affen und Hasen sind auch flink und leicht, dennoch nicht anmuthig, weil ihren Bewegungen das Stetige, Gleichmässige, Fliessende der Continuirlichkeit, kurz, das Ebenmaass fehlt, welches uns nicht blos an der Katze oder am Windspiel, sondern auch am Eichhörnchen erfreut — denn selbst das Springen kann sehr wohl in anmuthiger Form geschehen — nur der ruckweis und mit sichtbarem Einzelansatz vor sich gehende Sprung bleibt aller Grazie bar. So entwickeln sich auch aus dem Gegensatz die verschiedenen

wärts zieht; sie, die ätherische Tochter des Zeus, zugleich die Gehülfin des Daedalus, ersetzt uns ja die Fittiche, die der böse Neid des Saturniers uns versagt hat — und ihre Schwingen entheben uns dem Staub der Werkstatt, dass wir bei der Arbeit des Schweisses nicht innewerden, noch der schneidenden Bürdekanten unterm Druck der Sorgen. Sie hilft noch die schwerste Last uns tragen — denn sie breitet das Polster ihres Lächelns darunter; — sie duldet nicht, dass unser Fuss an einen der Steine des Weges sich stosse — denn sie spreitet den Teppich ihres Zuspruchs und die Decke ihrer Ermunterung darüber hin. Unser Haupt bettet sie auf dem Kissen ihrer Ermuthigung und unsere Wunden verbindet sie mit dem Besteck ihres nie verfehlenden Trostes. Unsere Verzagtheit richtet sie auf am Stabe ihrer Zuversicht — und den Dämonen fieberheisser Verzweiflung wehret sie mit dem Kühlwedel unbeirrbaren Glaubens. Und wenn Ihr sie fragt, von wannen ihr all die unbewusste Weisheit komme und solch reiche Mitgift stamme, so nennt sie beides erröthend das bescheidene Erbe ihrer Mutter, der einfachen Herzensgüte.

Um ihre Glieder und deren Bewegung schwebt's wie ein Nimbus, dessen duftiger Nebel Eurem Auge die festen Umrisse ihrer Gestalt verhüllen, so dass zu jeder Stunde der verschönernden Phantasie jenes Recht gewahrt bleibt, das zwischen

Synonyme zum englischen *ungracefull*. Zunächst ist das gemeinsame Merkmal der Mangel an Sicherheit im Beherrschen der eigenen Glieder, also die Ungewandtheit, der es an der Fähigkeit fehlt, mit Leichtigkeit zu überwinden, was sich ihr entgegenstellt, wie der Ungeschickte überhaupt nicht recht mit etwas zu Stande kommt und der Unbeholfene sich nicht ohne fremden Beistand aus der Affaire zu ziehen weiss. Ist plump jeder, dem es an Zartheit fehlt, so ein Tölpel insbesondere der, welcher mit zarten Dingen nicht sorgsam und behutsam umgehen kann, linkisch, wer alles verkehrt macht, weil er es am „unrechten“ Ende anfasst, täppisch, wer blindlings sich fortbewegt und alles niedertritt, was Anspruch auf Schonung und Rücksichtnahme, hat und wie ein Elefantenkalb alles ruinirt, was ihm vor die Füße oder zwischen die Hände geräth, und unbekümmert um alles, was ihm in den Weg kommt, gradaus fürbass- — weniger -schreitet, als eben „-tappt“.

der Gewandung Falten mehr tastend erschliesst, als sinnlich wahrnimmt. Darum fühlt sie sich vielleicht so vorzugsweise heimisch unter dem ossianischen Heideduft des Nordens. Ihr würde nicht wohl sein können unter dem luftperspectivelosen Aether absoluter Durchsichtigkeit, wie das prüfende Kennerauge plastischer Künstlernatur es erfordert, — dem würde selbst ihre Schönheit nicht Stand halten — denn deren Sprache versteht nur der Maler — ihren Reizen nachzugehen, ist dem harten Meisel versagt — die vermag nur das geschmeidige Haar des Pinsels wiederzugeben.

Und der gesellige Kreis, wo sie des gastlichen Amtes in vollem Behagen walten soll, darf so wenig der Glätte des frostigen Weltmanns, wie der modischen Zierlichkeit befächelter „Schönen“ Zutritt gestatten. Wo es Repräsentation gilt oder Etikette, wo Eleganz gesucht wird und nicht Feinheit: da legt sie das Scepter in die Hand der welterfahreneren Grazie oder tritt ihre Würde ab an die nach der Tradition des vierzehnten Ludwig geschulten Oberhofmarschallin.

Da war es ja, wo sich ihr Grab aufthat in Gestalt des Reifrocks und ihr Sarg als Puderperrücke. Aber hochherzig wie immer trat sie auch diese Höllenfahrt an — dessen sicher, dass sie aus den Trümmern der Renaissance einst neu erstehen werde zur rechten Verjüngung und wahren Wiedergeburt am deutschen Bürgerherde. Wo Gretchen den Faust empfing und wo die Lotte von Wetzlar den Geschwistern das Brot austheilte, da schaukelten Feenhände die Wiege dieses erwachenden Dornröschens — und wo Altmütterchens Märchen erklangen, vernahm man den frischen Sang dieses allerherzigsten Rothkäppchens.

Desshalb heisst für sie eine Lanze einlegen nichts Minderes, als in die Schranken reiten zur Wahrung eines Kleinods unseres Volkes wider die Knappen der Afterschönheit von drüben, die wohl die Augen blendet und die Sinne verwirrt, aber das Herz kalt lässt und das Gemüth erfrieren. Denn dieses ist ja der Zwilling Bruder des holden Kindes — von ihm untrennbar und eins ohne das andere nicht einmal zu denken. Aus dem Born dieses priesterlichen Gefährten schöpft sie das Taufwasser, mit dessen Schönheits-Weihe sie das Werk des

Alltags heiligt und segnet — ihm entnimmt sie den Liebreiz der Geberde, mit dem sie auch das einfachste Thun adelt und dem Banne der Gemeinheit entrückt. Vom Altarschrein unseres Herzens blickt dies Holbein'sche Madonnenbild stärkend herab in die Mühsal unseres Lebens — und wo sie Gaben spendet, umkränzt sie sie mit den Gewinden des Zartgefühls und leisest tastenden Tactes. Nie beschämt sie durch Grossmuth und nie streift sie die Schranken des Peinlichen mit Engherzigkeit. Frei wie sie sich gibt, will sie auch hingenommen sein und ist keiner andern Ehre lüstern, als der ihrer angeboren, unveräusserlichen Würde. Ihr Ernst ist nie finster und ihr Frohsinn nie ungestüm — ihr Erwarten voll Geduld und ihr Hoffen voll Ergebung — ihr Willkommen immer herzlich, nimmer stürmisch — ihr Abschiednehmen innig, aber sonder Herbheit. Wohl kennt sie die Sehnsucht, aber auch an die heftigste gibt sie ihr Gleichgewicht nicht verloren, so wenig wie die Wonnen des Wiedersehens den Halt ihrer Selbstgewalt zu erschüttern vermögen. Selbst im tragischen Untergang bewahrt sie die Ruhe Desdemonens, wie von den Stürmen der Geistesnacht entblättert den Schmelz Opheliens. Ihr letzter Odem noch haucht Versöhnung und von den sterbenden Lippen noch träufeln ihr Worte des Friedens.

Ihr Innerstes thut sie erst auf als Holdseligkeit im verschwiegenen Brautgemach empfangender Liebe — und dem Schmerze ihres Schoosses entwindet sich das Schwesternpaar Demuth und Hochherzigkeit. Der Ottilientypus der „Wahlverwandtschaften“ zeigt sie im härenen Büsserhemde, während Correggio's händeringende Magdalena — noch mehr als Pordenone's Ehebrecherin — nur die Grazie der reuigen Sünde verkörpert. Aber die nämliche Ottilie gemahnt uns, dass selbst der reinsten Ungebrochenheit, die — eben in der Anmuth — das Menschenwesen kennt, etwas anhaftet von der Paradoxie eines Widerspruchs — denn grade der allerechtesten Holdseligkeits-Anmuth bleibt als Legitimation ihres reinsten Seelenursprungs etwas wie Unbeholfenheit der vor der Berührung der rauhen Welt mimosenhaft zurückbelebenden Blödigkeit ankleben.

Darum beirrt uns sowenig die einwendende Frage, ob es

II denn nicht auch Gemüthlose gebe, denen Anmuth nicht abzusprechen sei, wie der umgekehrte Einwurf, ob es denn nicht auch Gemüthvolle gebe, denen alles Anmuthige abgehe. — Denn Ersteres wäre höchstens eine Anmuth des Verstandes, also eben was wir als blosse Grazie definirt haben (wie wir im Tact den Verstand des Herzens kennen gelernt) — und Letzterem wäre zu erwidern: auch kaum! — denn selbst die formloseste Treuherzigkeit, die in rauhester Schale versteckte Innerlichkeit, ist für das verständnissvolle Auge, welches durch die Hermäenhülle den Götterkern hindurchleuchten sieht, von etwas umflossen, das dem eigentlichen Wesen der Anmuth mindestens nahe verwandt ist — man muss nur dieses nicht allzu äusserlich in glatten Manieren suchen wollen.

Versuchen wir aber zum Schluss die Strahlen des matterglänzenden Lichtbildes noch in Einen Focus zu sammeln, so offenbart sich dies Göttliche als das „Hehre“, wo es in voller, ungetrübter und ungebrochener Helle auf den Horizont des niedern Lebens herableuchtet, und wo die Sonne alles, was ein sterbliches Auge an ihr blenden könnte, wohlwollend und gnädig von sich gethan, um zu erquicken und zu beleben im Spenden milder Wärme: da entzückt uns die Huld, diese Einheit von Anmuth und Würde, von Freundlichkeit und Schöne, von Lieblichkeit und Erhabenheit. Holdselig ist ein Weib, dessen Liebreiz (— allemal seiner Natur nach von individuell bedingter und subjectiv bestimmter Wirkung —) durch edlen Stolz gehoben wird, hold ein Lächeln, in welchem den Stolz ein süsser Liebreiz mildert und zugleich verklärend erhöht.

6. Der Mensch und sein Eigenthum.

Eine Aquarell-Gruppe aus dem Gemüthsleben.

Mit der juristischen „Lehre vom Besitz“, wie sie ein Savigny behandelt hat, wird es nicht viel zu thun haben, wenn hier versucht werden soll, den lebendigen Beziehungen

nachzuspüren, welche zwischen dem Menschen und all den Dingen, die er sein nennt, sich anspinnen können. Es wird dies ebensosehr ein ethisches, wie ein charakterologisches Thema sein, indem aus dem Knoten des Selbstgefühls eine doppelte Wurzel sich absenkt, deren eine Hälfte zu der Betrachtung führt, wie im Eigenthum das Dasein und die Kraftwirkung des Ich sich erweitert, während die andere auffordert, zu ermitteln, wie das Expansiv-Streben des selbstischen Individuums sich ausdehnt auf das, was im weitesten Sinne diesem zu eigen gehört.

Ausserdem macht aber auch hier neben dem *πάθος* ein *ῥῆθος* sich geltend, und auch hier wird wol das Wort des Quinctilianus (Inst. VI, 2) seine Richtigkeit behalten: *πάθος concitat, ῥῆθος solet mitigare* (nicht anders wie Madame Necker den Verkehr mit Sachen statt mit Personen soll empfohlen haben, damit man sich die stille, permanente Heiterkeit nicht gefährde, indem jene nicht die Wünsche aufregen): der Grad der Innigkeit, bis zu welchem ein Mensch mit seinem Eigenthum gemüthlich verwächst, gibt Stoff zu einem ganzen Capitel der Gemüthslehre und reicht weit hinein in die Sphäre der Sitte und ihrer Selbstbewahrung.

Es gibt ja mancherlei Geiz und mancherlei Verschwendung, je nach ihren Gegenständen — und soviel verschiedene Arten von Schätzen einer haben kann: in soviel Formen kann sich auch seine Sparsamkeit bethätigen. Ob einer schonsam mit seinen Sachen umgehe, ist nicht blos eine Aeusserungsweise der formalen Hülftugend des sogenannten Ordnungssinnes, sondern ein Symptom der ganzen Sinnesart — und ob es das Selbsterarbeitete oder das Ererbte sei, welchem einer das grössere *pretium affectionis* beilegt, weist auf eine ethische Nuancirung hin, welche für die Gesamtbeurtheilung mehr als etwa eine gleichgültige Schattirung des Egoismus ausmacht. Da wie dort ist es ja nicht die Sache, das Stoffliche und dessen etwaiger Tauschwerth, woran das haftet, was sie einem theuer macht, sondern das Stück unseres eigenen Selbst, welches wir dahineingethan haben und welches nun mit einem Stoss, Ruck oder Riss bekommt, wenn uns Brutalität solch heilig Besitzthum

spoliirt — wie es ja überhaupt das Wesen alles Symbolischen ist, dass es ein Geistiges sinnlich vertrete, ein äusserlich „Bild“ dessen, was im innern „Sinne“ lebendig ist, also ein „Sinnbild“, sei.

Ganze Völker und ganze Culturepochen haben an solchen Unterschieden ihre Grenzmarken, die mit ihnen fortrücken. So verschwindet z. B. vor der nach Osten weiterschreitenden Germanisirung jenes sinnlose Vergeuden, in welchem russische und polnische Magnaten geradezu die entsprechendste Bethätigung ihrer „Grösse“ scheinen gefunden zu haben. Je mehr ein Selbstgefühl sich erfüllt mit concretem Inhalt, desto weniger kann es sein Genüge haben an einer so abstracten Form des Sichselbstgeltendmachens — und je mehr solch rohe Laune jeder Vernunft entleert handelt, desto werthloser wird eine Individualitätsbewahrung, die ihren ganzen Inhalt ausserhalb ihrer selbst hat — ein Oxyoron, nicht paradoxer wie das entgegengesetzte Gebaren des Geizes.

Dazu kommt: wer nichts durch sich ist und hat, sondern gewohnt ist, sein ganzes Sein und sein ganzes Haben anzusehen als ein ihm übertragenes Lehn, der wirft das eine so achtlos weg wie das andere, weil er in dessen Verlust nicht sich, sondern den eigentlichen Besitzer geschädigt glaubt — jenen Kindern gleich, die ihr eigenes Kranksein ansehen als ein *onus* der Eltern, wonach also das bekannte Scherzwort: „Es geschieht meiner Mutter ganz recht, warum kauft sie mir keine Handschuhe?“ ein allgemeingültiger Ausdruck für ein Selbstlosigkeitsbewusstsein ist, dessen Kehrseite hervortritt, wenn Kinder an Eltern oder Wärtern Vergeltung üben wollen dadurch, dass sie sich selber etwas Liebes versagen — denn sie argumentiren unbewusst nach jener Identificirung des Mitgefühls: meine Freude ist die Freude derer, die in Liebe mit mir Eins sind, also ist auch mein Entbehren ein Entbehren für sie. Erst wer sich als der wirklich freie Herr dessen weiss, was ihm zum Niessbrauch überlassen ist, respectirt darin etwas, das der Schonung und Pflege werth ist, — und erst wenn man den emancipirten Neger dahin gebracht hat, sich selber Eigenthum zu erwerben, sieht man ihn der Uebergriffe in fremdes sich enthalten. Demgemäss werden

echte Geizhalse nicht leicht auf dem Wege des Stehlens sich bereichern — denn eine instinctive Scheu vor dem Naturgesetz des Rückschlages wird sie abschrecken von einer Verletzung dessen, was ihnen selber ein Götze ist. Umgekehrt: Räuber, Schuldenmacher (Schwindler) und despotische Eroberer glänzen durch „grossmüthige“ Freigebigkeit — und das alte „Wie gewonnen, so zerronnen“ mahnt, auch dieser Form seiner Verwirklichung nicht zu vergessen.*)

Dem Ererbten gegenüber kann die Pietät mächtig werden — das Selbsterworbene wird oft geringgeschätzt, weil man sich sagt, noch im Besitz der Kräfte zu sein, die es herbeigeschafft — die würden also auch wol ausreichen, etwa Verlorengelohendes zurückzugewinnen. Doch schon solche Betrachtungen lassen sich nur bei den abstracten Werthmessern, voran bei dem individualitätslosen Gelde**) anstellen — andere, auf dem Wege der Veräusserung einmal aus den Händen gegebene Gegenstände lassen sich so leicht nicht wiedererlangen in ihrer Integrität, und alles dasjenige, woran die eigene Arbeit mehr oder weniger unmittelbar sich bethätigt hat, wird von jedem, der irgendwie

„Im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand“

als ein Stück seiner selbst geachtet. Wer murrend sich dem Schlaf entriss und seine Hände rührte, solange „sein Herz

*) Eine verwandte Wahrnehmung mag hier gleich ihre Stelle finden: Leute, die viel haben und desshalb ihre Einnahmen weniger bequem übersehen, kommen leicht dazu, ihre Mittel zu unterschätzen und infolge dessen ängstlicher „sich einzurichten“, als wie solche, denen aus einem engeren Kreise zufliesst, was sie verbrauchen können, und die deshalb mit dem, was ihnen so zu Gebote steht, freier und ungenirter schalten.

**) Eine ganz hierher gehörende Bemerkung ist desshalb die, welche sich in Haake: „Der Besitz und sein Werth im homerischen Zeitalter“ (Programm des Pädagogiums zu Putbus 1872) findet, dass eigentlicher Geiz erst mit dem Ueberwiegen des Geldcapitals aufkommen kann, denn (S. 16): „Alles andere Besitzthum erfordert immer eine Verwendung oder Pflege, welche ihrerseits wieder mit Aufwand verbunden ist.“

nicht dabei war“, der lernte an der nämlichen Beschäftigungsweise Freude empfinden, seitdem er sie „mit Lust und Liebe“ betrieb, weil sie unmittelbar denen zu Gute kam, die seinem Herzen die nächsten und theuersten; seitdem sie mit ihrer Vollendung eine bereits in diesem Kreise „fühlbar gewordene“ Lücke ausfüllte. Das ist ja die eigentliche Entadelung der Arbeit heutzutage, dass man sie dieser ethischen Rückbeziehung entkleidet hat. Wer lediglich in fremdem Dienst Frohnden leistet, der kann nichts empfinden von jener Freudigkeit, die das alte Wort gesungen:

Arbeit macht das Leben süß;

der weiss nur von der Last und Bürde des Daseins — ihm bringt die Arbeit nicht einmal den Segen, die Langeweile zu vertreiben oder „bösen Gedanken“ zu wehren, denn grollend schleppt er seine Tage, ohne Lust an dem, was unter seinen Mühen entsteht — höchstens, dass der Erwerbschilling ihm noch einen Faden anspinnt zum Herzen der Seinigen.

Dagegen verdoppelt sich das Herüber und Hinüber des ethischen Gewebes, wo ein Ererbtes zum Object treuen Weiterarbeitens wird — und wer auch das um schnöden Mammon zu zerreißen im Stande ist, der hebt damit einen der letzten Wurzelverbände auf, welche ihn an die Vergangenheit und den Boden geheiligter Sitte knüpfen — der vollzieht ein Aeusserstes an Isolirung der Individualität — und losgelöst von der Substantialität der Gattung, steht er da in herzloser Vereinsamung, für die es nicht einmal mehr die thierische Gebundenheit der Familieneinheit gibt. Bäume, die der Grossvater gesät, der Vater gepfropft hat, sind mit ihren Früchten das naturgeweihte Erbe des Enkels; — Häuser, die der Ahn gegründet, der Vorfahr neu geziert hat, die altergeweihte Heimstätte des Nachkommen; — Zäune, die ein hingestorbenes Geschlecht gepflanzt hat, die rechtgeweihte Grenzlinie für die Gegenwart — — aber der raschlebenden Gegenwart unserer Tage ward ja der „gefestigte Grundbesitz“ schier zum Gespött — und leicht wie ein Adelsbrief flattern die Schuldverschreibungen einer entwurzelten Aristokratie vor dem Winde dahin — und wie nirgends

ungestraft sich die Verwandlung eines auf Ackerbau errichteten Staates in eine Handelsgenossenschaft vollzieht: so sehen wir das Schauspiel sich wiederholen, welches einst Athen bot, seitdem es Capital und Agrareigenthum gleichgeschätzt — man will Söldner miethen zum Schutz einer heimatlosen Societät, die bald nichts anderes „Domizilirtes“ mehr kennt, als ihre Wechsel.

Vor Alters war das ganze Trachten einer ehrsamem bürgerlichen Seele darauf gerichtet, den „eigenen Heerd“ sich zu gründen — aber ihn aufzuführen im „eigenen Hause“ gilt heutzutage für eine Thorheit — denn schon spottet das Volkswort: „Die Narren bauen sich Häuser und die Klugen wohnen darin“, und wo der Werth der Grundstücke steigt, widersteht auch der solidere Hausvater schwer der Versuchung eines lockenden Mehrgebots — meint er doch wol gar, es seinen Kindern „schuldig zu sein“, dass er ihnen solchen Profit zuwende — wie wenn derselbe nicht theuer erkaufte wäre mit der Einbusse am besten Erbtheil: an der treuen Beständigkeit und an der Anhänglichkeit an den väterlichen Boden. Ein hinterlassenes Capital, das auf solche Weise vermehrt wird, ist zu nichts gut, als zur Beschaffung eines vergänglichen Flitters, eines tandhaften Aufputzes, sei es des Leibes oder des Geistes, der nur dazu dienen soll, Einen „äusserlich“, in den Augen der Andern zu empfehlen und so das „Fortkommen“ in der Welt zu erleichtern.

Und wie soll in solchem Flugsand die Sitte keimen und ausdauern — wie ein Gefühl des Verwachsenseins mit der ganzen lebenden und todten Umgebung sich befestigen? Seitdem in grossen Städten das leidige „Umziehen“ eine ganze Erwerbsklasse zu nähren vermag, konnte der Begriff des „Mobiliervermögens“ erst in seiner ganzen Schärfe uns zum Bewusstsein kommen. Mit jedem Umzug löst sich ein Knoten mehr, der uns ans Irdische bindet -- der „Zufall“ ist so gnädig, aller Fürsorge zum Trotz ein Stück, das „uns ans Herz gewachsen“, nach dem andern zu zerstören — und damit schwindet wieder etwas dahin von dem, was man Anhänglichkeit ans Leben nennt. Nebenher erfüllt einen bei solcher unfreiwilligen Inventaraufnahme der aufgewirbelte Staub,

die aufgeschreckten Spinnen und anderes Ungeziefer mit positivem Ekel, noch ehe das Gefühl, wie viel vom Leben wieder einmal verbraucht ist, Zeit findet, sich aufzudrängen. Manch überraschender Defect symbolisirt uns an der Habe auch zugleich den Restbestand des eigenen Daseins. Vor allem aber werden wir daran auch inne, welch unermesslichen Zeitaufwand wir nothgedrungen an den allerwerthlosesten Quark, oft buchstäblich die blossen Lumpen, zu setzen haben, wenn wir nur ein *minimum* von theuer gewordener Tradition in die neue Lebensform hinüber retten wollen. Wir werden auch inne, dass selbst die Penaten wechseln, die wir unserer *res familiaris* vorauftragen. Die *imagines majorum, amicorum, praeceptorum* steigen und fallen in ihrem Werthe für uns. — Erfahrungen der Unzuverlässigkeit, der Täuschung schmälern dann leicht auch den Glauben an neugewonnene Freunde und Vertraute. So ist es dem Gemüth — auf diesem seinem eigensten Einweisungsfelde — nicht erlassen, in mehr als einer Richtung ein gut Stück jener Selbstzersetzung durchzumachen, welcher es nach dem allgemeinen realdialektischen Weltgesetz unterworfen ist.

Dazu kommt: von Sachen trennt man sich, auf Sachen verzichtet man um so leichter, je länger die Reihe der Personen wird, von denen man sich so oder so hat losreissen müssen — das arme Herz wird nach soviel Verwundungen allgemach wie mit einer umharrschenden Kruste überzogen — nämlich nachgrade so abschiedgewohnt, dass alles Unpersönliche uns zuletzt nur noch als Tand und Staub erscheint — und dennoch fällt es dem Herzen auch so noch schwer, sich gänzlich davon loszumachen, weil es eben auch geweihten Staub und Moder gibt.

Jene Unstetigkeit ist ja auch der Fluch einer nur für den Tag arbeitenden Industrie. Wie kann es von Arbeitern, die nur der Stunde dienen, heissen wie von dem alten Glockengiesser:

Er goss auch Lieb' und Treue mit in die Form hinein?

Wer an den Erzeugnissen seiner Hände kein anderes Interesse mehr hat, als es möglichst rasch abzusetzen — wer nur den Vortheil berechnet, den es ihm bringt, wenn seine Waare

möglichst bald verbraucht ist — wer mit seiner Ehre nicht mehr daran betheiligt ist, etwas Dauerhaftes geliefert zu haben: für den hat das schöne Wort „Werk“ seinen Sinn verloren — und ihn trifft ein ähnlicher Verächtlichkeitsmakel, wie ihn der Börsenbericht aussprechen will, wenn er sagt: das Geschäft arbeitete nur für den Consum — denn damit ist jener proletariermässige Bedarf gemeint, der nichts von Vorräthen weiss und den Welthandel zur Krämerei erniedrigt — keine grossen Culturzwecke mehr im Auge hat, sondern nur die momentane Bereicherung des Einzelnen — nur für diese ein Risiko wagt, nicht für die weitschauenden Aufgaben der Gesammtheit, die allein „speculative Unternehmungen“ heissen dürften, während jetzt dieser edlere Name für das Hazardiren der Börsenspieler gemissbraucht wird.

Aber es steht ja schon nicht anders um den ehemaligen Ehrentamen des „Oekonomen“ *par excellence*. Der Ackerbau galt für das Musterbild aller wirthschaftlichen Betriebsweisen — für den festesten Halt aller Erbtraditionen — und der Väter Gut verbessert in die Hände des Sohnes zu legen, war dem Wackeren Lohnes genug für ein unermüdlich Abmühen. Was dagegen wollen diese heutigen „Meliorationen“, die mit ihrem Namen schon dem deutschen Wesen sich entfremdet? — sie wollen dem einstigen Käufer, an den jeder schon im Stillen bei ihrer Ausführung denkt, eine glänzende Aussenseite herauskehren — sie wollen nicht den Kindern den Fleiss des Vaters vor Augen stellen zu würdiger Nacheiferung, sondern sie nur in den Stand setzen, es sich weniger sauer werden zu lassen, als wie „die Alten“ es gehabt haben. So achtet schon der Landmann das von seiner eigenen Hand längstbebaute Feld nicht höher als das jüngstgekaufte — wie wenn er diese Gleichgültigkeit von jenem Volke sich angeeignet, das in jahrtausendelanger Vaterlandslosigkeit es verlernen musste, im erstandenen Grundstück etwas anderes zu sehen, als das verfallene Pfand, wie es ihm überwiesen ward von der „todten“ Hand des Subhastators.

Wo bliebe in solchen Verhältnissen ein Raum für epische Behaglichkeit? — statt solcher ist den tragischen Dämonen ein

Tummelplatz freigegeben, der doch zu einem handfesten Drama nicht langt, sondern nur im epischen Aftergebilde des Romans volksbeliebtem Hexensabbat dient — denn „die Zeit“ will ja ihr Conterfei sehen im Spiegel der Dichter.

Wenn sonst der emsige Ackersmann seine Furchen und Gräben zog und den bewässerten oder trockengelegten Boden selbst bestellte, so war ihm unbewusst zu Muth wie dem Künstler, wenn dieser unter Lothmaass, Meissel, Pinsel oder Feder ein neues Werk erstehen sah — und dieser dachte unter seinem Schaffen so wenig an die Kritiker oder das Publicum der „Ausstellungen“ und die Recensionen der Journale wie ein Erzeuger im Vorgefühl oder Genuss seiner naiven Vaterfreude an das, was Andere zu seinem Sprössling sagen oder was der ihm einst einbringen würde! Solange noch Eltern- und Kindesliebe für was Besseres gilt als gemeine Selbstsucht, so lange soll man es auch nicht als eitel Egoismus schelten, wenn einer sein Eigenthum liebt, weil es durch die Reihen der Erblasser zu ihm niederstieg und in seinen Händen an Werth und Schmuck gewann, sich mehrte und verschönte. Wer aber so des Seinen und der Seinen sich freut, der wird auch nicht von ihm, noch von ihnen lassen wollen — nicht seines Eigenthums sich entäussern, noch sein Fleisch und Blut hinauszwingen in die kalte Fremde — blos damit sie ein wenig früher brauchbar werden für die Welt und deren jetzige Ansprüche.

„Wer sein Weib lieb hat, der liebet sich selbst“ steht geschrieben — sicherlich nicht in dem Sinne eines Vorwurfs der Selbst- oder Eigenliebe, sondern zum Ausdruck jener Verschmelzung zweier Wesen in eines, die man „Vernämlichung“ nennen möchte, wenn das bereits verständlich klänge für „Identificirung“. Und wie der rechte Gatte weiss, dass seine eigene Ehre steht und fällt mit der seiner erwählten Ehehälfte, und wieer deshalb schonend umgeht auch da noch, wo nach strengem Rechte dies nicht mehr verdient wird: so fühlt sich nicht blos der Vater solidarisch verbunden mit dem Thun seiner Kinder, überhaupt jedes Familienmitglied mit dem der „Angehörigen“ (sonst gäbe es ja keine „Familien-ehre“ und keinen Familienstolz): so steht auch, wer echter

und rechter Habe sich erfreut, unter der Rückstrahlung des Glanzes, der ausgeht von dem, was ihm und damit auch zu ihm gehört, wie umgekehrt der Vogel nichts taugen kann, der in seiner Selbstverachtung sein eigenes Nest besudelt.

Jede Schande, die man auf mein Volk, mein Land, mein Weib, mein Kind werfen will, schleudert man mir selber ins Angesicht — und an jeder Ehre, die auf etwas gehäuft wird, dem ich oder das mir angehört, habe ich unmittelbar und ohne mein Zuthun Theil — das weiss ja das Kind schon, wenn es seinen neuen Anzug zur Schau trägt, sei es auch nur, um des Gedankens Anderer sich zu brüsten: so etwas konnte der Vater bezahlen!

Ueberhaupt haftet ja für das Gefühl des Volksgemüths etwas von der Person an der Sache. Nicht nur ist des Helden Waffe gleich ihm selber „des Skalden Preis“ und Achill's Rüstung „unvergänglich im Lied“ — auch der Nachlass des Heiligen wird zur heiligen Reliquie — und auf das kleinste Stück von dem, was ein Geliebter einst besessen, überträgt sich unsere Werthhaltung: es wird zum „Andenken“ an ihn — zur *Keep-sake* — zum *Souvenir* (schon bei Homer, Odyss. 15, 126 und 21, 40. Il. 23, 619 als *μνῆμα* vom Freunde dem Freunde verehrt — nur dem nüchternen Juristensinn des Römers, wie es scheint, unbekannt) — um so höher geschätzt, in je näherer Beziehung es bei seinen Lebzeiten gestanden zu dem charakteristischen Thun des Verehrten: Brille des Gelehrten, als spähenden, Spuren suchenden Forschers, Dintefass des Schriftstellers, Schnupftabaksdose des Philosophen, Schwert des Kriegers, Schreibfeder des Diplomaten, Schuh (oder Strumpfband) der Tänzerin, Notenbuch des Sängers, Geige des Virtuosen, Tactstock des Capellmeisters, Schmuck der Königin, Kette des Gefangenen, Trinkglas des alten Zechers, Schlafrock des Hausvaters, Linnenzeug der Grossmutter, Siegelring des Familienhaupts, Mundtasse der alten Plaudertante — oder je unmittelbarer es sein eigen war: wie die Haarlocke der Gattin, das Herz des Märtyrers, der Schädel des Denkers, der Zahn des Buddha.

Schwer auszählbar ist ja die Stufenfolge, in welcher dieser

Cultus von „Andenken“ sich darlebt. Am äusserlichsten thut sich das Bedürfniss nach einem Fortbestande lebendiger Beziehungen zu den Entrissenen mittels blosser Symbolik ja schon genug, wo es zufrieden ist, etwas von dem in Gebrauch oder auch nur in der Nähe zu behalten, was diese selber gern in Händen gehabt oder selbst angefertigt hatten — schon die Plätze, die Verstorbene gern besuchten, bleiben den Hinterbliebenen theuer. Um aber tiefere Fäden zu ziehen, „handelt man in ihrem Geiste“, d. h. bringt das von jenen Gewollte und Angestrebte zur Ausführung und lässt sich so von Todten noch Vorschriften geben wie von Lebenden und Gegenwärtigen, damit so ihr Wille, — ihr Wesenskern — „in der Realität fortlebe“; das ist ja der Sinn von „Stiftungen“ zu Ehren, zum Andenken, im Sinne und Geiste grosser Männer — z. B. der Schiller-, Humboldt- und Pestalozzi-Stiftung.

Auf dem Grunde solcher Anschauungen baut sich denn auch zum Theil die Rangordnung auf, welche das Gemüth den verschiedenen Beschäftigungsweisen, sei es im Privatleben, sei es im zünftigen Handwerk, anweist. Der sinnige Blumengärtner, der nur umgeht mit Brautkränzen und Immortellengewinden, mit dem Strauss für den Hochzeitsbitter und mit dem Todtenopfer des Gräberschmucks: er vertritt darin eine verwandte Poesie wie die stille Nätherin, durch deren Finger abwechselnd ein Hochzeitskleid und ein Todtenhemd gleitet, aber eine ganz andere als wie etwa der Böttcher, der den Reif um das Weinfass oder den Waschkübel schlägt. Der prosaische Bäcker darf nicht treten neben den Waffenschmied, so wenig wie der Metzger neben den Damenschneider oder der Köhler neben den Juwelier. Von der Ehrlichkeit des Schlossers, der Sicherheit für Schätze und Geheimnisse gewährleisten soll, verlangt man andere Bürgschaften des Vertrauens, als wie vom Müller, der uns nur nicht bestehlen darf. Der Schreiner zwischen seinen auf Verlorenes zurückweisenden oder an Möglichkeit des Verlustes mahnenden Särgen erweckt und empfindet andere Stimmungen, als wie der Zimmerer auf seinem Zukunftshoffnungen tragenden Sparrengerüste, während das Doppelangesicht des Maurers Mausoleen und Lustvillen,

Siechenhäuser und Tanzsalons gleichzeitig sich zugewendet. Mit dem Hochgefühl eines Menschenschöpfers tänzelt der Kleiderkünstler vor uns auf — mit der schuldigen Demuth eines Kopfhängers mustert der Schuster die niedrigsten Theile seiner Nebenmenschen und doch vielleicht voll verhaltenen Stolzes in dem Bewusstsein, wie die allerreizendste Koketterie ihr gefährlichstes Werkzeug seiner Geschicklichkeit verdankt, und nicht nur die Zierlichkeit im ganzen Auftreten einer Balldame von ihm abhängig ist, sondern alles Menschendasein, sofern es überhaupt auf einem „gemessenen“ Fusse lebt. — Der Setzer saugt mit seinen Fingerspitzen Weisheit aus den bleiernen Zauberstäben — und noch auf den Buchbinder strömt etwas über von dem wie Blumenduft sich ausbreitenden Geistesfluidum der aufs Papier gebannten Schwärze, obzwar modernes Maroquin mit altem Schweinsleder nicht rivalisiren kann an Weite der Respekts-Atmosphäre — sowenig wie der heutige Chignon-Fabrikant an Ehrwürdigkeit es gleichthut dem puderbestaubten Alongen-Perrückenmacher, oder Annaberger Crinolinen-Lieferanten an historischer Grandezza sich messen können mit ihren französischen Vorgängern im Fach der Reifröcke.

Der einfache Wasserträger mag sich sein Thun durch den Gedanken daran adeln, dass er vielleicht einem Kranken den Labetrunk heranschleppt — wie der „gewiegte“ Koch schmatzend mit dem hochgebildeten Geschmack einer äusserst verfeinerten Zunge die Speisen probend kostet und das Schmeerbäuchlein wackeln lässt vor Wonne des Selbstbewusstseins, dass er an seinem Theile mitwirke an Staatsgeschicken und politischen Affairen, sofern es gilt, den eingeladenen Diplomategast in die richtig „geneigte“ Stimmung zu versetzen zum Unterzeichnen schwebender Verträge. — Ueberhaupt ist ja „Das hue ich für euch alle“ kein ausschliessliches Privileg der kelchleerenden Pfäfflein; das nämliche Gefühl beseelt den stolzen Handelsherrn, dessen Schiffe die Waaren holen wie entsenden „für alle“, und den Ackersmann, der seine Früchte nicht minder säet und erntet „für alle“. Aber vielleicht hat der Landmann als solcher — obgleich gewissermaassen der

nützlichste von Allen — desshalb am wenigsten Standesgefühl*), weil er, so unmittelbar wie neben ihm kaum ein anderer, zugleich für den eigenen Bedarf arbeitet und den Austausch seiner — *par excellence* sogenannten — „Producte“ naiveren Herzens bewerkstelligt, als wie etwa der scheinbar nur für andere sich abmühende Baumeister.

Ueberdiess finden wir jeden Stand um so eitelkeitsbeflissener, je unmittelbarer seine „Erzeugnisse“ zur Verwendung und damit zur „Perception“ gelangen. Was nur eine indirecte Beziehung zu unsern Bedürfnissen hat, ist weniger „angesehen“, als was in Selbstgeltung zur Schau gestellt wird: der rückwärts schreitende Seiler versorgt uns nur mit Mitteln für andere Mittel — der am höchsten sich versteigende Maurer und Dachdecker soll den Augen ein Wohlgefälliges herstellen mit dem „Selbstzweck“, den alles Schöne als solches voraus hat vor dem „blos“ Nützlichen, das als solches immer noch an eine Reihe von Bedingungen geknüpft ist. Wer aber gar zum Verständniss seiner Würde erst an die Abstraction einer blossen „Idee“ sich adressiren muss, wie der unsichtbare Schreiber im dunklen Bureau, der spreizt sich sicherlich auf zum gedankengeschwellten Ballon einer Null von Taffetsubstanz: ein unentbehrliches Bindeglied im Luftgebäude des sogenannten Regierungs-Organismus, vergleicht er seinen eigenen „eingebildeten“ Werth dem des Stücks Papier, das auch erst „bedeutend“ wird durch das, was er daraufgeschrieben: eine Hauptakte der Weltgeschichte, wie sie in Cabineten ausgeheckt wird — und jedem desto imponirender, je einfältiger er ist. Damit versickert unsere Betrachtung durch das Curiositätensieb des Autographensammlers. Für dessen und verwandte „Liebhabereien“ hat Gutzkow in einem Monolog seines Drama Uriel Acosta das Deutewort gegeben, wo er den Reiz solchen Besitzes in dem Bewusstsein von der Einzigkeit seines Gegenstandes findet — ein Vorzug, welcher,

*) Der sogenannte Bauernstolz ist ja nämlich einfach eine Varietät des Geldhochmuths oder des Geburtsdünkels.

von jeder Frage nach dem Kostenwerth abgesehen, allemal dem Original bleibt, selbst vor solchen Copien, die dasselbe übertreffen könnten.

Schliessen und recht eigentlich zum Abschluss gebracht werden mag aber billig diese *aestimatio bonorum* mit dem, was als ein Element der *superstitio* über die Dauer des Individuallebens hinausreicht und so auf das Eigenthum etwas von der ideellen Unendlichkeit des Besitzers übertragen möchte, was sich in all den Fällen zeigt, wo Einer sein Theuerstes keinem Nachfolger hinterlassen will, wie „Der König von Thule“:

„Gönnt Alles seinen Erben —
Den Becher nicht zugleich“

— „als wär's ein Stück von ihm“. — Von diesem Geiste ist schon Pfeffel's „Die Tabakspfeife“ durchweht — und selbst der ritterliche Cid hat trotz aller sonstigen unromantischen Nüchternheit soviel „Sentimentalität“, um beim Hingang aus der Welt von den liebsten Stücken seiner Habe einzeln ausdrücklichen Abschied zu nehmen. Das Lebewohl an sein Schwert und sein Schlachtross erinnert unmittelbar an das Weinen der Pferde des Patroclus um ihren erschlagenen Herrn.

7. Der böse Mathematikus.

Eine charakterographische Humoreske.

„Wohlweisheit“ ist bekanntlich eine Krankheitsform, welcher gewisse Berufsklassen ebenso unfehlbar ausgesetzt sind, wie andere der Blei-, Phosphor- oder Quecksilbervergiftung. Ehe es aber über die armen Schulmeister insgesamt hergeht, die unbesehens in diesem Stücke alle für ansteckungsverdächtig gelten, wollen wir uns doch eine Erinnerung daran herausnehmen, dass beispielshalber auch Zeitungsredacteurs, wenigstens soweit sie ihren Bedarf an Leitartikeln aus eigenem Geistescapital bestreiten, sich von diesem Peststoff überaus schwer frei erhalten, und dass es für alle Exponirten kaum

ein bewährteres Desinficiens gibt, als das Panzerhemd eines „gesunden“ Humors oder den Stachelgürtel einer herzhaften Selbstpersiflage.

Nun aber gibt es, wie männiglich bekannt (zum Zeugen rufe ich das weltverbreitete Prädicat der „Trockenheit“), neben Oel und Wasser kaum zwei Dinge in der inneren und äusseren Natur, welche sich schwerer mengen, als Mathematik und Humor — denn die Ausnahmen, womit man allenfalls diesem Satze auf den Pelz rücken möchte, bestätigen hier, wie überall, nur die Regel: ein Lichtenberg wird, „wie Figura zeigt“, — nämlich das seit seinem Dasein rund abgelaufene Säculum — nicht einmal alle hundert Jahre geboren, und ich provocire auf die Vernehmung aller, welche jemals vor einer mit der *sectio divina* gezierten Wandtafel gestanden oder gesessen sind, ob aus dem Munde des gestrengen *Magister matheseos* (die volle Fach-Qualität oder wie es heutzutage officiell lautet „*Facultas*“, vorausgesetzt) jemals eine andere Ironie vernehmbar geworden, als die, welche voll Ingrimms die armen, nicht verstehenden oder nicht aufmerkenden Sünder fragte, ob sie etwa noch nicht gefrühstückt hätten, dass sie gar so über alle — selbst ihre eigenen sonstigen — Maassen bornirt maulafften. Und wem diese sonnenverdunkelnde Wolke von Zeugen noch nicht ausreicht, der mag noch die Legionen derer aufbieten, die es an eigener Haut erfahren, dass unter allen liebwerthen Herren „Collegen“ doch keiner die Stirne krauser aufwärts zieht, als der Jünger des Pythagoras und Euklid. Wohl sind sie unter Umständen „schlimm“, die Fanatiker des *àv cum optativo*, aber doch sanfte Engel an Gelassenheit angesichts des allerdicksten Donatschnitzers, wenn man sie vergleicht mit dem unerbittlich Grollenden, dem man auf eins der Hühneraugen seiner diversen Unendlichkeiten getreten. So ein Philologe bringt es doch zuweilen fertig, seinen Zorn, ja sogar sein Lachen zu verbeissen, mochte er auch noch so schwer gereizt sein durch eine polnisch verschimpfte Sylbenquantität oder durch eine bei keinem Classiker nachweisbare Verbalform — ja, er hat trotz seiner *humaniora* bisweilen wirklich noch

so viel einfache Humanität und selbst Bonhomie sich gerettet, dass er herzlich einstimmen kann in die Freude an jener echten Komik, an welcher Schülerübersetzungen in und aus alten Sprachen so reiche Ernte liefern. Aber wo fände sich ein Mathematiker von echtem Schrot und Korn, der einer ebenso laxen Moral sich schuldig machte, ob auch tausend wackere und ernste Theologen sich kein Gewissen daraus gemacht haben, gelegentlich einmal mit Dingen zu scherzen, die sonst nicht unter die profanen zählen? Aber die Mathematik? — nein, die duldet keine ähnliche Toleranz — an ihrer unverletzlichen Majestät sich versündigen, wäre gleich Frivolität, nicht bloß ein „kleiner Frevel“, wie man ihn vor Zeiten bei der schwäbischen Polizei mit 1 fl. 30 kr. büßen konnte. — Und Rücksichten der Höflichkeit nehmen? Lächerliche Zumuthung! Wer nicht weiss, d. h. „beweisen“ kann, dass zweimal zwei vier ist, oder gar zu bezweifeln wagt, dass die Winkel eines Dreiecks in Summa zwei rechte ausmachen (obwohl ja innerhalb der Schule selber neuerdings solche Ketzer erstanden sind), der verdient nichts anderes, als dass man ihm verächtlich den Rücken zudreht oder je nach Laune ins Gesicht lacht oder ihn mit unaussprechlich hoher Ueberlegenheit allergnädigst zu belehren geruht — auf alle Fälle aber mit unversöhnlicher Grobheit behandelt oder mit völliger Nichtachtung bestraft — denn in die Gesellschaft gebildeter Leute gehört nicht hinein, wer einmal bei irgend einem Terminus aus Physik oder Astronomie auch nur sich vernennt — und ginge es nach diesen exklusivsten Despoten unter der sogenannten Aristokratie des Geistes, sie würden über jedem Hotelspeisesalon dieselbe Inschrift verlangen, mit welcher Plato den Eingang seiner Akademie soll geschmückt haben — damit sie niemals in Gefahr kämen, sich unterm Essen den Magen zu verderben an der astronomischen oder kalendarischen Naivetät ihrer Tischnachbarin, einer zwar nicht γεωμετρικῶς geschulten, im Uebrigen aber doch menschlich hold anmuthenden Maid.

Seitdem die Naturwissenschaften aus praktischen Gründen sich in den Vordergrund der Popularität drängen durften, fühlt

sich der manuducirende Hofmeister des Physikers vollends als den specifischen Vertreter specifisch allerhöchsten, allermmodernsten und alleruniversellsten Wissens — denn dass es daneben einmal auch eine noch weitere Sphären umspannende Philosophie gegeben habe, ist kaum als dunkle Sage an sein Ohr gedrungen — aber in den Tagen des Dove'schen Gesetzes und der Spectralanalyse noch den Philosophenmantel umhängen, dünkt ihn vollends ein antediluvianischer Anachronismus — er weiss nur, dass einmal ein Jüngling in Athen einen mit bedenklichen Löchern gehabt habe, und vermeint nun, das sei die einzige Eigenschaft dieses Kleidungsstücks.

Die „Figur“, die er selber macht, pflegt aber eine so durch und durch unleidliche zu sein, dass es manchmal doch in der That etwas sauer fällt, dieser scharf und stereotyp ausgeprägten Miene unerschütterlichster Suffisance gegenüber die gute Laune zu behalten. Denn der brutalen Selbstgenugsamkeit, die über solch schiefgesetztes Brillenglas hinüber jeden „Laien“ ohne eine Spur lebenswürdiger Selbstbescheidung anzuglotzen pflegt, ist selbst der Humor nicht gewachsen, weil sogar seine spitzesten Pfeile einem derartigen Pachyderma nicht einmal eine Schramme beizubringen vermögen: die active Humorlosigkeit pflegt ja in solchen Exemplaren von der passiven überboten zu werden, dass einem von selber die Parodie in die Feder kommt:

Wer keine Scherze machen kann,
Der kann auch keine lieben.

Er versteht einfach keinen. Und merkwürdig: wie seine Wissenschaft im Grunde die des Identischen ist, so ist auch sein Gattungstypus ein schlechthin identisch einartiger — von Stockphilologen gibt es Spielarten wie vom Haushund — vom Mathematikus keine. Der selbstgefälligste Cicero-Interpret ist sich bewusst, dass manche Ingredienzen moderner Bildung ausserhalb seiner Studien belegen, und lässt sich deshalb gelegentlich in aller Bescheidenheit von Männern anderen Faches belehren — den fertigen Mathematikus kann absolut Niemand ausserhalb seiner Zunft noch über irgend etwas belehren, was

er zu wissen nöthig finden möchte. Auch dem verstocktesten Grammatomanen spielt es noch zuweilen mit einem Rest antiker Urbanität um die Nüstern — die Ungeschliffenheit eines Kegelschnittgelehrten hat ihres Gleichen höchstens an der Hochnäsigkeit einer noch nicht ganz ausgestorbenen Rasse breit-schulteriger und dickknochiger Stadt- und Landpastoren — um diese derben Mundwinkel, die mit mathematischen nichts als den Namen gemein haben, zuckt es nur mit plumpem Hohn. Wer eine geistvollere Sprache führt als die der conventionellen Formelhaftigkeit jenes, der riskirt im Umgang mit solcher lebendigen Rechenmaschine, dass ihm ein unverblümtes „Ignorant!“ ins Gesicht geschleudert werde. — Darum sei, wer einigermaassen auf gute Sitte und feinere Manieren hält, solange noch der kreidebeschmutzte Rockschooss das eigentliche Handwerkselement dieser — mit Permission zu sagen — Menschensorte ist, zum Schluss allen Ernstes verwarnt mit einem umgekehrten Horatius:

Hic albus est, hunc tu Romane caveto!

8. Der unechte Stolz und die falsche Selbstbeherrschung.

Eine charakterographische Parallele.

Von falschem Stolz zu sprechen ist jedermann geläufig. Was man damit meint, sollte man aber lieber einen verkehrten, weil dem un-rechten Gegenstande zugewandten Stolz nennen, und von solchem soll hier zunächst noch nicht die Rede sein. Unter unechtem Stolz dagegen verstehen wir etwas, was nur nach Stolz aussieht, wie Talmi-Metall nach Gold, in sich aber gehalten und darum auch werthlos ist. Wer einherschreitet in den Alluren des Stolzes, aber statt wahren Selbstgefühls nur die Afterempfindung aufgeblasenen Wesens in sich trägt, dem legen wir unechten Stolz bei. Dabei ist nicht etwa nur zu denken an den hohlen Dünkel blosser Eitelkeit — solcher kann der

unechte Stolz sogar in einem Grade bar sein, welcher von cynischer Vernachlässigung des Aeusseren nicht mehr weit absteht — vielmehr an ein Zerrbild jener auf sich selbst ruhenden Selbstgewissheit und Selbstgenugsamkeit, welche das Wesen des echten Stolzes ausmacht. Menschen von unechtem Stolze gelingt es wirklich, eine Zeitlang über die eigentliche Bedeutung ihres Stolzes zu täuschen — sie gelten in gewissem Sinne für vornehme Naturen, weil sie gewissen eingebildeten Werthen gegenüber die nämliche Geringschätzung zur Schau tragen, welche dem echten Stolze wirklich eignet, unterscheiden sich aber von diesem dadurch, dass keinerlei Realvaluten im Arnhem ihres hochaufgebauchten Brustkastens verwahrt liegen, auf die sie sich steifen könnten, was eben nur nicht sofort von allen erkannt oder durchschaut wird.

Wenn es aber dem unechten Stolze erst einmal gelungen ist, mittels solchen Truges — der allerdings auch zum Theil ein Selbstbetrug zu sein pflegt — sich in eine Art von Respekt zu setzen, dann kann man sicher sein, dass seine Ansprüche bald ins Ungemessene wachsen, denn sie werden ja in keiner Weise gezügelt durch jene Mitgift von Demuth, ohne welche kein echter Stolz denkbar ist. Selbst die irdische Schwester dieser Himmels-tochter: die einfache Bescheidenheit, ist dem unechten Stolz völlig fremd. Ohne jenes feste Maass für das eigene Können, das dem echten Stolz seinen unverrückbaren Halt gibt, traut sich der unechte tausend Dinge zu, denen er sich hinterdrein nicht gewachsen zeigt — aber um solche Niederlagen der Selbstschätzung sich nicht eingestehen zu müssen, verhärtet er sich mehr und mehr in einer Selbstverblendung, die unerschöpflich ist in der Erfindsamkeit, die Ursachen des Misslingens beim eigenen Thun in fremder Schuld zu suchen.

Darum wird, wer an unechtem Stolz leidet, kaum je davon curirt werden — auch die schmerzlichsten Zurechtweisungen in der Schule des Lebens wirken auf ihn nur erbitternd — bringen ihn aber nicht zu einer Einkehr bei sich selber und damit zu einer unbefangenen Selbstprüfung. Denn wie er überhaupt operirt mit dem Apparate des echten Stolzes, so äfft er diesem auch darin

nach, dass er seine Verkehrtheiten in eine ganze Garderobe von „Grundsätzen“ zu kleiden weiss und sie so ausstaffirt mit dem Scheinrüstzeug von Tugenden. Dessen besitzt er ein ganzes Arsenal: die Papppanzer sein sollender Unnahbarkeit, die Goldpapierhelme empfindlichen Trotzes, die Holzschwerter grosser Worte, die rasselnden Theaterschilde imposanter Vorsätze und die klirrenden Blechsporen prahlerischer Verheissungen. In Unnachgiebigkeit weicht er keinem Carl XII., und an Unversöhnlichkeit überbietet er Chriemhild — kein Wunder, wenn die urtheilslose Menge sich eine ganze Weile von ihm dupiren lässt und wo sich ihm Schlauheit paart, er zuweilen mit Hülfe unedelster Mittel den Sieg davon trägt über seinen Namensvetter von unverfälschter Rasse, weil diesem das einfachste Gesetz der Ritterlichkeit verbietet, jenem zu folgen auf das Feld schnöder Ränke und Lügen. Denn dass er — wie er ja in seiner ganzen Existenz selber eine einzige Lüge ist — dieser auch im Einzelnen sich bedient, sie nicht unbedingt verschmäht, wie jener: das wird ihm zum Scheidewasser, das am Probirstein der Bewährung unausbleiblich einmal seine wirkliche Natur verräth. Also mag man ihn auch mit treffendem Doppelsinn einen Pseudo-Stolz heissen.

Jedem echten Stolze hebt irgend eine „Idee“ das Haupt hoch — in deren Dienst weiss er sich gestellt, einer höheren Macht gehorchend. Dagegen die gemeine Legirung des unechten Stolzes — sie scheint namentlich viel vom „Nickel“ zu enthalten, als welcher seinen Namen von „Nücken“ herleitet — will nichts wissen von Unterordnung irgendwelcher Art — statt von „Ideen“ lässt sie sich einzig leiten von dem Gedanken an das eigene liebe Ich — und statt der Standarte einer Pflicht, folgt sie nur der Wetterfahne eigener Laune. Selbst die Beflissenheit um die Bewahrung dessen, was sie ihre Würde nennen möchte, entbehrt zuweilen sogar des gewöhnlichen Anstandes mittleren Niveaus und Indiebrustwerfen und affectirtes Naserümpfen sind die einzigen Surrogate wahrer Hoheit, welche ihr zu Gebote stehn.

Dem entsprechend verfügt ihre ganze Taktik auch nur

über ein einziges — dem echten Stolze ungeschickt genug abgegucktes — Hauptmanöver, das eben darum und als solches sich natürlich rasch genug verbraucht; dasselbe besteht in einer falschen Selbstbeherrschung — „falsch“ im doppelten Sinne dieses Worts: von unrechter, erheuchelter Art wie falsche Locken oder falsche Zähne, und innerlich voll Tücke und Arglist. — Denn während alle wahre Selbstbeherrschung — selbst wo sie verwerflichen Zwecken fröhnt — etwas achtungsgebietendes hat, kann die falsche des unechten Stolzes nur dazu beitragen, die diesem selber gebührende Verachtung noch zu verschärfen. Dem vulgären Ausdruck: „sich etwas verkneifen“, entspricht eine vulgäre Sache; es bringt es nämlich der unechte Stolz nicht weiter als dazu, sich etwas zu verkneifen: seinen aufwallenden Zorn, seinen gärenden Verdruss, seinen glimmenden Groll, sein verhaltenes Gelüste. Dabei ist nichts von sittlichem Werthe, nichts auch nur von bewunderungsabnöthigender Charakterstärke — sondern eitel Starrköpfigkeit vom Range des Eigensinns oder Widerspruchsgeist aus dem Schubfach der kleinen Seelen.

Was man an solcher Selbstbeherrschung hat, ist etwas von jener schnöden Diplomatenkunst, zu welcher ein ehrlicher Mann sich zu gut hält. Was dabei „überwunden“ wird, ist auch nichts, rein gar nichts vom natürlichen Menschen, sondern nur die eine Richtung der Selbstsucht durch die andere — und sogar in solchen Fällen, wo das Maass des dabei aufgewendeten Energiequantums uns in Staunen setzt, ergibt ein genaueres Hinsehen, dass was darin arbeitet, nur die Mächte eines ungebrochenen Instinctes sind, von denen uns schon die unvernünftige Thierwelt nicht minder frappirende Beispiele liefern kann (also etwa der Elternliebe u. dergl.). Es mag also unter Umständen wol etwas „Grosses“ darum sein — aber dennoch wohnt ihm nichts von Grösse bei, geschweige von Grossheit.

Der unechte Stolz lässt all seinen Leidenschaften die Zügel schiessen, sobald keine Gründe der Klugheit (unbequeme Zeugen u. s. w.) auf ihn einwirken, sie im Zaum zu halten — denn was ihn zähmt, sind nicht Rücksichten der Sittlichkeit oder der

wahren Scham und Ehre, sondern schlaue Berechnung der Folgen, bewusstes Streben, um sonstiger Zwecke willen die gute Meinung Anderer sich zu retten oder die schon wankende noch einmal mittels Heuchelei irre zu leiten. Dass trotzdem kaum Glaubliches in dieser Hinsicht von ihm geleistet werden kann, beweist nur wieder, wie auch die kleinen unter den herzbeherrschenden Dämonen einen Einblick gewähren in die Tiefe des alles Wollen durchziehenden Zwiespalts — ändert aber kein Tüttelchen an der hier aufgestellten ethischen Würdigung solch unsaubrer Geister.

Sofern aber hierbei insbesondere das Niederkämpfen pathognomischer Zuckungen in Betracht kommt, ist nicht zu übersehen, wie auch das Bedürfniss des Nachaussensetzens der innern Vorgänge ein individuell sehr verschiedenes ist. Der Objectivirungsdrang, welcher einen Goethe und Rückert be-seelte, dass sie alles Erlebte sofort in dichterischer Gestalt wieder „von sich geben“ mussten, äussert sich ja bei prosaischen Naturen in der Form endloser Tagebuchschreibereien — bei physiognomisch sensibeln Leuten in der Beweglichkeit der Mienen und scheint bei andern gänzlich zu fehlen, so dass es diesen gar so erhebliche Anstrengungen nicht kostet, wenn sie ihrem unechten Stolz zulieb einmal „sich zusammennehmen“ — nicht ohne Aussicht, die Bundesgenossenschaft etwaiger Zuschauer dafür einzuhandeln. — Also auch hier wieder ein Punkt, wo die Charakterlehre nüchtern genug vor unzeitiger Bewunderung zu warnen hat! Denn wenn es nicht die Triebfedern des unechten Stolzes wären, was die Wirksamkeit unmittelbarer Motive aufhöbe, so würde auch hier dasselbe erfolgen, wie beim „einfachen“ Menschen: es würde der empfangene Eindruck, dessen man wieder los sein möchte, in einem Wort der Heftigkeit oder in einer leidenschaftlichen Regung der Gesichtsmuskeln sofort wieder nach aussen geschneilt. — Das aber unterbleibt, weil der unechte Stolz fühlt, dass er sich damit etwas vergeben würde — und „sich nichts zu vergeben“, ist grade seine Haupt- und Grundmaxime, mit welcher es der wahre Stolz so ängstlich genau gar nicht zu nehmen braucht, weil dessen

Glaube an sich selbst „auf besserem Grunde steht“, als auf flüchtigen Reflexreizen etlicher Partien des motorischen Nervensystems.

Dass aber unechter Stolz auch falschen Stolz im Sinne unseres Eingangs in sich aufnehmen könne, ist an sich klar und wird besonders da einleuchtend, wo diese beiden Verkehrtheiten des Selbstgefühls sich verschmelzen zu jener intensivsten Undankbarkeit, welche sich zur Dankbarkeit etwa so verhält, wie die Sünde wider den heiligen Geist zur Liebe Gottes. Falscher und unechter Stolz verbünden sich nämlich, um wie nichts anderes zu einer Form des Undanks zu führen, welche jede Wohlthat gradezu als deren Gegentheil hinnimmt. Schon der sogenannte Bettelstolz — die harmloseste Abart dieser Gesinnung — lehnt gern Freundlichkeiten ab als beleidigende Almosen; aber er erkennt doch zumeist noch den guten Willen des Spendenden an. Nicht so der hier besprochene Blending aus falscher Scham und unechtem Hochmuth.

Während der echte Stolz nur fern zu halten sucht, was ihm die Unabhängigkeit bedroht, weicht der selbstvertrauenslose Pseudostolz jedem Gefühl des Verpflichtetseins aus — er will keine Liebe, weil er sich unfähig fühlt, sie zu vergelten. So wird er, wo ihm uninteressirte Theilnahme naht, lediglich verdriesslich davon afficirt — er würde ja sonst zu der Anerkennung genöthigt, wie wohlwollend, freundlich und gütig der Andere sei — und das verbände sich mit einer Depression des Selbstgefühls, die grade ihm unerträglich wäre; während, wer selber hochherziger Handlungen fähig ist, sich nicht gedrückt fühlt, wenn die nämliche Gesinnung seitens Anderer sich bethätigt. Wer im eigenen Herzen spürt, dass die erwiesene Liebe nicht auf Gegenseitigkeit beruht, stösst bei solchem Naturell die angetragene schroff zurück — und wenn ihm andere Mittel der Abwehr versagen, greift er zum allerunedelsten und beginnt, selbst die Echtheit und Aufrichtigkeit des jenseitigen Hülfreichseins zu verdächtigen, Motiven nachspürend, die ihn jeder Dankespflicht entledigen würden — die fremde Gabe, ob es auch nur eine ideale sei, hämisch herabsetzend und ihren Werth schmälern, als ob sie nur der Eitelkeit entstammte oder dem Wunsche,

sich eines Werthlosen zu entledigen, wie ihn jener horazische Bauer bekennt mit der Aeusserung: „lang’ tapfer zu, denn was du nicht nimmst, bekommen doch nur die Schweine.“ Weil er sich bewusst ist, nicht zu verdienen, was ihm gereicht wird, soll auch dies keinen Dank verdienen. 11 X

Um dem Geständniss sich zu entziehen, dass der Andere besser sei, denn er selber, steckt er sich hinter eine angebliche Würde, die es nicht dulde, etwas anzunehmen, wofür man nicht sofort mit irgendwelcher *récompense* quitt werden könne. Und selbst in solchen Situationen, wo eigene äusserste Hülfslosigkeit — wie bei schweren Krankheiten — ein directes Abweisen unmöglich macht, weiss ein so angelegter Charakter sich innerlich von jeder wirklichen Herzensverpflichtung zu emancipiren, — sei es, dass er in herber Form als unnöthig abzulehnen sucht, was er doch nicht entbehren kann — sei es, dass er sich bei der Vorstellung beruhigt, er werde — den Leistungswerth nach abstracter Aeusserlichkeit des blossen *opus operatum* bemessen — vorkommendenfalls es ebenso wenig an sich fehlen lassen; dann kann er ja alles als ein im übelsten Sinne Selbstverständliches hinnehmen, und braucht auch die ausdauerndste Bemühung nicht einmal mit einem sanften Blick zu lohnen. So ist er ja sogar in seinen eigenen Augen dessen ledig, der unwirschen Ungeduld einen Zaum anzulegen, kann sich frei gehen lassen in seiner vollen Unleidlichkeit und noch beim Tone herrischen Anheischens den Stolz sich bewahren: sein gegenwärtiges Leiden genüge vollauf, ihm Recht und Anspruch zu geben auf alles, was ihm von Seiten eines auf jeden Entgelt verzichtenden freien Mitleids zutheil werde.

All dergleichen ist ja aber nur eine Specialität aus dem auf unendlich weitem Plane sich vollziehenden Kampfe des Kleinlichen und Niedrigen gegen das durch sein blosses Dasein schon ihm verhasste Hohe und Herrliche — und auch insofern lässt sich, wenn wir schliesslich alles in Ein Wort zusammenfassen wollen, als letzten Inbegriff und als unfehlbarstes Kennzeichen des unechten Stolzes das bezeichnen, was schon anderweitig von uns dargestellt ist als Schnödigkeit im allereigentlichsten Sinne.

9. Die Temperamentstugenden

in charakterologischem Umriss.

Seitdem ein pikanter und bekannter Franzmann den Ausspruch gethan: „die Tugend ist Temperamentssache“, hat der Leichtsinn dies Wort so oft im Munde geführt, dass auch ernstere Betrachtung zu einer Prüfung des Wahrheitsgehalts desselben sich aufgefordert fühlen mag.

Zunächst wird man einer fast unwillkürlich zu nennenden Erweiterung des darin enthaltenen Gedankens das Verdienst zuschreiben dürfen: der Erkenntniss Eingang verschafft zu haben, dass die dem Einzelnen innewohnenden sittlichen Eigenschaften nicht sowohl für Ausflüsse schlechthin freier Willensentschlüsse, als vielmehr für unabänderliche Merkmale der individuellen Natur anzusehen sind. Allein so war es doch ursprünglich nicht gemeint, und es bleibt also immerhin an der Zeit, die Frage nochmals so zu fassen: gibt es sittliche Vorzüge, welche ganz auf das Temperament gestellt, und vielleicht andere, welche wenigstens in ihrer Erscheinungsweise durch dasselbe bedingt sind? wozu dann von selber die Ergänzung wird gefordert sein: sind einige Tugenden vom Temperament gänzlich unabhängig und finden sich auch solche, auf deren Bethätigung oder Entwicklung das Temperament nur scheinbar eine Einwirkung ausübt?

Um diesem vierfachen Gesichtspunkte völlig gerecht zu werden, müsste ich dem Leser hier die Tabelle wiederholen, auf welcher ich in meinen „Beiträgen“ (I, 24) die sechszehn Formen vorgeführt habe, in denen das Temperament in der von mir dargelegten Bedeutung dieses Wortes überhaupt auftreten kann. Aber zum Verständniss wird es genügen, wenn ich nur daran erinnere, wie das Temperament ausschliesslich eine Form der Handlungsweise ausdrückt und mit dem Inhalt des darin sich bethätigenden Willens als solchen gar nichts zu thun hat. Ausserdem aber habe ich versucht, unechte Bestandtheile vom Begriff des Temperaments auszuschneiden, indem ich die Färbung „hell“ und „dunkel“, an welche man sich

unbefugter Weise beim Sanguiniker und Melancholiker als Temperamentsarten mitzudenken gewöhnt hatte, einer selbständigen Unterscheidung — der posodynischen — zutheilte, während ich dem Sanguiniker den Anämatiker gegenüberstellte und dem Melancholiker unter dem Namen Dyskolos seinen Platz ausserhalb der Temperamentslehre anwies.

Dies vorausgeschickt, erkennen wir unschwer, dass die Tugenden und Fehler des Temperaments denjenigen Charaktereigenschaften am nächsten stehen, welche auf der quantitativen Differenz der Stärke und Schwäche beruhen — und wie diese zum sittlichen Gehalt der Thaten sich zunächst nur als indifferente Mittel verhalten, so werden voraussichtlich auch die Tugenden des Temperaments ihren Werth nicht unmittelbar in sich selber tragen, sondern in den Zwecken, denen sie dienstbar werden. Das jeweilige Bedürfniss gibt den Maassstab her für ihre Bedeutung, und während die eigentlich ethischen Tugenden von unbedingter Geltung sind, erhalten Temperamentstugenden ihre Rangstellung erst nach den besonderen Umständen, unter denen sie in Wirksamkeit treten — unterliegen demgemäss auch einer sehr verschiedenen Schätzung je nach der Verschiedenheit der Zeiten, Nationalitäten und Naturbedingungen.

Die Lebhaftigkeit des Sanguinikers ist ebenso übel angebracht, wo besonnenste Ueberlegung gefordert wird, als die Langsamkeit des Phlegmatikers, wo nur rascheste Entschlossenheit frommen kann. Des Cholerikers vorwärts treibendes Drängen ist schlaffer Trägheit gegenüber unbezahlbar — kann aber nur Unheil stiften, wo einzig unbeirrbare Geduld zum Ziele zu führen vermag. Des Anämatikers Mangel an selbstthätigem Zugreifen mag jeden zur Verzweiflung bringen, der sein eigenes Schicksal von der so versäumten Initiative abhängig weiss, kann aber anderntheils als einziges Rettungsmittel unschätzbaren Gewinn tragen, wo er blindem Ungestüm das retardirende Gegengewicht hält.

Ob ich mit meiner Hülfe zur rechten Zeit komme, kann Sache des Temperaments sein — ob ich sie überhaupt bringe, ist Sache meines guten Willens oder der Abwesenheit eines

2
Vomig in
Weg holt
solchen. Ob mich der Anblick geschehenden Unrechts empört oder gleichgültig lässt, gibt meines Willens innersten Kern, meine Gesinnung zu erkennen — aber ob ich meinen Arm ohne weiteres zur Abwehr erhebe, oder einer gelegeneren Stunde harre, das hat mit dem Maass meines sittlichen Werthes gar nichts zu thun, sondern lediglich mit meinem Temperament. Wie einer überhaupt ein Kunstwerk auf sich wirken lässt, bestimmt sich nach seiner ästhetischen Begabung — aber ob er die empfangenen Eindrücke mit der Ueberschwänglichkeit eines Enthusiasten nach aussen setzt oder still innerlich in sich verarbeitet, darin gibt er sein Temperament kund. Heftiges Auf-
fahren, hitziges Dreinfahren sind Fehler, die das Temperament begeht — aber was zum einen oder andern veranlasst, ist Kennzeichen des ethischen Charaktergehalts.

Nun aber bringen die einzelnen Berufsarten die regelmässige Wiederkehr gewisser Situationen mit sich, und je nach deren Erfordernissen wird sich jedes Temperament für besondere Stände eignen.

Zur Feldherrngrösse wird die Ruhe des Phlegmas gehören — ein Choleriker kaum zum Taubstummenlehrer taugen — dem Tanzmeister dagegen sanguinisches Wesen wohl anstehen und die „sitzende Lebensart“ ~~einer Nätherin oder eines Bogenschreibers~~ sich am besten mit anämatischer Indolenz vertragen.

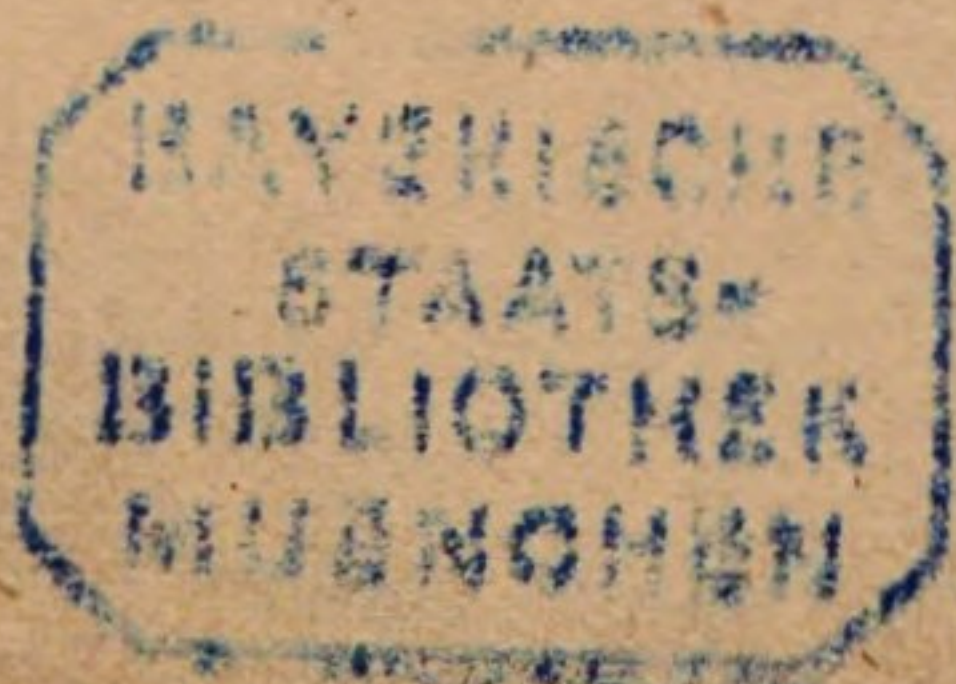
Aus solchem erweiternden Gesichtspunkt begreift es sich also leicht genug, warum die Beurtheilung des täglichen Lebens auf die Temperamentsseite des Menschen ungleich grösseres Gewicht legt, als nach rein ethischem Maassstabe gerechtfertigt sein würde. Denn jeder sieht zunächst auf das, was für ihn von praktischem Werthe ist, und unter den Charaktereigenschaften erscheinen diejenigen als die wichtigsten, welche im Verkehr mit andern hervortreten, während man es dem lieben Gott überlässt, das zu würdigen, was ganz im Innern verbleibt. Selbst ein Idealist wie Schiller sanctionirt ja solche Beurtheilungsweise in den Worten:

Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, dass wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Insbesondere sind es demnach die geselligen Beziehungen, in welchen das Temperament vermöge seiner formalen Natur sozusagen für das ästhetische Exterieur unseres Benehmens und ganzen Auftretens einen entscheidenden Factor abgibt. Ein Sanguiniker wird augenscheinlich nicht so leicht in die Gefahr der Langweiligkeit gerathen wie ein Phlegmatiker — dafür aber leicht unbequem werden durch überlautes und ruheloses Gebaren. Dagegen schreibt die still gelassene Weise einer anämatischen Frauennatur den eindringlichsten Empfehlungsbrief für die Stellung einer Gesellschafterin bei reizbar kränklichen alten Leuten — während der energische Ungestüm eines Cholerikers ein willkommenes Ferment sein kann in versumpfenden Gesellschaftszuständen, wo man sich längst nach einem Hecht für den Karpfenteich gesehnt hat.

Oft ist bei ziemlich gleichem Charakterkern das Temperament das Einzige, wonach das Benehmen eines Menschen gefällig oder abstossend gefunden wird — und hierbei sprechen locale Verhältnisse so entscheidend mit, dass über das nämliche Individuum das Urtheil entgegengesetzt lauten kann, je nachdem dasselbe sich in gross- oder kleinstädtischer, süd- oder norddeutscher Umgebung bewegt. Wien macht in dieser Hinsicht andere Ansprüche als Berlin, Hamburg andere als Leipzig — so dass man versucht sein möchte, ganze Städte nach diesem Gesichtspunkt zu classificiren. Im Allgemeinen aber wird sich sagen lassen: die beiden mehr passiv aussehenden Temperamente — das phlegmatische und anämatische — passen besser in den einförmigen Gang des Land- und Kleinstädterlebens hinein — die beiden activer sich anlassenden, der Choleriker und Sanguiniker, fühlen sich mehr heimisch auf dem wechselreichen Boden und im Gedränge der Centren des Weltverkehrs — es sei denn, dass subjectiv zufällige Umstände ihnen die Ungestörtheit engeren Getriebes wünschenswerth machen.

Den weitesten Gegensatz umfasst auch hierfür wieder die vielgestaltige Temperamentsform des Anämatikers — denn der einen ihrer Schattirungen gebührt ebenso sicher die Palme der „Liebenswürdigkeit“, wie einer gewissen andern nichts gleicht



an „Unleidlichkeit“. Die als Träger aller Gemüthlichkeit berühmten „Kleinigkeiten“ sind ja das eigentliche Lebenselement des Anämatikers — die beherrscht er wie kein Anderer — aus ihnen zaubert er alle Reize umstrickenden Behagens hervor — aber mittels ihrer wird er auch zum unausstehlichen Plagegeist — denn sie liefern seinem unaufhörlichen Nörgeln den Stoff und sie schärft er zu lauter vergifteten Nadelspitzen zu. Um Kleinigkeiten zankt sich das unverträgliche Schulkind, um Kleinigkeiten keift das würdelose Weib: aus beiden spricht derselbe Ton des Temperaments der absoluten Grösselosigkeit — freilich nur als Ingrediens, denn ohne den Grundstock kleinlicher Eigensucht würde der Form ihr Inhalt fehlen.

Umgekehrt gliedert sich die Selbstbethätigung des echten *aequus animus* nach gar mancherlei Richtungen; denn dies Wort besagt ja ungleich mehr als unser einfaches „Gleichmuth“. In grossen Verhältnissen wobei man nicht sowohl an die extensive Grösse weiter Machtsphären, als vielmehr an die intensive Grossheit tragischer Verwickelungen zu denken hat — gipfelt er sich auf zur Majestät des Erhabenen — aber lässt sich ebenso sehr auch an der Gelegenheit genügen, unscheinbar sich zu bewähren in der Probe einfacher Ausdauer und beharrender Treue.

Die Uermüdlichkeit des „treuen“ Arbeiters, wie der Fleiss einer emsigen Schnitterin: sie haben ihre Wurzeln in Temperamentsbestandtheilen, so gut wie die lässige Faulheit und schlaffe Trägheit der unbrauchbaren Magd und des verkommenden Bummlers. Aber auch die innigste Liebe muss Selbstüberwindung erst üben und zu Nachsicht und Langmuth sich erst zwingen, wenn es ihr „nicht gegeben ist“, diese Tugenden schon mitzubringen als natürliche Blüten angeborenen Temperamentes. Dem gewissenhaftesten Forscher kann sein Temperament einen schlimmen Streich spielen, wenn ihm plötzlich einmal die Geduld vielleicht grade da ausgeht, wo der nächste Augenblick die jahrelang aufgewendete Mühe mit unzweifelhaftem Resultat würde gelohnt haben — wie eine einzige unbedachte Bewegung eines lebhaften Kinderarmes in einer einzigen Secunde die Erträgnisse einer ganzen Lebensarbeit

vernichten kann, wo man wieder allzu geneigt bleibt, das Verschulden lediglich nach dem angerichteten Schaden zu bemessen.

Alles — Gute wie Böse — was seinen Ursprung einer blossen Aufwallung verdankt, ist zur reichlichen Hälfte dem Temperament auf Rechnung zu setzen — aber keinen, auch nicht den allergeringsten, Theil hat dieses an solchen Dingen, welche das Product weitaus sehender Pläne und langvorbereiteter Entschlüsse sind — und wenn es der Ernst ist, was zu solchen Unternehmungen von langer Hand die erste und unerlässlichste Voraussetzung bildet, so wird sich niemand auf sein Temperament berufen dürfen, dem daran gelegen ist, den Glauben an den Ernst seiner Handlungen aufrecht zu erhalten. Demgemäss ist es, vorzugsweise der Leichtsinn, dem es an Solidität der Ziele wie der Mittel gebricht, was sich hinter Entschuldigungen versteckt, welche dem Temperament sollen entnommen werden. Und dazu stimmt es, dass bei den Franzosen neuerdings der Begriff des *sérieux* und *homme sérieux* so sehr im Course gestiegen ist — denn sie scheinen erkannt zu haben, dass sie bisher zu sehr ihr Temperament haben walten lassen — so beinahe ausschliesslich, dass wir sie für blosse „Temperamentsmenschen“ taxirten, d. h. für solche, welche mehr von Eingebungen des Augenblicks als von permanenten Motiven sich haben leiten lassen — die absolute „Impulsivität“ zählte demnach zu ihren Nationalitätsmerkmalen — und sie möchten sich und andere jetzt überzeugen, dass dies nur irthümlicherweise geschehen sei. Sie haben es den Deutschen denn doch nachgrade abgemerkt, dass es denen Ernst, bitterer Ernst geworden um ihre lang bestrittene Selbstbehauptung, und so werden sie selber auch mehr und mehr zurückkommen von dem „*bon-mot*“ ihres Landsmanns, welches uns für diese ganze Betrachtung den Ausgangspunkt geliehen hat.

Aber nicht minder einseitig nimmt es sich aus, dass wir Deutsche mit unserm Sprachgebrauch das Temperament ganz aus dem Herzen heraus und in den Kopf zu verlegen scheinen; denn wir sprechen vom Brause-, Sprudel-, Hitz- und Tollkopf. Was daran richtig und beachtenswerth, das ist die Hindeutung

darauf, wie das Temperament namentlich auch das Tempo der Intellectualfunctionen mitbestimmt und durch dieses Medium der Handlungsweise selber ihren formalen Stempel aufprägt.

So sehen wir schliesslich das Temperament in jenes Zwischen-Gebiet hineinragen, für welches ich die Bezeichnung „Communi-
onsprovinz“ vorgeschlagen habe, weil sich in dessen Bewaltung Wille und Intellect als *condomini* theilen. Mithin müssen auch — obschon schwer erkennbare — Beziehungen bestehen zwischen der formalen Temperamentsseite des Charakters und seinem materialen Willensgehalte — Zusammenhänge, deren Betrachtung aber abführen würde auf das Feld des Metaphysischen und deshalb hier aufgegeben werden muss. Hier können wir nur noch sagen: den Tollkopf bändigt keine Ueberlegung noch Besonnenheit, den Sprudelkopf kein Maass, den Brausekopf keine Ruhe, den Hitzkopf keine Selbstbeherrschung.

Ein gewisses „Sollen“ nämlich erlässt doch Niemand dem Temperament — dieses gilt für keine unbesiegleiche Potenz — und alle Gewöhnung nimmt grade mit Vorliebe das Temperament in ihre Zucht. Darum machen wir zwar nicht fürs Temperament selber, unwillkürlich aber für Aeusserungen desselben verantwortlich: wer fahrlässig und vergesslich ist, kann sich witzigen lassen zu grösserer Behutsamkeit durch die üblen Folgen, welche diese Temperamentsfehler für ihn mit sich bringen — und was einer kann, das dürfen wir auch von ihm verlangen. Deshalb ist der Erzieher in seinem guten Rechte, wenn er den Kampf aufnimmt gegen Fehler des Temperaments und bei dem unmündigen Zögling eine Entschuldigung durch Berufung auf ein „ich kann's nicht helfen“ einstweilen nicht gelten lässt. Die Beherrschung muss wenigstens versucht werden, obgleich für den Erfolg niemand eintreten kann. Wer in verkehrter Weise Zeit sparen will, mag angehalten werden, es nicht auf Kosten anderer und seines eigenen wahren Wohles zu thun: das ist die Maxime des Pädagogen, wenn er der Flüchtigkeit eines Schülers entgegenarbeitet; und analoge Grundsätze von unzweifelhafter sittlicher Berechtigung werden analogen Temperamentsfehlern gegenüber zur Geltung zu bringen sein.

10. Verborgene Charaktereigenschaften und ihr unerwartetes Hervortreten.

Eine genealogische Studie.

Die Aufstellungen der Wissenschaft vom Charakter begegnen sowol beim allgemeinen Volksurtheil als bei Vertretern anderer Wissenschaften mancherlei Zweifeln und Einwendungen. Dem natürlichen Bewusstsein wird es mindestens ebenso schwer, den Glauben an die eigene Willensfreiheit, wo nicht aufgeben, so doch wesentlich einschränken zu sollen, als wie es der unmittelbaren Anschauung widerstrebt, sich in die Vorstellung von der sich um die scheinbar am Himmel auf- und absteigende Sonne mit unglaublicher Geschwindigkeit herumwälzenden Erde hineinzudenken. Und kaum minder lebhaft erhebt sich der Widerspruch gegen die Zumuthung, den Charakter als einen im Wesentlichen unveränderlichen anzuerkennen; denn jedermann meint an sich und Andern so viel Erfahrungen vom Gegentheil gemacht zu haben, dass nur Wenige den genauern Erwägungen Stand halten, welche hier die Grenzlinien zwischen Schein und Wahrheit zu ziehen bestimmt sind.

Neuerdings sind es nun aber namentlich Anhänger Darwin's, welche dessen Lehre von der organischen Entwicklung ohne weiteres auf die charakterische Entfaltung zu übertragen versuchen und in missverstandener Anwendung der Erkenntniss der Einheit von Leib und Seele den richtigen Satz, dass der Organismus die Sichtbarkeit des in ihm erscheinenden Willens sei, fälschlich dahin auslegen: der Charakter werde lediglich durch den Organismus bestimmt, — statt umgekehrt diesen als die Erscheinungsform jenes anzusehen und dabei denn oben-
drein noch zu unterscheiden zwischen zufälligen, durch äussere, hemmende oder besonders fördernde, Ursachen und Bedingungen veranlassten Bildungen des Organismus und solchen, deren Ursprung ausschliesslich dem eigensten Kern des Individualwillens angehört. Dass wir augenblicklich noch weit davon entfernt

sind, diese Sonderung überall auch nur mit einiger Sicherheit vorzunehmen, darf nicht zu der Willkür verleiten, ihre Möglichkeit überhaupt zu bestreiten, wie dies von Seiten derer geschieht, welche nun alle ursprünglichen Individualunterschiede überhaupt leugnen und behaupten: vom übersinnlichen Urwesen des Charakters gelte nichts anders als von jenen organischen Urgebilden, deren einfachste Form noch keinerlei Differenzen zugelassen habe — eine Schlussfolgerung, die an derselben Verkehrtheit leidet wie die Behauptung, an welche sie sich analogisch anlehnt; denn ohne eine uranfängliche Anlage zu verschiedenartigen Ausgestaltungen lässt es sich nimmermehr erklären, dass aus scheinbar identischen Keimen so abweichende Entwicklungen hervorgehen — dazu muss der Grund von Hause aus im Urgebilde gelegen haben — äussere Einwirkungen konnten sich dabei nur als Bedingungen wirksam erweisen, nicht als eigentliche Ursachen, d. h. sie konnten dem Geschehen wohl einen andern Weg anweisen, nicht aber einen andern Inhalt geben; und wer den entgegengesetzten Satz aufstellt, begeht damit den Fehler, schon vorauszusetzen, was er erst beweisen will und als wahrscheinlich auch erst nachzuweisen gehalten ist, weil der Erfahrungsbeweis ihn hier im Stiche lässt. Wir dagegen, die wir an jene ursprüngliche Gleichheit aller organischen Einzelwesen nicht glauben wollen, haben die Erfahrung wenigstens insoweit auf unserer Seite, als, was als gegeben vorliegt, eine tatsächliche Verschiedenheit ist, deren Herleitung aus einer unterschiedlosen Einerleiheit bisher noch keinem ohne grobe Gewaltthaten hat gelingen können. Dann aber können wir auch noch nicht genöthigt werden, uns zu der Fassung zu bekennen, in welche jener Satz mit leichter, in ihrer Folgerichtigkeit kaum bestreitbarer Wendung sich noch lieber kleidet: der Anlage nach (*potentiā*) sind in jedem Einzelnen alle denkbaren Charaktereigenschaften enthalten, so gut wie in jeder Zelle alle organischen Möglichkeiten schlummern, und es kommt nur darauf an, auf welche Umgebung sie bei ihrer Selbstverwirklichung stossen.

Was an diesem Satz Wahres ist, mag den Gegenstand dieser Betrachtung ausmachen: es ist der Begriff der Latenz,

über welchen wir eine Verständigung auf charakterologischem Gebiete anbahnen möchten.

Zu diesem Zweck müssen wir ausgehen von ein paar Grundsätzen der modernen Vererbungslehre, an welcher ja der Darwinismus seinen eigentlichen Halt besitzt.

Die philosophische Willenskunde steht unserer Frage zunächst mit der Auffassung gegenüber, dass sich das Willenswesen der Eltern irgendwie in den Kindern fortsetze. Die nächste Schwierigkeit entsteht also aus dem Wie der Verschmelzung zweier elterlichen Willen, und insofern bietet jeder Mensch ein eben so verwickeltes Problem dar als die alten Theologen vor sich sahen, wenn sie sich abmühten, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen „Natur“ und den beiderseitigen Eigenschaften im „Gottmenschen“ irgendwie sich vorstellbar zu machen. Solch In- und Neben- und Durcheinander zweier Elemente bringt es ganz von selber mit sich, dass Eins sich über das Andere schiebt, es so bedeckt und verdeckt oder beiseite drängt, und nun in der unübersehbaren Folge der Generationenkette immer mehr Schichten sozusagen sich vermengen wie die Gesteinsarten in einer eruptiv durcheinandergeschleuderten Mineralmasse. Da geschieht es denn gar leicht, dass das einmal zu Tage liegt, was einandermal vollständig in den unsichtbaren Hintergrund zurücktritt, um vielleicht erst wieder in einem Enkel oder einem Urenkel nochmals erkennbar zu werden. So angesehen wird die Wahrnehmung einigermaßen verständlich, welche uns in manchen Familien befremden möchte: dass gewisse Merkmale nur weit auseinanderliegenden Nebenzweigen eines Geschlechtsstammes gemeinsam zu sein pflegen. Von körperlichen Aehnlichkeiten ist es ja männiglich bekannt, wie oft in der Gallerie der Ahnenbilder ein am jüngstgeborenen Sprössling überraschendes besonderes Kennzeichen sich nur an der Nase irgend einer sonst längst vergessenen Urgrossmuhme wiederfindet — wie man annimmt, weil es schon einem noch höher hinaufreichenden Gliede der Vorfahrenkette eigenthümlich gewesen ist. Solch Wiederkummerserscheinungen verschwunden gewesener Merkmale nennen die Darwinisten Atavismus (von

atavus = der Urältervater) und der Charakterbeobachter hat Gelegenheit genug, ganz entsprechende Erscheinungen auf seinem Forschungsfelde aufzufinden.

Wie mancher Vater und wie manche Mutter fragen sich vergeblich: woher hat nur unser Junge diese oder jene Unart? Wären sie in ihrer Familienchronik so bewandert, wie der Araber in der Genealogie seines Rosses, so würden sie wahrscheinlich nicht lange zu suchen haben, um zu erkennen, dass ganz dieselbe Neigung sich schon einmal bei einem Verwandten in aufsteigender Linie bemerkbargemacht hat. Inzwischen also war sie nur „latent“, d. h. vorhanden, aber von ruhender Wirksamkeit — und alles was Poesie und Wirklichkeit uns von „ungleichen Brüdern“ erzählen, gehört hierher, und Keiner ist sicher, dass nicht an einem seiner Kinder wieder auflebe, was schon in früheren Generationen das Herzeleid der Angehörigen gewesen. Woher käme sie sonst, die innere und äussere Roheit bei den Erzeugten durch und durch nobler Eltern? Was hier als wilde, wüste Gier im Bruder uns abstösst, verhüllte sich in der zarten sittlichen Gestalt einer wie aus Aetherfäden gewobenen Schwester hinter vorwiegende Strebungen edelster Art, und was dort als ungezähmte Brutalität breit hervorbricht, kommt hier vielleicht niemals zu Tage oder nur auf ganz besondere Motive, deren Eintritt nach aller Probabilitätsrechnung tausendmal unwahrscheinlicher war, als ihr Ausbleiben. Also von unauszählbaren Zufälligkeiten hängt es ab, wie weit wir einen individuellen Charakter überhaupt kennen lernen oder nicht.

Die unerwarteten Gelegenheiten somit sind es, bei denen die unvermutheten Charaktereigenschaften an den Tag kommen — und schwer erforschliche Umstände sind es, die zu jenen von Dichtern mit Vorliebe ausgewählten Verhältnissen führen, wo es aussieht, als sei einem vergifteten Sumpfboden plötzlich und unvermittelt die lieblichste der Lilien entblüht. Da meinen die Einen, mit Fingern auf eine handgreifliche Umwandlung des Charakters hinzeigen zu können, und die Andern können des Wunders nicht satt bekommen in ihrem Staunen ob des vermeintlich vor ihnen aufgetauchten Zauberspuks — und doch bedarf es nur

eines einfachen Besinnens auf das Latentbleiben von Kräften einerseits und auf die erwähnten Vererbungssprünge andererseits, um Fälle wie die angeführten in das natürlich Gesetzmässige einzureihen und sie so alles Wunderbaren zu entkleiden.

Schwerlich aber wird es jemals gelingen, die hierbei waltenden Regeln auf eine bestimmte Formel zu bringen. Zwar ist schon versucht, gewissen Anhäufungen von Entartungsmerkmalen eine stetige Reihenfolge abzulauschen — man hat z. B. eine Systematik des „Cäsarenwahnsinns“ geben wollen, und auf der Naturforscherversammlung zu Graz wurden vor kurzem bereits die Aufgaben erörtert, für deren Lösung Irrenarzt und Criminalrichter sich gegenseitig das Material zu liefern haben würden — doch ist bisher bei derartigen Untersuchungen meistens noch zu wenig beachtet, wie die von manchen Autoritäten behauptete Constanz der Vererbung bei weitem keine so durchstehende ist, als man unbesehens anzunehmen geneigt sein mag, nachdem man hierher einschlagenden Auffassungen einmal Zutritt gewährt hat. Im Gegentheil: die sog. „frappanten“ Aehnlichkeiten zwischen den nächsten De- und Ascendenten können gradezu selten genannt werden — und gewisse in der Geschichte weithin leuchtende Geschlechter könnten viel eher auf die Vermuthung führen, dass etwas wie Alternation das Gewöhnlichere sei. Und wenn der Vorwurf auch einigermaassen gerecht sein mag, den man Schopenhauer gemacht: er habe die Sache zu leicht genommen, als er schlechtweg die Charaktereigenschaften auf den Vater und die intellectuellen Anlagen auf die Mutter zurückführen wollte: so scheint doch für die Willensmerkmale der Mutter kaum mehr als die Bedeutung eines Uebertragungsgefässes zuzukommen, nämlich dergestalt, dass nicht sowohl die an ihr selber am meisten hervorstechenden Eigenthümlichkeiten des Individualwillens bei den Kindern zu erwarten sind, als vielmehr nur solche, welche andere Glieder der Kunkelmagenschaft ausgezeichnet haben, und es bleibt vorläufig noch eine offene Frage, welche Verhältnisse darüber entscheiden, ob solche Erbschaft von der Mitgift aus der Schwertlinie überwogen und niedergehalten werde oder aus

dieser herauswachse und sie überrage, oder ob einstweilen eine Neutralisation eintritt, welche sehr wohl eine wechselseitige sein kann, wenn die copulirten Potenzen sich einigermaassen das Gleichgewicht halten. In solchen Fällen ist dann abzuwarten, welche neue Factoren es sein werden, die das so in die Latenz Zurückgedrängte in die sichtbare und überhaupt erkennbare Wirklichkeit zurückrufen.

Unleugbar legt ja solche Betrachtung den Gedanken nahe, man werde dadurch zurückgeführt auf die oben abgewiesene Ansicht: alle Charakterverschiedenheit laufe hinaus auf eine bloß graduelle nach dem Maasse der Verkümmernng oder Vollentwicklung; und unter den Tagesinteressen ist es ja namentlich die vielberufene Frauenfrage, die eine Bundesgenossenschaft sucht bei einer Theorie, nach welcher die Geschlechtseigenthümlichkeiten keinerlei so durchgreifende Unterschiede begründen, dass nicht die Thesis sich aufstellen lasse: bei andauernd gleich geleiteter Entwicklung und Ausbildung werde die Geistes- und Willensanlage des Weibes sich nicht bloß ebenso vielseitig und energisch erweisen, wie die des Mannes, sondern dieser auch im Grunde völlig gleichartig.

Allein ehe die Charakterlehre sich solchen, mit mehr Zuversicht als Beweismaterial vorgetragenen Behauptungen gefangen gibt, darf sie vorderhand jeden erst an sein eigenes Innere verweisen, damit er in dieses hinabsteige mit der Frage, ob wir nicht im tiefuntersten Grunde uns eines Selbst bewusst sind, das in seiner nur sich selbst gleichen Eigenthümlichkeit viel zu selbständig ist, um als blosses Mischungsproduct gelten zu können, und ob nicht Alles, was uns als ein sozusagen Fremdes anhaftet, uns viel zu äusserlich bleibt und als solches viel zu sehr empfunden wird, als dass es jenen innersten Kern selber berühren oder gar alteriren könnte. Alles Veränderliche und irgendwie Wandelbare würde darnach nur zur Schale unseres Wesens gehören — alle Entwicklung eigentlich nur das in die Erscheinung tretende angehen — nicht jenes geheimnissvolle Grundwesen, welches wir eben darum, weil es sich aller letzten Erkenntniss entzieht, das Uebersinnliche, das

Metaphysische in uns nennen. Wenn man aber über dessen Ursprung uns Rechenschaft abfordert, so bescheiden wir uns, solche nicht geben zu können — was uns aber nicht das Recht schmälert, so recht eigentlich buchstäblich „aus der Tiefe unseres Selbstbewusstseins“ Protest zu erheben gegen das Ansinnen, unsere Entstehung aus einem charakterologischen Urbrei anzuerkennen, der grade so individualisierungslos sein müsste, wie das Protoplasma der Physiologen.

Und wenn wir so — den All-Einheitspredigern gegenüber — festhalten am Individualismus des Glaubens an Willensatome (-monaden — oder besser noch: -henaden), so mögen wir bis auf weiteres des Beistands uns getrösten, welchen unsere Anschauung auf Seiten der Naturwissenschaft findet bei Männern wie Rockitansky, der noch in seiner berühmten Abschiedsrede einen von hoher philosophischer Bildung durchleuchteten Pluralismus zu seinem Thema gewählt und ebenso energisch wie geistvoll vertreten hat.

11. Die schwache Stunde.

Ein Augenblicksbild aus der Camera-obscura der Ethik.

Bekanntlich ist in den verschiedensten Geselligkeitsschichten keine Beschäftigung beliebter als das Zugerichtsitzen über die „lieben“ Nebenmenschen. Da treten ebenso eifrige Vertheidiger als Ankläger einander gegenüber, und lange ehe in Amerika weibliche Schwurgerichte allermmodernster Façon, um den grünen Tisch versammelt, zu einer gesetzlichen Einrichtung geworden waren, hatten sich solche auf der diesseitigen Erdhalbe etablirt und um die Kaffeecollation gelagert, oder „beiderlei Geschlechts“ um den sonst leicht nicht hinlänglich gesalzenen und gewürzten Kalbsbraten.

Da wird es also nicht ganz unangebracht sein, einem Bedürfniss so weit verbreiteter Kreise mit einem kleinen Manual der Gerechtigkeitspflege entgegenzukommen, und, gleich weit von philisterhaftem Moralisiren wie von pöbelhaftem Chorusmachen, einmal rein sachlich die Frage ins Auge zu fassen, wie weit in Wahrheit die so oft und gern vernommene Entschuldigung

reicht: das und das hat der oder die in einer „schwachen Stunde“ gethan. Denn die urtheilslose Oberflächlichkeit wird ebenso oft geneigt sein, die zurechnung- und verantwortungsmindernde Kraft der „schwachen Stunde“ zu weit auszudehnen, als derselben allzu enge Grenzen zu stecken.

Käme uns nicht der Volksinstinct zu Hülfe bei Abzirkelung der Zone, in welche das so Entschuldbare ausschliesslich hineinfällt, so müsste sich die Untersuchung vertiefen in die schwierigsten Probleme der Lehre von der beschränkten Wandelbarkeit des scheinbaren Charakters („scheinbar“ in demselben Sinne genommen, wie man von dem scheinbaren Horizonte im Unterschied vom wirklichen spricht) und von der bedingten Zurechenbarkeit unserer Handlungen. Vernünftigerweise kann man nämlich nur für solche Thaten den „mildernden Umstand“ einer schwachen Stunde geltend machen, welche ihrer Natur nach irgendwie von einem Affect, einer Aufwallung des Gemüths, einer aussergewöhnlichen Erregung des Gefühls abhängig gedacht werden können. Niemand wird sich auf eine schwache Stunde berufen dürfen, der kalten Blutes seinem Nächsten in behaglichem Geplauder mit dem Messer der Verleumdung die Ehre abgeschnitten hat. Niemand betrügt, niemand ersinnt schlaue Ränke oder bittere, höhnische Worte in einer „schwachen Stunde“ — wohl aber können ihm solche „entfahren“, wenn er gereizt ist durch schwere Kränkung und nun in einer schwachen Stunde die Schranken der Besonnenheit ausser Acht lässt. Aber es verfällt keiner auf Streiche der Bosheit und Tücke, bloß weil er eine schwache Stunde hat. In einer solchen verdreht man auch nicht die Worte Anderer, ob man sie gleich missverstehen kann in der Erregtheit augenblicklichen Unmuths.

Die schwache Stunde geht gefahrlos vorüber ohne eine von aussen herzutretende Versuchung: das sonst folgsame Kind verdirbt sich in ihr den Magen, weil ihm Näschereien geboten werden — der unverdorbene Jüngling erliegt den Lockungen der Buhlerin, weil solche ihm unversehens den Weg kreuzt — der zur Selbstschonung gemahnte Patient widersteht nicht den Reizen seiner Lieblingsbeschäftigung, weil sie ihm gar so

bequem gemacht ist — die hyperästhetisch gespannten Nerven können es nicht lassen, das den Lippen so nahe gebrachte Gift gierig einzuschlürfen — oder das gezernte Herz sucht sich Relaxation in einem Erguss harter Scheltworte oder hebt den Arm zu langverhaltener Vergeltung — das alles sind Dinge, die man der „schwachen Stunde“ auf Rechnung setzen mag, wie überhaupt jederlei Handlungsweise, bei welcher des Urtheils Klarheit — sei es über einen objectiven Sachverhalt, sei es über eigene oder fremde subjective Zustände durch irgend eine Wallung des Blutes getrübt ist. In schwacher Stunde zeigt sich auch ein sonst Gewissenhafter nachgiebiger, als wie er sein wollte oder sollte -- verwechselt vielleicht momentane Erwärmungen mit andauernden Leidenschaften und betheuert möglicherweise letztere, wo ein ohne Voreingenommenheit dabei stehender Zuschauer nur erstere wahrnehmen würde. So steht nur dem Verführten, der sich dem holden Zauber hingab, wie er ihm dargeboten ward, die schwache Stunde als Fürsprecherin zur Seite, aber nimmermehr dem mit entschieden klarbewusster Spontaneität handelnden Verführer.

Auch einem Ehrenmanne können einmal Schmeichelworte gegen einen Mächtigen über die Lippen gehen, weil die gar zu günstige Gelegenheit selber sie darauf legte oder die Reservation der Ironie ihm das Gewissen salvirte — aber auch in der schwächsten seiner schwachen Stunden wirft er sich nicht weg und bleibt der Kriecherei auch in ihr so unfähig wie sonst. Ein Petrus kann seinen Herrn verleugnen in einer schwachen Stunde — aber den Verrath eines Judas kann keine tilgen, weil keine ihn erzeugen kann.

Kurz, was dem innersten Wesen eines Charakters zuwider ist, tritt auch in schwachen Stunden nicht hervor, wohl aber solche Dinge, die sonst hinter Verstellung sich verstecken. In unsern schwachen Stunden sind wir durchweg wahrer als in unsern starken — man heuchelt und simulirt in jenen nicht — denn das setzt eben die Stärke der Selbstbeherrschung voraus, welche darin fehlt — denn, was schwach ist in der schwachen Stunde, das ist grade die ruderhaltende Hand des Steuermanns

Intellect. Der Hofmann und die wohlgeschulte Weltdame lassen sich in schwachen Stunden vielleicht auf einer Natürlichkeit oder Menschlichkeit betreten — die Firnisstünche lässt auf einen Augenblick *the native hue* — den schminkelosen Teint — durchblicken — die „Contenance“ versagt für einen Moment — man fällt einmal hinab über den Bord der Vorsicht — aber man ergibt sich keinem Raffinement — ersinnt so wenig abgefeimte Verbrechen wie Genüsse, blos weil eine schwache Stunde über einen gekommen.

Schon die Kraft jedes aggressiven Vergehens lässt keine Appellation an diese Instanz mehr zu — und schon der Rückfall in etwas, was einmal wahrhaft (nicht blos dem Namen nach d. h. aus Klugheitsrücksichten) von einem bereut worden ist, macht es verdächtig, ob dieser hinfort noch behaupten dürfe, eine schwache Stunde habe ihren Theil daran gehabt — denn von solchem Rückfall gilt das Wort nicht mehr, dass wir nach der bereuten That vom „Unrecht“ weiter entfernt seien als vorher.

Und eine besondere Bewandniss hat es auch mit den Taktlosigkeiten: wer wahrhaft „taktfest“, lässt sich durch gar nichts aus dem Takt herausbringen, weil bei allen Dingen, die der Entscheidung durch den Takt unterliegen, zu sehr die innerste Natur des Handelnden ins Spiel kommt, als dass ein dabei vorkommender *faux pas* mit „schwacher Stunde“ könnte beglichen werden, es müsste denn Schwäche im physisch-pathologischen Sinne gemeint sein, wo Hirn und Nerven ausser Stande waren, die Wachsamkeit des Gemüthswarts aufzurufen, und so ausser Acht blieb, was eben nicht in Rücksichtslosigkeit zu ignoriren, der Vorsatz gewesen.

Damit aber niemand vermeine, unsere annähernde Grenzbestimmung wolle mit den Prätensionen mathematisch unfehlbarer Markscheidekunst auftreten, so seien zum Schluss noch ein paar Dinge von minder scharfer Limitirbarkeit aufgezählt — denn nur nach dem individuell geprüften Einzelfall wird es sich entscheiden lassen, ob es in schwacher Stunde oder nicht gewesen, wo einer sich launisch, undankbar, höhnisch und schnöde gezeigt habe.

12. Der Verstockte.

Ein Stück charakterographischer Entwicklungsgeschichte.

Wo wir im täglichen Leben von einem verstockten Sünder, Herzen oder Gemüthe sprechen hören, da tritt uns das Bild eines fertigen Zustandes vor die Seele, und nur Wenige besinnen sich zugleich dabei, wie schon die Sprachform darauf hinweist, dass das Resultat eines allmählichen Vorgangs damit bezeichnet ist. Die Vorsilbe ver- und das Participium der Vollendung vereinigen sich darin, um uns die Vorstellung eines Werdens und Gewordenseins zu erwecken, und die Sprachgeschichte zeigt uns, die Metapher sei dem Pflanzenleben entnommen: wo ursprünglich weiche Gebilde (Stengel u. dgl.) sich in holziger Kruste verhärten und so dem Eindringenwollen einen stärkeren Widerstand entgegenstellen, da liegt der Process des Verstockens vor. Und dem genau entsprechend ist das eigentliche Kennzeichen des Verstocktseins im übertragenen Sinne die Unzugänglichkeit gegen von aussen kommende Eindrücke, mittels deren auf das Wollen und zwar umstimmend zu wirken versucht wird. Also auch hierfür ist von Hause aus die Voraussetzung gemacht, dass früher wenigstens bis zu einem gewissen Grade Empfänglichkeit für dergleichen Einwirkungen vorhanden gewesen sei, erst im Laufe der Zeit abgenommen habe und zuletzt gänzlich verschwunden sei.

Wenn aber der Charakterkundige überhaupt schon sich nicht gern damit begnügt, nur zu beschreiben wie der Anatom, sondern viel lieber seinen Gegenstand wie der Physiolog durch die Phasen seiner lebendigen Bethätigung begleitet — oder wo es sein muss, auch das Geschäft des Pathologen übernimmt, dessen Aufgabe es ist, den verschiedenen Entwicklungsstufen einer Erkrankung nachzugehen: so ist zu solchem Versuch eine doppelt eindringliche Aufforderung für ihn da gegeben, wo es — wie nicht selten beim Verstocktsein der Fall sein wird — zugleich das Räthsel zu lösen gilt, wie ein seiner Anlage nach nicht unedles Willenswesen in unmerklicher Entartung sich selber bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Vorneweg lässt sich dabei nun schon vermuthen, dass hierbei innere mit äusseren Factoren zusammenwirken; dass also bestimmte Erlebnisse mit bestimmten Charaktereigenschaften müssen zusammengetroffen sein, wo als Schlussergebniss sich das Verstocktsein herausstellt. Ohne einen gewissen Grad mitgebrachten Trotzes und schroffer Selbstbehauptung wird niemand durch bittere Erfahrungen sich dahin bringen lassen, dass auf ihn das Merkmal der Verstocktheit passe — aber auf der Grundlage eines höher strebenden Geistes werden auch die genannten Bedingungen für sich allein nicht zu einer wirklichen Ursächlichkeit sich entfalten. Eine gewisse Enge des Horizontes für Erkennen wie Wollen muss mindestens auch noch hinzukommen, um die constitutiven Potenzen zu vervielfältigen.

Daraus erklärt es sich denn auch, warum das Weib überhaupt so viel schneller entartet, als wie der Mann — unter Umständen fast im Umsehen aus leidlicher Gehaltenheit zur rasenden Megäre verwildern kann (— eine Specialität hiervon bietet unsere Betrachtung des Medeatypus). Aus denselben Gründen verfällt ja der Pöbel zuweilen binnen aller kürzester Frist einer epidemischen Entzügelung; denn wie der grosse Haufe geht auch das Weib nur allzu oft ganz auf in die Kleinlichkeit dessen, was seine bösen Leidenschaften: Hass, Neid, Eifersucht erregt. Dem Manne — wenigstens dem einigermaassen gebildeten — bleiben andere Sphären neben derjenigen, über welche das gewöhnliche („gemeine“) Weib nie hinausragt, und in diesen bewahrt er sich leichter einen Rest von Würde, mag er schon gleichzeitig innerhalb des engern Kreises (an dem das Weib ja auch andererseits ebenso sehr und fast ausschliesslich den specifischen Bereich ihrer Grösse und Herrlichkeit, Lieblichkeit und Anmuth, Pflicht und Treue besitzt) noch soviel daran einbüssen. So verliert er sich nicht leicht völlig ins Niedrige, Werthlose — kann sich an seinen sonstigen Interessen und Obliegenheiten aufrichten, erheben und eben desshalb auch ein objectiveres Urtheil behalten, als wie das Weib, das so gern total gefangen und befangen bleibt in dem, was ihm einmal Kopf, Herz und Sinn occupirend benimmt. Grossangelegte

Naturen sind — selbst wo ihr Willensinhalt ein den ethischen Postulaten entgegengesetzter ist — schon an sich mit allzuviel Elasticität begabt, als dass über sie jemals ein Verstockungsprocess Macht gewinnen könnte; schon deshalb nicht, weil ihre Lebensbeziehungen nicht dergestalt in das Verhältniss zu einigen Wenigen aufgehen, wie es bei dem Sichverstockenden meistens sein wird, der zunächst grade gegen die Einwirkungen bestimmter Einzelner sich ablehnend und widerstrebend verhält. Der verstockte Bube sträubt sich speciell gegen die Einflüsse seitens seiner Erzieher, Eltern und Lehrer, und behält daneben nach anderen Richtungen vielleicht eine grosse Nachgiebigkeit. Der verstockte Verbrecher lehnt sich auf wider die gesetzliche Ordnung und bewahrt dennoch zuweilen ein weiches Herz für das Unglück seiner Mitmenschen. Die verstockte Xanthippe verhärtet sich manchmal ausschliesslich gegen die Anforderungen des ihr verhasst gewordenen Gatten und weiss sich neben solcher Pflichtvergessenheit nach andern Seiten hin durch gefälliges Entgegenkommen beliebt, durch legalen Eifer geachtet zu halten. Es kommt ja vor, dass ein verstockter Sohn nur dem Vater gegenüber als solchen sich gibt, dagegen nach jedem Wink der Mutter sich lenksam erweist.

Also sind es doch wol allemal nur bestimmte Klassen von Motiven, deren Wirksamkeit an der harten Schale der Verstocktheit abprallt, und es handelt sich demnach namentlich darum, den besondern Arten von Beziehungen nachzuspüren, welche zwischen dem innern Willenskern und den äussern Beweggründen vermittelt sein müssen, um zu dem Ergebniss des Verstocktseins zu führen.

Da irrt man denn wol nicht, wenn man dies — mehr chemisch als mechanisch geartete — Bindemittel in der ätzenden Lauge gesteigerter Empfindlichkeit für besondere, individuell eigenthümlich schmerzhaft Verletzungen zu finden glaubt, mag nun, was dabei verletzt wird, mehr das Selbstgefühl, die Eitelkeit, oder persönliche Specialneigungen oder endlich wirkliche oder vermeintliche Rechtssphären sein. (Auch hier ist es, wie schon in meinen „Beiträgen zur Charakterologie“, wieder

am Orte, an das typische Beispiel zu erinnern, welches uns Schiller in seinem „Verbrecher aus verlornen Ehre“ geliefert und dann Hermann Kurz noch weiter ins psychologisch-criminallistische Detail verfolgt hat. Einem ähnlichen Genre gehört ja auch H. v. Kleist's Michael Kohlhaas an, so wie die Biographien der Unglücklichen, für welche der Titel „Von Stufe zu Stufe“ das Schema herleihen kann.)

Der Verstockung auf moralischer Seite geht etwas wie eine fixe Idee auf der intellectualen voran. Mit der Kurzsichtigkeit einer kleinen Seele werden nicht nur die Fehler des Nächsten mikroskopisch aufgestöbert, sondern insbesondere auch ein engstbemessenes Musterbild vermeintlicher Weltgerechtigkeit zugeschnitten. Wer erst im Begriff ist, sich zu verstocken, zeigt sich eben so erfinderisch in Beschönigungen des eigenen, wie in Verdächtigungen des fremden Thuns, wobei ein allseitiges Abstumpfen des Wahrheitssinnes nicht ausbleiben kann. Anhebend von dem Wahne, allein im vollen Rechte zu sein und lauter unverdiente Uebel erlitten zu haben in den widerfahrenen Kränkungen und Demüthigungen, setzt der Selbstbetrug sich fort in immer gewandterer Ausübung der Kunst, eigene Vorurtheile und Rachegefühle dem Gesamtbilde zu verweben, das ungeklärte Selbstsucht von der einzig wahren Gerechtigkeit sich entworfen. Vergiftet von Misstrauen kann ja selbst ein an sich heiliges Gefühl zu Roheit ausschlagen, die von zarter Schonung und Rücksicht nichts mehr wissen will — auch für sich selber solche nicht mehr fordert. Erbitterung über erlittene Beschämung setzt sich in Schamlosigkeit um, wie das Pochen auf eigenen guten Willen in bewusste Vernachlässigung unmittelbarer Obliegenheiten, wie wenn vermeintliche Lohnversagung aus aller sittlichen Gebundenheit löse.

Was Eigendünkel und Hoffahrt unausweichlich heraufbeschworen, dafür sucht der Verstockte den Grund ausschliesslich in fremder Ungerechtigkeit — und doch ist niemand unfähiger als grade er, des Andern Leistungen auch nur mit einiger Billigkeit zu beurtheilen; denn das gehört ja zu seinem Wesen, für nichts sich unzugänglicher zu erweisen, als für

die Anerkennung fremden Werthes, weil er mit solcher den einzigen Boden fahren lassen müsste, den er mit einem Wahngebäude unter seinen Füßen sich hinzubreiten beflissen war.

So stellt sich jede Verstockung in ihrem Grunde wesentlich als eine Gemüthsverwilderung dar — und wie auf verwildertem Acker nur um so üppiger Unkraut wuchert und in Samen schiesst, so auf solchem Boden zuletzt das Distelgestrüpp grundloser, idiosynkratischer Antipathien, bewusster Verleumdung und schnödesten Hasses wider alle, deren höherer Werth als ein unmittelbar vom eigenen Unwerth überführendes Spiegelbild den Verstockten anzugrinsen scheint.

13. Die Laune

nach anatomisch-pathologischer Aufnahme.

Ein disharmonisches Capriccio.

Was unberechenbar ist im Gemüth, mit Schnee und Schlossensturm hineinbricht in den Sonnenschein und mit Sonnenlicht und Sonnenwärme hineinprangt in den Wintergraus „wie Aprilenwetter“ — was die Blütenpracht abstreift und wiederum die scheu verschlossenen Knospen berückt, dass sie sich dennoch öffnen — was wehe thut wie nichts anderes und dann so sanft und leise streichelt wie der Sammetfinger innigster Liebe: das nennt die Sprache Laune und thut so, wie tausendmal sonst auch, mit einem blossen Namen ab, was tiefste Geheimnisse birgt — und im Wort soll schon das Gericht befasst sein; — denn ihrer eigenen Ungerechtigkeit wird der Laune reichlich vergolten mit ungerechtester Verdammung — schon darum, weil die „Gesunden“ als solche sich frei wissen von diesem „Unausstehlichsten“ des „Unausstehlichen“. Sie haben ja auch in soweit Recht, wie nichts so sehr die „Umgänglichkeit“ beeinträchtigt, wie eben die Launenhaftigkeit — aber was sie vergessen, ist abermals dieses: sie trägt schon ihre eigene Hölle in sich, und es bedürfte nicht erst noch der Strafe von

Aussen: zunehmender Isolirung nach Abkehr ungeduldiger Freundschaft und gekränkter Liebe.

So mag denn auch an der Laune die Charakterologie ihres Amtes warten und darthun, wie die Gerechtigkeit nicht bei der Oberflächlichkeit zu wohnen pflegt — mag versuchen, milder zu stimmen gegen die Unseligen, die vom Humor nur den Plural haben: das Durcheinandergären unversöhnbarer, in keiner homogenen Mischung zu vereinigender „Humoren“.

III Nicht jeder Stimmungswechsel gilt für Laune, sondern nur jener, zu welchem man den Anlass nicht wahrnimmt; — aber darin liegt schon, dass es auch darauf ankommt, wer mit diesem „man“ gemeint sei — der Fernstehende, Nichtvertraute setzt alsbald eine blos launische Anwandlung voraus, wo der Eingeweihte die Motive klar erkennt. — Aber selbst die Fälle, in welchen dem plötzlich Umgestimmten selber ein Räthsel bleibt, von wannen ihn so unversehens die Verdüsterung oder Aufhellung angeweht, selbst sie geben nicht ohne weiteres ein Recht zum Vorwurf oder zur Selbstanklage — denn auch von diesem Zufall kann gelten, was von jedem andern:

Was uns ein blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Gründen.

Am ehesten ist man immer damit bei der Hand, auf die Constitution zu recurriren, und rühmt sich wol gar schon einer besonders dankenswerthen Toleranz, wenn man die Entschuldigung — zwar nicht praktisch für voll gelten lässt (denn sonst würde man überhaupt nicht mehr verdammen) aber doch — ausspricht: es liegt wol in dem körperlichen Befinden des „armen Menschen“. — Allein was man der Migraine und dem Zahnweh allenfalls „zu Gute hält“, das sollte man doch erst recht da zugestehen, wo

Es gibt verborgne Schmerzen,
Die redet nicht der Mund

Was Einer in seiner Brust mit sich herumzuschleppen hat, das weiss zuletzt nur er selber allein. Wer machte Euch denn zum Mitwisser all des geheimen Kammers, an dem ein Vater, Bruder, Gatte, aber auch ein Hagestolz, eine „alte Schachtel“

zu tragen haben können? Ihr meint wol: nun, so mögen sie ihn wenigstens „mit Würde“ tragen! — aber wisst Ihr auch, wie schwer das zuweilen, oder ob es jedem so leicht gemacht sei, wie Euch selber? Nicht auf Eure angeborne Eukolie will ich mich berufen, vielmehr an diejenigen mich wenden unter den gestrengen Richtern, die selber in Dyskolie vergrämeln würden, wenn ihnen nicht „Natur den leichten Sinn verliehen“, der eben mit dem „Schwimmgürtel des Lebens“, dem Humor, sie „über Wasser hält“ (nach einem Ausdruck in Lehmann's „Magazin f. d. Lit. d. Ausl.“ 1867 Nr. 26 über Musäus). Sie meinen, jeden händeln zu dürfen, dem nicht das „Lächeln unter Thränen“, noch die Schneide des Sarkasmus zu Gebote steht, weil es ihm für jenes an der Beweglichkeit des Intellects, für diese an der Energie des Temperaments oder vielleicht auch an der nöthigen „Malice“ gebricht. Jene Spötter sehen wohl die Mienen — und vermeinen auch, deren Schrift richtig entziffern zu können — aber Hieroglyphenschlüssel sind trüglich, mindestens hypothetisch, und manches Zeichen lässt vielfache Deutung zu. Ihr gewahrt wohl die tiefe, lange, starre Furche die Wangen entlang von der Schläfe bis an den Mundwinkeln vorüber — aber wisst Ihr denn auch zu unterscheiden, ob der Griffel schweren Herzensgrams, abgelebter Blasirtheit oder vulgärer Verdrossenheit sie gezogen? — und doch pocht Ihr auf Euer Lesenkönnen, denn freilich steht da in Runen der „Verwitterung“ unzweideutig geschrieben: „Ich mag nicht mehr“; und Ihr rettet Euch, in die Enge getrieben, vielleicht auf einen ebenso unzuverlässigen Gemeinplatz: einerlei was von den dreien: jedenfalls führte die Hand überwiegender Egoismus; — freilich würdigte dieses Ich Euch nicht des kleinsten Einblicks in die von ihm bestandenen Kämpfe; und weil Ihr in Eurer Unzartheit auch neugierig seid, so reicht Euch diese Verschlossenheit schon hin, Euren Aerger aufzuregen und zu sprechen: schon darum hat er es verdient, ohne Rücksicht behandelt zu werden; er könnte uns — die schlimmeren Heuchler sagen: „unserer Theilnahme“ — ja Rede stehen, so würden wir ihn in Ruhe lassen — aber sein stereotypes „Schlecht!“

auf unser (doch eben so stereotypes): „Wie gehts?“ ist langweilig — und *tous les genres sont bons, hors les ennuyeux* — das habt Ihr gelernt von Eurem Voltaire — aber nicht was das Beste an diesem Manne war: seinen Sinn für Gerechtigkeit. Das zeigt sich auch im umgekehrten Falle: den „Liebenswürdigen“, dem auch sein Leiden nur Stoff wird zu scherzen, den „lasst Ihr Euch gefallen“ — gegen den befehlst Ihr Euch selber der Liebenswürdigkeit, soviel Ihr deren besitzt, für den empfindet Ihr sogar eine Art von Mitgefühl, dessen er doch weniger bedarf, wie jener Andere — und dessen er im Grunde auch weniger würdig ist — denn was hinter dieser Maske ruht an Selbstgefälligkeit und Gleichgültigkeit gegen fremdes Weh, das ist auch nicht grade „herzgewinnend“. — Ihr wollt nur eben keinen „Spaassverderber“ unter Euch dulden — und wenn Einer „Miene macht“, es Euch zum Trotz zu werden, so verschwört Ihr Euch: dann muss er selber herhalten Euch „zum Spaass“ — warum ist er auch so „verdriesslich“ und „griesgrämisch“?

Nur fröhliche Leute,
Die lassen wir heute
Zum Thore herein —

und zum Weiteren:

Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zu Narren auch, wie sich's gehört!

Wo bliebe da auch Zeit, noch lange nachzufragen, ob Eines Fröhlichkeit „mehr sei die der Laune oder des Herzens“? — genug, wenn sie da ist — das Uebrige geht nur die grübelnden Forscher an, unter die sich freilich auch zuweilen der selbige Goethe verirrt, von welchem obige Losung ergangen.*) — Aber lange ehe Freiligrath flehte:

O lieb', solange Du lieben kannst!

wollte schon Werther einen „Prediger“ beschwören wider die „üble Laune“ — und grade die Freudestörerin ist es, über

*) Vgl. Wilhelm Meisters Lehrjahre (Ausg. in 40 B. 16. B. S. 260) über Hamlet zu anschaulichster Unterscheidung von Eukolie und Humor.

die das härteste Verdict ergeht, und was dort (Ausz. in 40 B. 14. B. S. 36—39) gesagt ist, möchten wir unserer „Predigt“ als leitenden „Text“ unterlegen — doch nicht zum „Schelten“, sondern zum Vertheidigen.

Die Hauptsätze alldorten lauten folgendermaassen: „Mich verdriesst nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Frätzen verderben und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen Wir Menschen beklagen uns oft, dass der guten Tage so wenig sind und der schlimmen so viel, und wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu geniessen wir würden alsdann auch Macht genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt ... Einrede: Wir haben unser Gemüth nicht in unserer Gewalt; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl ist, ist's einem überall nicht recht Zugestanden! Wir wollen es also als eine Krankheit ansehen und fragen, ob dafür kein Mittel ist Beistimmung: ich glaube, dass viel von uns abhängt. Wenn mich etwas neckt und mich verdriesslich machen will, spring' ich auf und sing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg Es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen Einwand: dass man nicht Herr über sich selbst sei und am wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne Entgegnung: es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, die doch jedermann gerne los ist, und niemand weiss, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiss, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herumfragen, und die grössten Resignationen, die bittersten Arzeneien wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten Die Bauern haben keinen bösen Humor

Einrede: den bösen Humor ein Laster nennen, scheint übertrieben. Entgegnung: Mit nichten, wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, dass wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir einander auch noch das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich manchmal gewähren kann? Und wer ist übler Laune und zugleich so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören? Oder ist sie nicht vielmehr ein Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Missfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich Wehe denen, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unsers Tyrannen vergällt hat Wer sich das nur täglich sagte: Du vermagst nichts auf Deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem Du es mit ihnen genieusst! Vermagst Du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigen Leidenschaft gequält, von Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben? Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das Du in blühenden Tagen untergraben, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiss auf der blassen Stirne abwechselt, und Du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, dass Du nichts vermagst mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angst Dich inwendig krampft, dass Du alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!“ —

Wen sollte nicht diese Weichheit des beredten Anwalts rühren, den selbst eine Lotte „schalt über den zu warmen

Antheil an allem — dass er darüber zu Grunde gehen würde! dass er sich schonen sollte!“ Und dennoch, dennoch! Unparteilichkeit und Objectivität verlangen, dass auch „der Angeklagte“ und sein Vertheidiger zu Wort gelassen werde — sagt doch derselbe Goethe:

Ob etwas schwer sei oder leicht,
Weiss nur wem's gelungen und wer es erreicht!

Wohl mag man bewundern, dass vom Jüngling schon dem Determinismus, aus welchem er später sprach: „Dir selber kannst Du nicht entfliehen“, sein Recht so weit gewahrt wurde, wie es trotz alledem hier wirklich geschehen ist.

Aber aus dem Nichts eines *liberum arbitrium indifferentiae* spinnen sich doch auch nicht die Fäden, mit welchen die Laune ihre Opfer umschnürt — ein Anlass, mag er an sich etwas noch so Unschuldiges sein, muss doch irgendwie auch von denen ausgehen, die unter der Laune zu leiden haben — sei es auch nur der, dass grade ihre Liebe den Muth gibt, sie hereinzuziehen in des eigenen Gemüthes Folterungen. — Wer nicht die Laune im eigenen Innern kennen gelernt, kann nicht erschöpfend von ihrem Wesen reden — dessen Auge haftet an den Folgen und ihren Schrecken und dringt nicht vor bis zu den Gründen und ihren Geheimnissen.

Es heisst eben auch hier: Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer. Wenn aber der Charakterolog mit seinen Fragen nach dem Warum? und Woher? den Bindegliedern der Nothwendigkeit nachgeht, so muss er gewärtig sein, dass man ihn missverstehe, als wolle er rechtfertigen und gutheissen, wo er nur begreifen will. Den Menschen gegenüber soll nun einmal der Standpunkt ein anderer sein, als im Verhältniss zur unbewussten, „freiheitslosen“ Natur — wer den Zusammenhang der Ursachen erforschen will, aus denen irgend ein verheerendes Naturereigniss hervorgeht, den macht man doch nicht verantwortlich für die damit als nothwendig nachgewiesenen Uebel — aber wer auch bei den Erscheinungen des Menschenlebens ein humanes „es kann nicht anders sein“ zu bedenken gibt, der geräth in Verdacht, all den Lastern, welche er

beschreibt und herleitet, einen Freibrief ausstellen zu wollen, — und wäre es auf praktische Zwecke bei solcher Belehrung abgesehen, so könnten sie doch höchstens auf Gelassenheit abzielen, denn nur solche, — nicht Versöhnung! — gewährt die Einsicht in die *Ἀνάγκη*.

Um aber recht „gründlich“ zu Werke zu gehen, möchte man unterscheiden zwischen: Gründen, Ursachen, Veranlassungen und Motiven der bösen Laune: die Gründe aufsuchen in der Gesamtbasis der Individualität: Temperament, Constitution, intellectueller, posodynischer und ethischer Eigenthümlichkeit; die Ursachen in all den auf diese Grundlagen einwirkenden, die Entwicklung der Launenhaftigkeit befördernden Factoren: Lebensverhältnissen, ganzer Umgebung, dauerndem Gesundheitszustand; die Veranlassungen in den momentanen, nach besondern Gelegenheiten sich einstellenden Weck- und Reizmitteln; die Motive in dem auf- und abwogenden Inhalt des Gemüthslebens. — Dann wird es freilich alsbald klar, was Wahres an dem Satze ist: „Die Bauern haben keinen bösen Humor“, der in dieser Allgemeinheit hingestellt doch etwas stark schmeckt nach jenem idealisirenden Glauben an die idyllische Friedseligkeit des Landlebens, welcher zu den Bestandtheilen der schwächlichen Sentimentalität des vorigen Jahrhunderts gehörte. Auch ein derber Hofbesitzer ist zu Zeiten unleidlich genug in seinem ungerechten Herumzanken — und die Keiferinnen fanden und finden sich ja so oft im sog. „einfachen“ Bürgerstande, als in jenen feineren Cirkeln, wo „nervöse Verstimmungen“ zu Hause sind und der ungemüthliche *spiritus familiaris* den vornehmeren Namen Hysterie bekommt. Dagegen ist so viel richtig: einförmig stetige Beschäftigungsweise entbehrt mit dem Wechsel der Interessen auch eine Fülle von Launenhaftigkeit ausbildenden „Ursachen“, und ein den tiefern Conflicten ferngehaltenes Gemüthsleben bleibt leichter bewahrt vor jenen Schwankungen, welche wir als die „Motive“ zum Launischsein bezeichnet haben. — Aehnliches gilt von dem Naturell einer Lotte, der es sonach nicht zum sonderlichen Verdienst angerechnet werden kann,

wenn sie leicht abschüttelt, was sie eben „neckt“; denn was einen „wurmt“, das kennt sie nicht, weil ihr Temperament solch Mitsichherumtragen prickelnden Schmerzensstoffes gar nicht zulässt. Vermöge ihrer posodynischen Anlage stösst sie alsbald alle Keime einer bösen Laune aus ihrem Innern wieder aus — und was sie zu „überwinden“ scheint, ist noch gar keine böse Laune, sondern nur ein Etwas, welches auf einem anders gearteten Boden sich dazu fortbilden würde. Wer über so viel repulsive Elasticität verfügt, dass er nahenden Verdriesslichkeiten mit dem Trällern einer lustigen Weise entgegentänzelt: dessen Eukolie lässt so wenig Laune „aufkommen“, wie in durchglühter Luft Infusoriensporen lebensfähig bleiben.

Andererseits lässt Goethe durchblicken, dass es eine Specialität der bösen Laune sei, gegen welche sich Werther wendet. Derjenige, wider den sich seine Apostrophe richtet, ist offenbar gepeinigt von Neigung zur Eifersucht, und nur unter diesen Gesichtspunkt gerückt ist das Einzelne verständlich, was Werther diesem „Laster“ vorwirft. Diese Eifersucht hat etwas dem Jean Paul'schen „Schmollgeist“ Verwandtes, ist *sui generis* und missfällt gerade den zärtlicher empfindenden Herzen am meisten, weil sie Liebe mit Qual vergilt und so der Umkehrung alles echt sittlichen Verhaltens nur allzu ähnlich sieht. — Schon dies muss uns abhalten, Werther's Anklagen auf jede Art von Laune auszudehnen. Vielleicht steht diese der Despotenlaune am nächsten; ist aber ebensoweit entfernt von der Laune der Caprice wie von der krankhafter Reizbarkeit oder von dem Flattersinn der *ψυχὴ ποικίλη*. Ausserdem hat die Charakterologie gelehrt, zu unterscheiden zwischen der Melancholie des Dyskolos und der Heautontimorumenie des Hypochondern, wie zwischen dem verzagten Misstrauen windschiefer Charaktere und dem verzweifelnden Kleinmuth des immer wieder enttäuschten Idealisten, den gerade sein Hoffen und Wünschen zum Pessimisten gemacht hat. Diese nennt Vulgus, aller Discretion bar, insgesamt einfach launisch und wird sich ewig nicht darum kümmern, wenn die Charakterologie nach festen Kriterien noch so scharfe Grenzlinien zieht und dazu das Richtmaass dem

Lauf entnimmt, in welchem die Quellen der Laune ihre Gewässer ergiessen.

Ein anderes Bette ist es, in welchem die krankhafte Dyskolie des Goethe'schen Tasso, ein anderes, in welchem der Sarkasmus eines Hamlet dahinströmt. Die Laune, welche uns schlecht Wetter und unbehagliche Zimmertemperatur verderben können, ist andern Wesens, als die, welche durch Musik oder Lyrik alterirt wird. *Blue devils* stammen aus anderer Heimat als die bösen Geister des gemeinen Aergers; nervöse Reizbarkeit steigert unsere Empfänglichkeit für die Affecte des Unmuths; die Dämonen der Hypochondrie schärfen unsere Sensibilität für Depressionen des Gemein- und Selbstgefühls; „im hohlen Spiegel der Gewissensangst“ vergrössern sich die Gespenster der Reue, im Nebel der Eifersucht die Phantasien von drohendem Verluste fremder Liebe und Achtung. Das Genie wird von andern Scrupeln geplagt, als wie die praktische Hausfrau, und plötzlich aufsteigende Erinnerungen legen auf unsern Genuss des Augenblicks eine andere Dämpfung, als wie unvermuthet angeregte Zweifel.

Ja wohl: Werther hat recht mit seinem wiederholenden „wenn“ — „wenn wir ein offenes Herz hätten“, „wenn wir nur einmal die Kraft haben“ — aber was besagt das anders als: wenn das weiche, zähe Blei ein harter, spröder Stahl wäre, so — — wäre es eben nicht mehr Blei. Wenn einer ganz gesund ist, so ficht ihn so wenig die Verdauung, wie der rauhe Novembertag etwas an; wenn einer ein durch und durch ruchloser Schurke ist, so wird er von keiner Bedenklichkeit beunruhigt; wenn einer blind ist, so macht ihn der Abgrund zu seinen Füßen nicht schwindeln; wenn einer ein „ganzer Kerl“ ist, so kennt er *blue devils* kaum vom Hörensagen; wenn einer kein Gemüth hat, so dürfen ihn Sorgen um Andere nicht behelligen; wenn einer nichts weiss von der Gewalt des metaphysischen Bedürfnisses, so können ihm Zweifelsqualen nichts anhaben; ob Morgen, ob Abend, ob Mittagshelle oder mitternächtliches Dunkel ihn umgeben: dem ist es einerlei, der ewig in sicherm Phlegma die Balance des Gleichmuths sich bewahrt.

Der rechte Praktiker geräth freilich nicht in Gefahr, sich prellen zu lassen — denn er sieht sich vor; ihn hält kein Zartgefühl ab, mit ehrlichen Leuten, wie mit Schuften, zu dingen und zu feilschen — und so entgeht er auch der Trübung guter Laune, welche es mit sich bringt, ungewiss zu sein, ob man mehr der eigenen gutmüthigen Noblesse oder der fremden Unverschämtheit zürnen solle.

Also grade den „Menschenfreund“ — um eines schier altmodisch gewordenen, im vorigen Jahrhundert desto beliebteren Ausdrucks uns zu bedienen — wird am leichtesten eine misanthropische Laune anwandeln. Wol mancher Pessimist mag von sich sagen: meine Wünsche stellen mich auf die Seite der Enthusiasten, aber meine Erfahrungen im Bunde mit meiner „unglücklichen Natur“ (Dyskolie) treiben mich bald genug zu den Nüchternen hinüber.

Und die Ihr so hart dreinfahret gegen den launenhaften Liebhaber, verkennt Ihr denn ganz, dass es seine Liebe selber ist, was ihn und die von ihm Geliebten so elend macht? Was an ihm „liebenswürdig“ ist, das strahlt am hellsten in mittlerem Abstände — wider die, so seinen gerechten Hass erregt haben, kehrt er seine rauhe Seite heraus, aber die ihm die „Nächsten“, denen ist er der „Weheste“ — und ist es grade vermöge seines anlehnungsbedürftigen Herzens. Wenn nicht immer wieder das Vertrauen, das er fassen möchte, so gern wie kein anderer, in ihm Sprossen triebe, so bliebe ihm ja der Schmerz erspart, diese Ansätze immer wieder in grausamer Ernüchterung abgestreift zu fühlen; — denn mehr als auf sonst jemand, ist auf ihn Werther's Satz anzuwenden, dass er „die unangenehme Empfindung gern los wäre“. Aber was ist es denn, was ihn immer wieder in sie hineintaucht? — sein unerfülltes Sehnen ist es, sein auf die Dauer in keine Illusionen einzuschläferndes Auge, sein höchstens auf Secunden durch Sirenengesang einzulullendes Ohr. In ihm halten stete Wache jene Kobolde, die nirgends eine Laune dulden — „Teufel“ heissen sie nach ihren Wirkungen, weil sie die Pforten zur Hölle aufreissen, dass in diese der Blick sich hinabsenke, wenn die Schwärmer-

hoffnung aufwärts schauen möchte zu Himmelsthoren; und doch tragen sie die Livree treuer Genien — die Gerechtigkeit musste ihnen die Sprache widerfahren lassen, als sie diese die blauen (*blue*), nicht die schwarzen Teufel nannte. Meinen sie es nicht im Grunde gut mit dem, bei dem sie einkehren? nagen sie nicht am Lügenfirniss des Augenblicks, damit sie das innerste Wesen der Personen und Situationen blosslegen? Sie haben kein Handgeld genommen von dem allberückenden Willen. Sie flüstern nicht süsse Melodien von den Wonnen der Umarmung — sie weisen darüber hinaus auf die Schuldverschreibung an die Zukunft und auf die uneingelösten Pfandbriefe der Vergangenheit. Sie gaukeln nicht in holde Träume von Besserung in uns und Besserwerden um uns — sie stören lieber kreischend auf vom Schlummerpfühle mit unerbittlichem Zuruf: Du und die Welt, Ihr seid dieselbigen gestern und heute und in alle Ewigkeit! — Sie huschen in alle Wunden und Narben und mahnen jeden an seine Achillesferse — sie sind Vorposten jederlei Uebels und Boten des inneren Gerichts — Spione im Lager der Gefahren Leibes und der Seele — Executoren des Pflichtgefühls wie des Rächeramts — unbestechlich und unermüdlich bieten sie jedem ihre Dienste an, der sich von ihnen an den Gletscherspalten des schimmernden, flimmernden Lebens die Binde vor den Augen mag lösen lassen — Stimmen der Wahrheit und darum ernst und finster wie diese — Wetterpropheten des heranbrausenden Föhns, die mit dumpfem Krachen den Niedersturz alle Behausungen des Friedens zertrümmender Lawinen ankündigen — Herolde der Nüchternheit, die uns aus schmeichelnder Betäubung aufschreien mit ihrem: „Es ist all nicht wahr!“ und mit der Freundeswarnung: „was dich süsses, ideales Glück dünkt, ist nichts als ein Phantom des Selbstbetrugs, der nur anhält, so lange bis wir Dich zurückrufen zur Besinnung über der Dinge wahrhafte Gestalt und wirklichen Gehalt“. — Vor ihrem nierenprüfenden Secirmesser müssen alle beschönigenden Ausreden des gern Versteckens spielenden Gewissens zerrinnen — das nennen die Gesunden „eine schwarze Brille aufsetzen“; aber wer Migräne kennt,

weiss, dass man in ihr schärfer riecht, als zu Zeiten des sog. normalen Befindens.

Freilich „grausam“ mögen sie heissen, diese Handlanger bei der allgemeinen Demaskirung — diese Schminke abreiben- den Garderobezofen hinter den buntbeklecksten Decorationen der Lebenscomödie — aber strenge Aufrichtigkeit verträgt sich eben nicht mit süsslichem Wabbelkram, und mit Schimpfreden lässt sich ein getreuer Eckard am allerwenigsten von der Schwelle weisen. Wohl führen sie zweischneidige Dolche: nicht nur das Beichtbekenntniss eigener Schuld legen sie dem Geliebten auf die Lippen, dass von ihm der Liebende sich abkehre — sie ersparen diesem auch nicht die Erinnerung an das, was ihm selber den Duft idealer Vollkommenheit verwischt hat. Aber sind sie denn auch Retter? kaum je! denn könnten sie es sein, so wäre die Welt ja nicht so erlösungsunfähig, wie sie selber sie darstellen! Nein, in ihnen bäumt sich nur eine Hölle wider die andere — und mit Satanas selber haben sie die Lust gemein am „Versuchen“, am Erproben und Experimentiren — und als Zuschauer des von ihnen angezettelten Ringkampfs stehen andere grinsende Teufel daneben — die lauern, abzuwarten, ob nicht auf ihre Seite der Sieg fallen werde.

Nach diesem Allem wird man uns wol nicht als Fürsprecher der bösen Laune erfinden wollen — wir haben nur hineingeleuchtet in das Dickicht des Pfuhls, wo dieser Drache seine Brutstätte hat und wo er wachsen und gedeihen muss, bis zu jenem jüngsten Tage, an welchem man Lilien vom Upas pflücken wird.

Aber aller Rhetorik und aller Metaphern entkleidet, ergibt sich aus dem Vorstehenden, dass zwei Hauptgattungen von Launen zu unterscheiden sind: die ganz auf physisch-organischer Grundlage der Constitution ruhende und die dem Grübeln, „Tiffeln“ (oder „Düfteln“), Reflectiren entstammende. Unklarheit und Ungewissheit aller Art, die den Drang erweckt, sich Licht und Ausweg zu verschaffen im hin- und herneckenden Wirrsal, wo man „nicht aus noch ein weiss“, sie macht den

Sinn selber so nebelhaft, wie das Luftmeer, in welchem er herumtappt, und auf die Lungen - des Gemüths legt sich dann eine Brustbeklemmung, deren Beängstigungen die Reflexbewegung eines blinden Umsichschlagens zur Folge haben. „Mit dem Kopf durch die Wand rennen“ möchte, wer von allen Seiten sich gehemmt fühlt — und ein Peter a Vineis zerschmetterte sich ja buchstäblich den Schädel an seiner Kerkermauer. Und an wem eine recht lebhafte Ungeduld zerrt, dem kribbelt's durch alle Glieder bis in die äussersten Fingerspitzen — kein Wunder, wenn in solchen Momenten der Anblick schon einer krabbelnden Fliege die Reizbarkeit bis zur Unerträglichkeit steigert — und irgend ein juckendes Härchen mit seinem Prickeln vollends den Wunsch erzeugt: „aus der Haut fahren zu können“. — Nichts anderes macht vielleicht einen zur Launenhaftigkeit neigenden Menschen unnahbarer, als irgend eine aufs Aeusserste gespannte Erwartung — jeder Versuch der Beschwichtigung hat alsdann das Gegentheil des Beabsichtigten zur Folge — aus dem tröstenden, zur Geduld mahnenden Zuspruch vernimmt der Gequälte nichts als den Hohn der Gleichgültigkeit — und grade die besten Freunde werden in solcher Stimmung zum verhasstesten Anblick, weil der Wahn sich festsetzt, sie wären doch eigentlich zum Helfen berufen, und die Besonnenheit fehlt, welche erkennt, dass sie dazu ausser Stande sind. — Wenn aber mit dem Ausbleiben der ersehnten Entscheidung die Verlegenheiten höher und höher sich aufthürmen, wenn jeder Entschliessung von neuen Complicationen ein Riegel vorgeschoben wird, wenn endlich in halber Resignation die Hände, die so gern wegschaffen, zugreifen, fördern möchten, unmuthvoll und widerwillig in den Schooss gesunken sind und der gehetzte Sinn nach Allem hascht, was Ableitung und Beschäftigung verspricht: dann hat nach dem einfachsten Lauf der Dinge — nämlich nur da nicht, wo seltenste Sanftmuth in stiller Gelassenheit weiter harrt — die nächste Umgebung des Gefolterten mitzuleiden unter jeder neuen Schwierigkeit, die sich seinem leiblichen Auge oder dem zugespitzten Späherblicke seiner Phantasie darstellt. Seine läh-

mende Rathlosigkeit ist es, was einen Hamlet so grausam launenhaft spielen lässt mit der armen Ophelia, dass er ihr einmal über das andere räth: *Go to a nunnery*, d. h. entweder in ein Kloster oder in ein H—haus; entweder dahin, wo alles Wollen mit seinem Zwiespalt ein Ende hat, oder dahin, wo es scrupellos sich dem Moment und seinen Reizungen ergibt — zwischen beiden, in der unseligen Mitte des gewissenhaften Reflectirens, da tanzen die Irrlichter des Prüfens und Erwägens ihren unstillen Reigen.

Das ist ein Grund mehr, warum überwiegend theoretische Naturen (wie Flattich sagt) unverträglicher und unversöhnlicher sind als die Praktiker. Wer gewohnt ist, sich in einer mehr abstracten Betrachtung der Menschen und Verhältnisse zu bewegen, der discutirt gern auch Fälle und Schwierigkeiten, die blosse Möglichkeiten sind und die demjenigen, welcher die Dinge „nimmt wie sie sind“, in Wirklichkeit gar nicht aufstossen oder doch eben „in der Praxis“ so leicht nicht vorkommen. Jener behält ein Misstrauen, wo dieser arglos nicht mehr voraussetzt, als was er mit Augen sieht — er späht nicht nach Motiven, sondern handelt nach dem, was factisch vorliegt, fragt weniger nach der Gesinnung als nach den „That-sachen“, und wo in diesen eine Genugthuung geleistet worden, da ist für ihn „die Geschichte abgethan“; während die Grübel-sucht sie noch lange bei sich hin und her dreht und so leicht nachträgerisch wird, was selbstverständlich auch der Wiederkehr „guten Einvernehmens“ und freundlicherer Laune hinderlich sein muss.

Grade „sinnige“ Naturen neigen dazu, über alle kleinen Erfahrungen zu brüten, bis sie dieselben „klein gekriegt“ haben; und was George in seiner „Psychologie“ (S. 161 f.) als eine Eigenthümlichkeit des „Sinnigen“ charakterisirt: dass er gern mannigfaltige Beziehungen auffindet und herstellt (ohne doch deshalb allemal auch in das Wesen der Dinge einzugehen) — das bringt die Gefahr mit sich, Relationen anzunehmen, wo in Wahrheit keine vorhanden sind; man „sucht alsdann hinter Allem etwas“ — das unschuldigste, harmloseste

Wort wird als eine Anspielung, das argloseste, natürlichste Benehmen als absichtliche Berechnung ausgelegt — und wenn alsdann noch ein neckischer Zufall dahineinspielt, so ist der Missverständnisse und allseitigen Verlegenheiten kein Ende und mit der guten Laune ist's vorbei. Wo dann noch anämatisches Temperament oder körperliche Indispositionen mitwirken, da bleibt auch nicht lange das kleinliche Mäkeln und Kritteln aus, und eine der schlimmsten Formen übler Laune ist fertig.

Ob sich dagegen ein Präventivmittel finden lasse? Vielleicht ist noch das wirksamste ein treuer Freundeszuspruch, welcher geschickt, nämlich unvermerkt, dem Andern das in's Groteske zerrende Vergrößerungsglas aus der Hand spielt — mit dem blossen Sagen: „weder vertragen, noch verdienen alle Dinge, dass man sie so genau besieht,“ wird in der Regel wenig geholfen sein. Man lenke lieber so, dass die „Absicht“ nicht gemerkt werde, die Aufmerksamkeit ab auf ihrer würdigere Objecte. — Stellungen, in denen man zu vielfachem Controliren berufen ist, geben solchem Hange fortwährend Nahrung — und das wird mit schuld sein an der Morosität in der Amtsmiene der Schulmeister und Bureaukraten; denn unter diesen wird es verhältnissmässig nicht viele geben, die nach der Einsicht handeln, dass es zuweilen besser sei nicht Alles, also auch nicht alle Verkehrtheiten zu sehen. — Und wenden wir hierauf den Reim Klaus Groth's an:

De Mann, de fung dat Gruweln an,
Nu mæt wi all in Hüser wahn',

so können wir dadurch zugleich den Uebergang nehmen zu den Extremen der bösen Laune physisch-organischen Ursprungs — denn dieselbe Beobachtungsschärfe mit Dyskolie auf die eigene Person gerichtet, ist die Brutsonne für das Nest von Eiern, aus denen die Grillen der Hypochondrie auskriechen.

Die Hypochondrie giebt der Dyskolie einen ganz subjectiv-persönlichen Reflex, ohne jedoch ausschliesslich somatischen Ursachen zu entspringen. Vielmehr hat ihre, wie jeder andern Gemüthskrankheit, Aetiologie gleichzeitig die Willens- und Intellectualseite des von ihr heimgesuchten Individuums ins

Auge zu fassen, und es wird im einzelnen Falle und beim einzelnen „Anfalle“ meistens nicht so leicht sein zu ermitteln, wo die Initiative belegen gewesen. Vollends z. B. in Zeiten allverbreiteter Dispositionen zu gastrischen Affectionen ist es misslich, entscheiden zu wollen, ob die Angst vor epidemischer Krankheit oder die *ὑπὸ χοληρίῳ* bereits vorhandene Störung organischer Functionen für das Prius anzusehen sei, um so misslicher, als in jenem Falle so gut wie in diesem die Wirkung alsbald zu einer wechselseitigen werden wird. Demgemäss hat auch das therapeutische Verfahren ebenso sehr auf physisch einwirkende, besonders sogenannte nervenstärkende Mittel (angemessene Bäder, Bewegung in frischer Luft u. s. w.) Bedacht zu nehmen, wie auf psychische Ablenkung — Erholung, Erheiterung, Zerstreuung. Bei letzterer aber versehen es die oberflächlich abstrahirenden Aerzte gewöhnlich damit, dass sie nicht bedenken, wie, je nach der Individualität, diese taktische Digression oft erfolgreicher auf ernste Geistesbeschäftigung als auf blosse „Belustigungen“ geleitet wird. Vielmehr sollte man dabei das *chacun à son goût* walten lassen; denn ein irgendwie wählerischer Geist wird sich von kindischen Divertissements alsbald mit Ekel abwenden und aus ihnen nichts saugen als das Gift der Langenweile, welches für ihn desto verderblicher wird, je mehr es nicht nur als ein Aufgedrungenes grade die zu bekämpfende Verdriesslichkeit von neuem anreizt, sondern auch direct ihn dem „Sinniren“ von neuem zutreibt, welchem er eben entrissen werden soll.

Schliesslich sei noch auf die Besprechung derjenigen Laune verwiesen, an welcher der Eigensinn den Hauptantheil hat, und zur Ergänzung dessen, was meine „Beiträge zur Charakterologie“ darüber enthalten, hier insbesondere noch jener Specialform gedacht, in welcher die Caprice zu einem „Sich-auf-etwas-Capriciren“ wird.

Schon Kinder verschmähen oft die Erfüllung ihrer Wünsche, wenn nicht auch die unwesentlichsten Nebenumstände dabei dem Bilde entsprechen, welches sie sich nun einmal „in den Kopf gesetzt haben“; sie wollen ihre Milch

nun grade aus dieser Tasse oder gar nicht. Gegen solche „Grabben“ ist schwer ankämpfen. Es ist zwar leicht das Recept gegeben: der Wille müsse mit einfachster Versagung gebrochen werden. Wie aber, wenn wirklich etwas idiosynkratisch Unüberwindliches sich einmischt, was dem Beobachter verborgen bleibt oder an das er nicht glauben will, und er nun in ungerechter Härte die Gewährung einer an sich nicht unbescheidenen Bitte abschlägt oder gar Zwang ausübt in der Machtstellung seines Herrenthums? — Freilich nimmt solcher im Verlangen sich äussernder Eigensinn wol noch mehr Nachsicht in Anspruch als jener gewöhnlichere, der sich nur im Verweigern zeigt; aber eben darum mag um so mehr hier die Schlussmahnung am Platze sein, auch ihm gegenüber lieber ein humanes Beklagen als ein strenges Anklagen zu Worte kommen zu lassen; denn jene Unglücklichen machen doch niemand unglücklicher als wie sich selber, indem es ihre eigenen Freuden sind, die sie sich verleiden, obzwar zuweilen auch die derjenigen, welche ihnen Freuden zu bereiten gedachten und nun um den gehofften und verdienten Dank sich betrogen sehen. Diese aber mögen sich dadurch zu der Selbstprüfung aufgefordert finden: liess ich es auch meinerseits nicht am taktvollen Zartgefühl fehlen, welches sich erst vergewissert, wirklich einen Wunsch des Andern zu erfüllen und ganz so zu erfüllen, wie dieser ihn hegte? denn unvollständige Erfüllung ist ja im Grunde gar keine — wenigstens für den Idealisten, der an dem Erbfluch zu tragen hat, dass Gutes keinen schlimmeren Feind hat als das Bessere.

Das möge man auch bedenken bei der Beurtheilung derer, welche, hoch hinausgerückt über kindische Gelüste, es sich nicht abgewinnen können, weiter „mitzuthun“, wo die Dinge einen Gang genommen, so ganz anders als der, für den sie selber ihre Manneskraft eingesetzt. Auch von solchen sagt man: sie hätten sich in den Schmollwinkel gesetzt — und zählt sie damit den Launenhaften bei. Wenigstens Zeit lassen sollte man ihnen, bis ihre Lungen sich gewöhnt haben an die neue Atmosphäre — denn freilich, solange sie das Athemschöpfen nicht lassen können, stehen sie

auch unter der Macht dessen, was mit den neuen Verhältnissen auf sie einstürmt, sowenig sie diese auch als zu Recht bestehend anerkennen oder gar billigen können. Es ist ja nicht zu leugnen: es gibt in der Geschichte keinen Zustand, der nicht irgend einmal auf dem Wege des Unrechts herbeigeführt ist. Aber wie jede Ortsveränderung einen Acclimatisirungsprocess fordert, so will auch die geistige Individualität — um so mehr, je entschiedener sie sich ausgeprägt hat — sich erst eingewöhnen, und man soll die nicht schelten, welche bei sensibler Lunge erst die Lippen verschliessen oder gar noch einen Respirator sich vorhalten. Es sind ja die zartest organisirten Gattungen, welche eine Verpflanzung am wenigsten vertragen, und je energischer ein Charakter sich in seinen Hoffnungen und Wünschen oder in seinen Befürchtungen und Entsagungen verwurzelt hat, desto behutsamer sollte man den Stamm aus dem alten Erdreich herausheben — denn wenn allzuviel Verästungen beim Abgraben zerhackt und zurückgelassen werden: dann kann er nicht wieder „fortkommen“, dann muss er vertrocknen und absterben, weil die Circulation dauernd gehemmt ist und die Neubildung der Säfte, ihr Aufsaugen aus dem ungewohnten Boden entweder ganz unterbleibt oder nur unzureichend vor sich geht. — Ein blosses Fortvegetiren tritt ein bei denen, welche im Grunde aufgehört haben, lebendige Beziehungen zu den sie umgebenden Verhältnissen zu unterhalten: nur scheinbar ziehen sie ihre Nahrung aus diesen; in Wahrheit ist, was sie am Leben erhält, ein Andern unsichtbarer, aus entlegenen Fernen ihnen zufliegender Stoff — und das ist, politischen Bestrebungen gegenüber, für den consequenten Pessimisten die einzige ihm natürliche Stellung: er ist mit Nothwendigkeit unter allen Umständen und zu allen Zeiten ein „politisch Verstimmter“, ein nie und durch nichts erfreuter Phocion.

Je weniger dagegen einer es lassen kann, sich praktisch zu betheiligen, desto kürzere Zeit hält er es aus, ganz still zu bleiben — entweder wird er über kurz oder lang seinen Frieden machen mit den neuen Mächten und ihnen seine Mitwirkung antragen, oder er muss zum „Wühler“ werden. Nur wer end-

lich doch zu jenem sich entschliesst, verdient den Vorwurf der Principienreiterei, welchem der Idealist entgeht, eben dadurch entgeht, dass es sich für ihn allemal um ethische Grundsätze, nicht um blosse Maximen der Zweckmässigkeit handelt. Wer sich zurückzieht, blos weil die gewählten Mittel nicht „nach seinem Sinne“ sind, ohne dass sie jedoch seinen sittlichen Rechtsanschauungen widersprächen, dem mag der bisherige Parteigenosse vorhalten: Du hast uns aus Eigensinn verlassen. Aber ein Festhalten an sittlich berechtigten Factoren darf niemals als blosser Eigensinn charakterisirt werden. Nur was in den Bereich der methodenwählenden Klugheit fällt, unterliegt der Frage, ob einer in verwerflicher Weise „versessen“ sei auf seine Ansichten und ethisch gleichgültigen Lebensverhältnissen gegenüber, deren Wandelbarkeit kein Sichsteifen auf einmal gefasste Meinungen zulässt, den pedantisch rechthaberischen Querkopf herauskehre. Von zufälligen Einzelheiten, die ebenso gut so wie so sein oder ausfallen können, soll Keiner seine Betheiligung abhängig machen. Aber wenn einmal Einer über sein Gewissen (dessen Macht um so individueller ist, je mehr einer die Selbstständigkeit der Autonomie behauptet) nicht hinauskommen kann, dann trägt's für die Beurtheilung seines Verhaltens nichts aus, wenn auch die Gesammtheit der Partei bereits andere Wege eingeschlagen hat. Hochsinn und Egoismus können ja — äusserlich angesehen — dasselbe Ziel verfolgen, müssen sich aber scheiden, wo dieser zu klügelnden Compromissen schreitet, welchen jener nicht beizutreten vermag. Keiner kann alsdann dem Andern Abfall vorrücken, jeder von ihnen ist ja dem treu geblieben, was er von jeher gewollt hat — nur dass die völlige Uebereinstimmung ihrer Absichten, in welcher sie bis dahin zu stehen geglaubt hatten, sich als nicht vorhanden herausstellt; die verborgene Differenz lag im ethisch Fundamentalen ihrer Grundstrebungen — und vielleicht war einstweilen weiter nichts dabei identisch, als ein gemeinsamer Gegner.

Summa summarum: auch bei Betrachtung der Laune kommt es darauf an, „nach Menschenmöglichkeit“ das blos Phänomenale nicht mit Essentiellern zu verwechseln, noch umgekehrt.

14. Die Empfindlichkeit nach vivisectorischem Befunde.

Ein Ausschnitt aus einem seelenanatomischen Atlas.

Bei einer Betrachtung der Empfindlichkeit mag einem zunächst die Frage aufsteigen, ob vielleicht diese Seitenverwandte der Launenhaftigkeit jenen Modekrankheiten beizuzählen sei, welche, wie Sentimentalität, Hysterie und andere Nervositäten, als Auswüchse eines hypercivilisirten Zeitalters angesehen werden müssen, oder ob sie wol gar mit derartigen pathologischen Zuständen in einem erkennbaren Zusammenhang stehe.

Im Allgemeinen sprechen wir da von Empfindlichkeit, wo Alles sogleich sehr weh thut. Jedenfalls gehen neben den charakterischen Bedingungen auch gewisse culturhistorische Voraussetzungen in die Genesis dieser Eigenschaften ein; denn ohne allverbreitete Einflüsse der Ueberreizung des Selbstgefühls werden Erscheinungen nicht auftreten, deren wesentliches Merkmal eben in einer gewissen Wehrlosigkeit gegen die Meinung Anderer besteht. — Wer nämlich wohlbewaffnet und wohlgerüstet den Angriffen auf sein Selbstgefühl entgegenzutreten weiss, der entgeht eben damit dem Vorwurf der Empfindlichkeit — und nicht mit Unrecht hat man gesagt, dass sich in der Empfindlichkeit allemal ein Mangel an Selbstvertrauen verrathe. Nur verwechsele man nicht ein sensibles, leicht verletzliches Ehrgefühl mit dem, was man im engeren Sinne Empfindlichkeit nennt. Wohl mochte ein französischer Kriegsminister vor der Empfindlichkeit seiner Nation warnen — aber selbstverständlich sollten damals seine Worte nichts von dem Schwächegefühl in sich schliessen, welches nach obiger Andeutung mit der echten Empfindlichkeit untrennbar verbunden ist.

Dem widerspricht es nicht, dass innerhalb der Empfindlichkeit selber s. z. s. sthenische und asthenische Formen zu unterscheiden sind, sofern es nämlich so gut eine trotzig^e wie eine verschüchterte Gestalt derselben gibt. — Jene wird ins-

besondere der geistig unbeholfenen Kraft des „täppischen Riese-
leins“ eigen sein — und wenn vielleicht grade die robustesten
deutschen Stämme, Schwaben und Pommern, am meisten zu
dieser Unart neigen, so kann uns das nicht wundernehmen,
sofern ein Widerspruch zwischen äusserer Ungewandtheit und
innerer Gemüthsempfindungsfähigkeit zu Grunde liegen wird.
— Die Unfähigkeit, das eigene Thun zur Geltung zu bringen,
ist es im Allgemeinen, was empfindlich „macht“, will sagen:
die Empfindlichkeit an den Tag bringt. Je nach der Art
dieses Thuns aber sehen wir nicht nur natürlich den Inhalt
des sein Verletztsein kundgebenden Selbstgefühls sich abwan-
deln, sondern merkwürdigerweise auch das Urtheil Anderer in
der Entscheidung darüber, ob jemand ein Recht habe, sich
über derartige Verletzung zu beklagen oder nicht — denn
nur wo ein solches Recht bestritten wird, pflegt von Empfind-
lichkeit gesprochen zu werden. Wenn nur immer bei dieser
Bemessung volle Gerechtigkeit waltete, und es nicht vorkäme,
dass solche Zufälligkeiten wie äussere Rangstellung, Lebens-
alter, Geschlecht u. s. w. zuweilen das launenhaft schwankende
Kriterium abgeben müssten.

Der im Selbstlob nicht blöde Grossstädter wird freilich
vermöge seiner Reclame dem bescheidenen Provinzialen über-
legen sein in der Kunst, seinen wirklichen oder angeblichen
Verdiensten Anerkennung zu verschaffen — denn wer für sein
lößliches Thun keine anderen Zeugen und Herolde hat als
dieses Thun selber, bleibt unbeachtet und mag sich verzehren
im heimlichen Groll ob des ihm widerfahrenden Unrechts.

Wie man Kindern und Unmündigen gegenüber die Grenze
des Anspruchs auf Schonung des Individualitätsrechts überhaupt
enger zieht, so pflegt auch der autoritätsbewusste „Vorgesetzte“
es dem „Untergebenen“ als widerhaarige „Empfindlichkeit“
anzurechnen, wenn dessen Selbstgefühl reagirt gegen „schnöde“
Behandlung — und beschneidet somit ein objectiv vorliegendes
Verhältniss nach der Willkür subjectiver Beziehungen. Ganze
Stände will man herabdrücken zu einer erzwungenen Demuth,
während man andere eben so künstlich poussirt zu einer con-

ventionell aufs äusserste geschärften Wahrung des *point d'honneur*. Der „beleidigte Stolz“ des Hochstehenden darf, ja soll sich empören in Auflehnung gegen ihm erwiesene Geringschätzung — aber die „gekränkte“ Gewissenhaftigkeit soll es in ruhiger Selbstverleugnung hinnehmen, wenn schon nicht bloss das leiseste Zeichen davon ausbleibt, dass sie nicht ganz unbemerkt ihre Schuldigkeit gethan, sondern wenn im Gegentheil noch chicanirende Controlesucht das Erreichte bemäkelt und „bemängelt“. Und dabei ist — nach unparteiisch quantitativer Würdigung — der wirkliche Werth des Geschafften im letzteren Falle oft viel grösser als im ersteren. Aber freilich ist es an sich schon eine Schwäche, in falscher Werthschätzung fremden Urtheils dessen Votum nicht entbehren zu können — darum ist der von Hause aus und unerschütterlich Stolze nie empfindlich, sondern gleich trotzig im Verschmähen des Beifalls von Richtern zweifelhafter Competenz — auch nur unter seltenen und ganz besonderen Bedingungen „gekränkt“ — in gewöhnlichen Fällen höchstens „beleidigt“.

Damit erklärt es sich, dass Empfindlichkeit vornehmlich zu Hause ist im Kreise von Ungebildeten und Halbgebildeten, die sich immer leicht „zurückgesetzt“ fühlen, wo ihnen — wenigstens nach ihrer eigenen, meistens recht einseitigen, beschränkten und weltunerfahrenen Meinung — nicht nach den Formen der Ebenbürtigkeit begegnet wird. Aber Billigdenkende sollten nicht vergessen, dabei in Betracht zu ziehen, wie jede Kraft wächst mit dem Bewusstsein ihrer selbst — wie jeder Zuwachs an Selbstvertrauen die ganze Seele stärkt und wie deshalb ein Herz verkümmern muss, dem alle Nahrung der Freude am eigenen Dasein vorenthalten wird. — Wohl mag sie unendlich heissen, aber im Grunde ist sie doch mindestens ebenso respektabel, jene Pflichttreue, die sich gar nicht darüber trösten kann, trotz all ihrem „guten Willen“ immer nur Schelte zu hören zu bekommen, wo sie glauben durfte, ein Lob verdient zu haben. Und ob wir es am Manne auch eine erhabene Grösse, eine ehrfurchtheischende Selbstgenugsamkeit nennen mögen, wenn er trotzdem in kalter Ruhe unbeirrt weiter wan-

delt zwischen den vliesszerrauhenden Dornenbüschen kleinlichen Gekrittels, so haben wir doch beim Weibe diese Form des Heroismus nicht ohne weiteres ebenso hochzuschätzen oder auch nur für naturgemäss zu erachten, sofern es einerseits dem Lamme ähnlicher sein soll in der Weichheit seiner Flocken und andererseits sein Forum zunächst immer an denen hat, für welche es sich in Liebe und Sorgfalt abmüht. Je mehr dem Weibe seine Tugend Sache des Gemüths und der Demuth ist, desto mehr glaubt es sie gründend in dem Urtheil seiner höchsten Autorität — eben des geliebten oder verehrten Mannes.

Nun aber führt ein ganz kurzer Schritt vom Ausbleiben des Lobes zum ausgesprochenen Tadel, und ein noch kürzerer zu der Vermuthung, dass sich hinter einem keine Zufriedenheit zu erkennen gebenden Schweigen gradezu Unzufriedenheit verberge. Dann ist die Präsumtion directer Ungerechtigkeit nicht mehr fern und wo sich solche erst eingenistet, da schlüpft alsbald aus den Eiern, die das geweckte Misstrauen gelegt, jene Specialunart der Empfindlichkeit hervor, welche ihr Wesen darin hat, überall ungerechte Vorwürfe zu wittern, weil man gerechten Tadel nicht hinzunehmen versteht — und zuletzt nicht einmal mehr ein ehrlich wohlwollendes Lob, weil man sich gewöhnt hat, Ironie dahinter zu suchen, oder wo das nicht, wenigstens einen nicht zu Worte kommenden Tadel. — In solchen Stimmungen lehnt der launenhaft Argwöhnische die ihm ertheilte Anerkennung ab in demselben Tone, wie man einen Verweis abwehrt — oder besinnt sich gar nicht erst, wie das Gehörte aufzunehmen sei, sondern nimmt es unbesehens als Tadel hin. In die Versuchung solchen Irrthums geräth, wie leicht ersichtlich, am ehesten der Vielgescholtene — und damit erscheint die Empfindlichkeit ganz von selber als die Vorstufe der Verschüchterung, des Kopfscheu- und zuletzt Dickfelligwerdens (vgl. Beitr. zur Charakterologie I, 386 f.).

In dieser Einschränkung auf eine bestimmte Klasse von Empfindlichen hat das Wort aus der Replik eines Recensenten seine Gültigkeit: empfindlich ist zumeist der Unfertige und Unverbesserliche, da ihm der Muth und die Fähigkeit mangeln,

seine Fehler zu verbessern und zu erkennen“. — Sonst sollte man ja auch glauben, dass grade die in ihrem Selbstvertrauen Unsichersten zugleich die Bescheidensten sein würden und mehr denn andere dazu bereit gestimmt, fremdes Urtheil über sich gelten zu lassen.

Der Schüchterne und der Empfindliche theilen miteinander eine übertriebene Scheu bei dem Gedanken, sich fremdem Urtheil bloss gestellt zu wissen, insbesondere also bei der Vorstellung, an die Oeffentlichkeit getreten zu sein und damit sich einer öffentlichen Besprechung ausgesetzt zu haben; und diese, beiden gemeinsame, mimosenhafte *verecundia* bringt es mit sich, dass die Eigenschaft des Einen leicht in die des Andern übergeht. Darum macht denn auch niemand mehr Anspruch darauf, von der Kritik mit rücksichtsvoller Schonung angefasst zu werden, als wie ein junger Lyriker (So wurde im Jahrgang 1862 des „Bazar“ die falsche Schüchternheit nicht unrichtig mit der blutarmen Nervosität dem nämlichen Artbegriff aus dem Genus Egoismus subsumirt). Der Empfindliche ist leicht verletzt, der Schüchterne leicht geschädigt in seinem Selbstgefühl — und wo hierzu die Anlage vorhanden, da haben wir damit zugleich die Prädispositionen zu den vorhin erwähnten Verhärtungsformen: wer sich physisch stark und geistig schwach fühlt, wird auf der Grundlage dieses einseitigen Kraftbewusstseins den Trotz des Dickfelligen entfalten — und soweit mit Recht behaupten, dass ihm Unrecht geschehen sei, als bei der Abschätzung seines Werthes ein integrierender Theil seiner Gesamtpersönlichkeit ausser Acht gelassen wird. Also jeder einseitigen Kritik gegenüber, sofern sie blind ist für die eigenthümlichen Vorzüge des Kritisirten, befindet sich in seinem Rechte, wer ihr abspricht, dass sie zum Richteramt berufen sei.

Dagegen jene schüchterne, auf Demuth ruhende Form der Empfindlichkeit neigt zu einem kopfscheuen Wesen, das dem Richter nicht seinen Beruf bestreitet, aber desto eher am eigenen Können verzagt — und wenn dennoch Verschüchterte sich zuweilen in bestimmten Richtungen eine unentwegte Willensfestigkeit bewahren, so wird sich dies be-

schränken auf „ein Decidirtsein in all den Fällen, wo sie sich im entschiedenen Rechte wissen“.

Zartes Herzensgeäder, das nicht eine solche Zähigkeit besitzt, lässt dagegen ein Zerschneiden der ganzen Individualität — sei es in Tod oder Wahnsinn — befürchten, wenn derbe Weltinsulte auf mignonhafte Blumencharaktere stossen.

Umgekehrt gibt es eine Blödigkeit, die mit innerer Unbescheidenheit und gelegentlich flegelhafter Unverschämtheit sich verträglich zeigt: das ist jene scheinbar bescheidene Vorsicht und Zurückhaltung im ersten Auftreten, die doch im Grunde nichts ausdrückt, als das Bewusstsein, sein Terrain noch nicht sondirt zu haben und deshalb noch nicht sicher einherschreiten zu können — grade wie andererseits echte Schüchternheit im Anlauf zur Selbstüberwindung den Eindruck der Suffisance machen kann.

In anderer Erscheinung rüpelhaften Benehmens kommt die Empfindlichkeit zu Tage, wo sie sich ganz ins Unedle und Bornirte vergrößert als Uebelnehmerei, die immer von neuem das Necken herausfordert, eben dadurch, dass sie „keinen Scherz versteht“. Der Uebelnehmerische schliesst auf ernstlichen *animus injuriandi* auch da, wo von solcher Absicht nicht das geringste vorhanden ist, und bei ihm wird es Keinem mehr in den Sinn kommen, „empfindlich“ mit „sensibel“ vertauschen zu wollen, weil die „Sensibilität“ von der Gleichgültigkeit sich namentlich dadurch unterscheidet, dass sie alles, was verletzen kann, mit tieferer Impressionabilität in sich aufnimmt, weiter ins Gemüth hineindringen lässt.

Um zu erkennen, dass auf dem Boden der Eukolie Empfindlichkeit so leicht nicht wuchern kann, wird es schliesslich einer agriculturchemischen Analyse der Bedingungen für Unkrautgedeihen nicht erst bedürfen.

15. Das vergiftete Gemüth.

Ein charakterographisches Porträt und eine weltliche Homilie.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Dess, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhass
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Der Dichter selber hat uns erzählt, dass er bei diesen Worten eine bestimmte Persönlichkeit im Sinne gehabt habe. Aus demselben Grunde unternehmen wir es, ein Porträt zu zeichnen, nicht etwa nur einen Typus zu skizziren.

Aber wie, was so als „Gelegenheitsgedicht“ eingeführt worden, darum nicht aufhört, ein Allgemeingültiges zu sein, vielmehr als solches schon von Tausenden von Herzen empfunden ist, welche diese Worte voll entgegenkommenden Glaubens an ihre dichterisch weite Wahrheit sich zu eigen gemacht haben: so gibt sich auch unser „Porträt“ nicht etwa bloß im Sinn eines nur sich selbst gleichen Einzelbildes, sondern will versuchen, nachzuweisen, wie alles Einzelne hier auf das in den Rahmen des Menschheitgemeinsamen eingefasste Maschennetz allgemein gültiger Normen und wissenschaftlich durchstehender Schematik aufgetragen ist.

Also nicht nur dem Dichter nachzeichnen wollen wir, sondern ein Analogon zu seinem Urbilde soll uns „sitzen“, und wir wollen nach der Weise akademisirender Maler daran gewissermaassen einen Kanon herausconstruiren, indem wir den charakterischen Bedingungen nachspüren, auf deren Grundlage der Process der Gemüthsvergiftung sich vollzieht.

Dass eine rein eukolische Natur davor gesichert bleibt, leuchtet wol vorneweg schon von selber ein. Ueberhaupt gerathen die „gesunden Naturen“ (jüngste Dichter haben ja diesen Titel schon in Concurrrenz gesetzt zu den „problematischen“) wol nicht leicht auf solche Abwege — und ebensowenig die blos egoistisch gemüthsarmen und herzlosen. Doch auch diese nicht ohne besonders geartete Schicksale — denn wir haben es hier ja mit einem „Geworden sein“, also mit einem Capitel aus der Lehre von der Wandelbarkeit des Charakters zu thun.

Was ich anderswo (Beiträge z. Charakterologie II, 160 fg.) hiervon unter „Ungeziefer im Heiligthum“ gebracht habe, erschöpft das Genre nicht — hier beschäftigt uns eine von Hause aus minder unedle Abart als wie dort besprochen ist — eine Natur, die mit dem einst auf der Grundlage des Stolzes vielleicht übergross gewesenem Vertrauen zu sich und Andern das Organ der Empfänglichkeit für fremde Werthschätzung und Theilnahme verloren, also taub geworden gegen die Klänge vom „Psalter“ der weltumfassenden „Liebe“.

Neben der früher (a. a. O.) erwähnten anämatischen Varietät steht eine der cholerischen mehr verwandte, welche nicht blos „verzagt“ ist, sondern so viel Energie und Spannkraft sich bewahrt hat, wie dazu gehört, um daneben auch „trotzig“ zu bleiben. Selbst ihre Empfindlichkeit hat einen mehr sthenischen Charakter; sie will nicht bemitleidet sein und nimmt jeden Ausdruck der Theilnahme, ja der blossen Nachfrage fast mehr schon als eine Beleidigung, denn als eine mit tiefergehendem Schmerze empfundene Kränkung auf. Sie stellt sich in die Defensive schneidenderer Abwehr — ist nicht weinerlich, sondern bitter, nicht ironisch, sondern sarkastisch, nicht piquirt, sondern maliciös — schmolzt nicht blos, sondern schilt auch gelegentlich mit dem ganzen Pathos eines langverhaltenen Grolls.

Die in solchen Ueberschreitungen gefassten Gleichmuths immer vom neuen eingebüsst Würde bringt stete Auffrischung unfreiwilliger Demüthigungen mit sich, und in verhängnissvoller Wechselwirkung wetzen sich Respectsbedürfniss und Respectsverluste aneinander, bis das Gefühl dieser überwiegt und in

unaufhaltsamem Verhärtungsprocesse die fixirten Wahnvorstellungen immer unaustilgbarer sich einwurzeln. — Jede Annäherung zärtlicher Sorge wird dann wie das Eintreiben eines Stachelgürtels empfunden, weil sie das Bewusstsein weckt, fremde Hingebung nicht mehr verdient zu haben — so dass es als die bequemste Art der (auch ins Innere vordringenden) Ablehnung sich zu empfehlen anfängt, sie nicht für ehrlich und aufrichtig gemeint gelten lassen zu wollen.

Mit der ganzen Zähigkeit weiblicher Voreingenommenheit wird die Kunst gehandhabt, das Unverfänglichste als eine beabsichtigte Feindseligkeit, das versöhnendste Entgegenkommen als blosse Redensartenmacherei auszulegen und sich alledem zu verschliessen, was, wenn auch noch so „vernehmlich“, an dem Eingang zum verrammelten Herzen pocht. Jeder Annäherung wird lieber das gemeinste Motiv irgend eines persönlichen Bedürfnisses, als das edlere aufrichtigen Versöhnungsdranges untergelegt — man liebt es, sich als blosses Werkzeug fremder Laune, fremden Gelüstes oder gar nur fremder Lust anzusehen — denn wenn die so Vergifteten auch noch nicht allen Glauben an den eigenen Werth verloren haben, so doch den an den Glauben Anderer daran.

Weil aber jede Zufriedenheit fehlt, so natürlich auch die Selbstbefriedigung der gethanen Pflicht. Sogar der unmittelbare Lohn des guten Gewissens wird verschmäht in Erbitterung über das wirkliche oder vermeintliche Ausbleiben des Verständenseins von Andern — nicht einmal die Betheuerung fremder Anerkennung genügt — denn wo man deren Ungeheucheltsein nicht länger bezweifeln kann, verlangt man noch eine besondere Anerkenntniss der Ansprüche des eigenen Herzens auf Liebendürfen: blos, um noch etwas verlangen zu können, wird angeblich vermisst, was niemand bestritten oder auch nur in Frage gestellt hat.

So verstopft sich das vergiftete Gemüth, weil es auch ein vergiftet Dasein führen will, auch den letzten Freudenquell — „dürstet“, aber krampft lieber die Lippen zusammen, um nur nicht trinken zu müssen in seiner — selbstgeschaffenen —

„Wüste“. — In bewusster und bezweckter Selbstverödung murt es mit einem Schicksal, das nicht zur vorgehofften Frist schon vollends verschmachten liess. Das aus edelsten Motiven hervorgegangene Thun schafft ihm doch keine Freude — und weil einmal unerreicht blieb, was ein ideales Hoffen und Träumen sich ausgemalt hatte, so schwindet bald auch die Fähigkeit zu einer einigermaassen richtig abschätzenden Vergleichung der eigenen Lebensgestaltung mit fremder, soweit überhaupt die wahre innere Berechtigung einen — nach den Normen menschlichen Durchschnittsschicksals geachten — Maassstab der Ansprüche gewähren kann. Nur nach den eigenen, von Hause aus phantastischen Prätensionen wird die dargebotene Wirklichkeit bemessen und was diesen nicht völlig entspricht in hochmüthiger Caprice eben so gänzlich verworfen.

Die Unmöglichkeit einer Verständigung aber liegt einerseits darin, dass aus jedem Einzelfall ein „Ueberhaupt“ gemacht und jedes liebebergende Wort als Ironie aufgenommen wird; in allem die Umkehr des besseren Wortes: Alles zum besten kehren! — Aber es muss wol bequemer sein, in eigensinniger Selbstverblendung auch gegen das Zeugniß von tausend Engeln aus Allem den Teufel herauszulesen, als in klarer Selbstprüfung innezuwerden, dass das Beklagen solchem Unseligen gegenüber noch stärker ist als das Zürnen — und dass es zu unserem Verzeihen eben weiter nichts bedarf, als nur ihr Geständniß, uns nicht verstanden zu haben. Insbesondere aber charakterisirt solche Gemüther eine gewisse Unfähigkeit, fremdem Hochsinn, sobald er von ihrer eigenen Art zu sein abweicht, gerecht zu werden — sie glauben am liebsten gar nicht an das, was anerkennen zu müssen für sie selber *eo ipso* grösste Demüthigung sein müsste. Daher die Eifersucht auf das Vertrauen, durch welches sie gewisse Andere bevorzugt sehen, ihnen die allerschmerzlichste ist.

Der Langmuth der Zuschauer solchen meist wol unheilbaren Weh's aber sei es empfohlen, dessen eingedenk zu bleiben, dass dabei doch noch ein unzerstörter „Werth“ vorhanden sei, der leider nur, weil „heimlich“, auch vergeblich „aufgezehrt“

wird, wenn es nicht der Hand eines Meisterarztes gelingt, doch noch vom echten Labetrunk zauberkräftige Tropfen einzuflössen.

16. Der Selbstquäler.

Eine charakterographische Miniatur-Pastose.

Wie sehr der „Heautontimorumenos“ eine Gestalt von typischer Bedeutung sei, hat Goethe schon dadurch anerkannt, dass er dazu den abstracten Begriff der „Heautontimorumenie“ aufbrachte und an seinem Theil dazu beitrug, dem damit bezeichneten „Charakter“ zu einer gerechteren Beurtheilung zu verhelfen. *) Theilte doch bis dahin der geistige „Selbstquäler“ das Schicksal seines Vetters auf der physischen Seite, des Hypo-

*) Eine der Hauptstellen darüber wird die zu Anfang des vierzehnten Buchs von „Wahrheit und Dichtung“ (Ausgabe in 40 B. von 1840 B. 22 S. 185 f.) sein: „Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von aussen und von andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und grade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinn zu schlagen suchen, das ward von den besseren scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und andere zu der grössten Fahrlässigkeit im Thun, und ein aus dieser halben Selbstkenntniss entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende energische Psychologie, die nicht grade alles, was uns innerlich beunruhigt, für böse und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und so war ein ewiger nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten, übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeschlossen sein sollte; aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für offene redliche Seelen anerkennen musste . . . so hat er niemandem, den er liebte, jemals genützt, nie-

chonders: mehr als ein unbequemer Gast gemieden, denn als ein räthselreiches Problem studirt zu werden.

In Beiden sah man nicht sowol Leidende, als unleidliche Egoisten, welche ihr inneres — in seiner scheinbaren Grundlosigkeit jeden Anspruch auf Mitgefühl verwirkendes — Unbehagen aus dem eigenen Binnenleben so rücksichtslos wie aufdringlich in fremdes Empfinden hinaussetzten und mit dieser Uebertragung vollends jedes Anrecht an schonende Geduld verlören. Was für den Hypochonder der das endlose Geklage unwirsch abweisende Arzt, das wird für den noch ungleich tiefer gepeinigten Selbstquäler der „gesunde“ Ethiker: statt des berufenen Helfers und Förderers ein ungehört und meist gnadelos verdammender Richter.

Und doch hätte schon die älteste Form, in welcher Terenz uns diese — im Original vermuthlich noch feinsinniger angelegte — Figur aus ihrer hellenischen Urgestalt herübergerettet hat, zu milderer, billigerer Auffassung mahnen müssen, sofern in ihr schon der sittlich edle Kern kenntlich wird, um welchen sich so breit und dick die Polster allerschmerzhaftester Schwären gelagert.

Dennoch wird jene absprechende Härte alsbald begreiflich — und somit auch verzeihlich — sowie man sich vergegenwärtigt, dass diese vermeintlich pathologische Erscheinung des ethischen Lebens so lange überhaupt nicht als eine gesetzlich bestimmte und insofern normale in den Zusammenhang wissenschaftlicher Betrachtungsweise gerückt werden konnte, wie nicht eine realdialektische Willenslehre im Bunde mit der Objectivität pessimistischer Weltanschauung die Vorbedingungen geschaffen hatte, um für die an der Selbstquälerei so grell zu Tage tretenden Widersprüche den einheitlichen Quellpunkt in der universellen Fundamentalantinomie zu ergründen.

Wem jede Selbstentzweiung unbesehens für ein Symptom

mandem, den er hasste, jemals geschadet, und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiere, um eine neue Fabel auf eine alte pfpfen zu können.

krankhafter Zerrüttung gilt, wer in ihr noch nicht das Urphänomen aller realen Widersprüche erkannt hat: der ist auch noch nicht befähigt, den besonderen Varietäten „gerecht zu werden“, in welche — zumal auf ethischem Gebiet — das seiner innersten Natur nach dialektisch geartete allgemein-metaphysische Wesen sich specialisirend zerfällt.

Die Selbstquälerei ist aber evidentermaassen nur „ein besonderer Fall“ der Selbstentzweiung. Ohne eine innere Zerklüftung des Ich ist sie überhaupt gar nicht denkbar. Auch in ihr kehrt sich die eine Hälfte des Willenswesens wider die andere, und sie steht insofern in allernächster Analogie zur Gewissensqual, in welche sie zu Zeiten und unter gewissen Umständen ja gradezu übergeht — nur dass ihr mehr die vollstreckende, als die blos „erkennende“ (richtende) Function des sog. strafenden Gewissens zufällt. Schon daraus erhellt, dass sie einen ungewöhnlichen Grad sittlichen Fein- und Zartgefühls zur Voraussetzung hat und jederlei egoistischer Verstocktheit so fern wie nur irgend möglich steht.

Nicht minder aber ist sie bedingt durch eine gewisse exacte Schärfe intellectueller Abwägung und ausgebildete Uebung selbstobjectivirender Abstractionsfähigkeit: es wird in ihr das Bewusstsein von der nämlichen Doppelheit durchsetzt, welche auch den Willen zerspaltet: nur weil das identische Ich sich in Akteur und Zuschauer zerlegt, kann die eine Seite des ideellen Sensoriums der andern deren Hoch- und Wonnegefühl beneiden, bekritteln oder gar zerstören. Darum schützt nichts so sicher vor Selbstquälerei als die ungebrochene Gefühlseinheit der Naivetät, und die geschichtlichen Perioden zugespitzter Reflexion müssen neben ihren andern Unglücksfrüchten unausbleiblich auch diese zeitigen, bis endlich die kritische Selbstbesinnung und -besichtigung jenen Höhepunkt erreicht, wo sie sich darüber klar wird, dass die Selbstquälerei auf ihrer bewusstesten Stufe nichts anderes ist, als die Realdialektik selber, welche so zum praktischen Selbstbewusstsein und zur unmittelbarsten Selbstapplication gelangt, indem sie gleichzeitig intellectual, ethisch und tychologisch ihre Selbstverwirklichung vollzieht.

So kehrt hier der Wille zum ursprünglichen Etymon des *ἑαυτὸν τιμωρούμενος* in der ganzen Fülle seiner vielseitigen Bedeutung zurück: er wird mit vollem Bewusstsein der auf dem Grunde der Selbstein- und -abschätzung zu sühnender Busse sich verurtheilende Selbstzüchtiger, als welcher er in den Entwicklungsformen des Vorbewusstseins schon der Urheber aller Qual, weil alles Daseins gewesen ist.

Die in seiner tiefinnersten Essentia gründende Unmöglichkeit, jemals zu wirklicher Genüge, zu reiner Befriedigung zu gelangen: hier offenbart sie sich in der pessimistisch ausgiebigsten Weise. Der alte Hader zwischen „Ideal und Wirklichkeit“, „Sinnenglück und Seelenruhe“, „Wollen und Sollen“, hier wird er zum eigentlichen Entscheidungskampf, deshalb mit den schneidigsten Waffen und schmerzenvollsten Wunden ausgefochten.

Da schilt der Kritiker in uns den Idealisten und hinwiederum der Vertreter der sittlichen Majestät den unbarmherzigen Zertrümmerer jedes hochfliegenden Wahns. Die kurzen Momente der Seligkeit werden durchkreuzt vom rasch aufblitzenden Blick enttäuschter Nüchternheit — und doch hinterdrein ebenso unfehlbar der wohlweisen Besonnenheit ein Schnippchen geschlagen vom Secunden-Rausch des ekstatischen Ueberbewusstseins. Um die Achse zwischen diesen Polen oscilliren die Antagonismen der Selbstquälerei.

Wo die individuelle Grundlage eines weichen Gemüths fehlt, kann aus dem nämlichen Boden die rücksichtslose Energie der grossen Verbrechernatur emporwachsen, welche nach Menschenglück nicht mehr fragt, weil sie Alles in seiner Nichtigkeit durchschaut hat. Tychologisch aber bethätigt sich der aufgezeigte Zwiespalt im Doppelwesen der Verzweiflung, die ebenso oft den Impulsen eines verwegenen Desperadokitzels nachgibt, wie verzagend erlahmt im Gebrochensein der absoluten Hoffnungslosigkeit.

Was den Selbstquäler so „pedantisch“ strenge macht, noch mehr gegen sich selber als gegen andere, das ist ja sein Innerwerden der Incongruenz seiner selbst mit dem eigenen, selbst-

gewählten Ideale. Durch und durch autonom, kehrt er die Macht dieser seiner ethischen Selbstherrlichkeit wider das jenem einseitigen Ideal Inadäquate in seiner eigenen Natur — findet aber eben an diesem „Anderseitigen“ einen nicht minder souverainen Gegner und führt dann, jenachdem dieses oder jenes den nächsten Anforderungen des Momentanwollens nicht entspricht, mit dem eigenen Schwerpunkt nach dem Hüben oder Drüben sich schlagend, im Wechselringkampf zwischen diesem Antagonistenpaar jene Tragödie jammerreichster Selbstzerfleischung auf, welche ihm in jeder fühlenden Brust an tragischer Wirkung ungleich mehr des „Mitleids“ — der Sympathie — als ablehnender Scheu (*vulgo* „Furcht“) — der Antipathie — sichern „sollte“.

Die Realdialektik aber braucht nicht anzustehen mit einem so heteronomistisch anklingenden „sollte“ zu schliessen, weil sie sich dem Ansinnen einer ethischen Mission so wenig entzieht, dass sie sich vielmehr berühren darf, in den Dienst der einzig echten Gerechtigkeit zu treten mit jedem Worte, das darthut, wie das wahre realdialektische Wesen des charakterischen Substrats in nichts klarer sich offenbart, als in einer Reihe räthselhafter Phänomene, deren „Misslieblichkeit“ vorzugsweise, wenn nicht ausschliesslich, auf ihrem bisherigen Unverstandensein zu beruhen scheint. Wer im Selbstquäler das zur entwickeltsten Selbsterkenntniss und Selbstanwendung gelangte metaphysische Realprincip wiedererkennt, wird wenigstens von liebloser Selbstüberhebung sich freizuhalten im Stande sein.

17. Frau Laune und ihr Geschlecht.

Ein charakterognomischer Stammbaum.

I. Die gemeinsame Wurzel.

Grösser noch als der Eifer, mit dem die Gesellschaft des Launigen aufgesucht wird, ist die Behutsamkeit, mit der jeder die Nähe des Launischen zu vermeiden strebt. Das weist uns sogleich auf eine Doppelnatur im Wesen der Laune zurück, welche wol am ersten geeignet sein wird, die in dieser weitverzweigten Familie aufschliessenden Gegensätze und Räthsel aus einem vielumfassenden Ursprung herzuleiten. Möchte man doch sagen: das widersprechende Ja und Nein im Willen überhaupt offenbare sich am allerschärfsten in der Gestalt als Laune und diese begreifen, heisse einen verständnisserschliessenden Blick in die Tiefen jenes gethan haben.

Denn grade sofern der Wille sich in seinen Aeusserungsweisen der logischen Folgerichtigkeit zu entziehen scheint, pflegen wir ihn als Laune zu bezeichnen, als welche er, je nach den Bedingungen unseres praktischen Verhaltens dazu, den ästhetischen Reiz zwangloser Freiheit oder den pathologischen Verdruss gewährloser Willkür erregen wird.

Im anmuthigen Spiel geistiger Ueberlegenheit beherrscht die launige Stimmung die Dinge der Aussenwelt — aber in widerlicher Ueberhebung entwürdigt der Launische alles, was in seinen Bereich tritt, zu einem blossen Spielzeug regellos auftauchender Eingebungen — und wer nach dem eigentlich Charakteristischen an beidem fragt, der mag sich das schlecht-hin Sprunghafte darauf ansehen, welches in beiden Bedeutungen die Laune ebenso unberechenbar wie ungreifbar macht.

Wäre die Laune eine blosse Stimmung und verharrete ganz im Innern, wie etwa der Trübsinn oder die rechte Herzensfreudigkeit, dann ginge sie den Nebenmenschen nicht sonderlich was an und wäre kaum ein Gegenstand sittlicher Beurtheilung. So aber ist es ihr eigen, sich irgendwie, sei es auch

nur in Worten oder im Benehmen, zu äussern, und sie erscheint wie ein Dämon, von dem der Mensch besessen ist und dessen Einflüsterungen eine unwiderstehliche Macht über ihn haben. Deshalb ist es mir von jeher auffallend gewesen, bei den Griechen und Römern keine Göttin der Laune zu finden, obgleich die Natur grade dieser psychischen Macht eine Personification so nahe legt und die Olympier — vor allem Vater Zeus nebst seiner gestrengen Frau Gemahlin — so unverkennbar selber unter dem Banne der Laune stehen.

Vermöge dieser Auf- und Zudringlichkeit, welche es so leicht keinem gestattet, sich ihren Einwirkungen gänzlich zu entziehen, gestaltet sich die Betrachtung der Laune ganz von selber zu einem contradictorischen Verfahren — und je nach seiner persönlichen Stellung zu ihr, wird der Eine sich berufen fühlen, als ihr Ankläger aufzutreten, der Andere sich ihr zum Anwalt erbiehen. Den trockenen, kühlen, nüchternen Verstandesnaturen wird sie in allen ihren Formen gleich unleidlich sein, während jedes Tröpfchen poetischen Blutes selber schon als ein Stückchen Erbtheils von ihr empfunden wird und darum Dichter, grosse wie kleine, sich ihrer mit mehr oder weniger Wärme anzunehmen geneigt sind. In der That haben Schiller wie Shakespeare, Geibel wie Goethe, ob auch unter gar verschiedenen Namen, gelegentlich ihre Sache geführt, ohne dass man sagen könnte, sie hätten sich dabei einer einseitigen Auffassung schuldig gemacht. Im Gegentheil: beweglicher kann kaum von ihr geredet werden, als wie in jenen Anführungen aus Werther's Leiden, welche wir bei der voraufgehenden Allgemeinbetrachtung der Laune in den Vordergrund stellten, während dieselbe hier mehr unter diejenigen Gesichtspunkte gerückt ist, auf welche der Goethe'sche Tasso zu führen geeignet ist. Und nehmen wir gar die sprachgeschichtliche Geschwisterschaft hinzu mit allem, was Humor, humour oder humeur heisst, so werden wir erst recht daran erinnert, wie beides sein widerspruchs- wie geheimnissvolles Weben in den Seelentiefen treibt und die Wirklichkeit nach beiden Richtungen umspielt: als gute und „schlechte“ Laune nicht blos, sondern auch als

gute und „böse“, und eins noch „schlimmer“ ist, denn das andre.

Uebel ist's schon, einen „missgestimmt“ zu finden, doch dem nahen wir mit besserer Hoffnung, ihn aufheitern zu können, weil, was von aussen gekommen scheint, auch von aussen sich eher wird vertreiben lassen — aber dem „Verstimmten“ ist schwer beikommen; denn für dessen Gemüthszustand sind weniger äussere Motive, als innere, unfassbare Gründe vorauszusetzen — dem ist die „Laune“ nicht erst „verdorben“, sondern der hat sie sich schon von Hause verkehrt mitgebracht. Wie aber der Mensch überhaupt nur in dem Maasse zu verzeihen bereit ist, als er begreift, so meint er nun auch, jeder Verstimmtheit, weil er für sie keine Anlässe sieht, zumuthen zu dürfen, dass sie durch sog. Selbstbeherrschung zurückgedrängt werde, und hält so grade das für das zurechenbarere, was sich der Einwirkung vernünftiger Ueberlegung viel weniger zugänglich erweist, als wie die blasse Missstimmung. Der Parteilosigkeit philosophischer Betrachtungsweise aber wird es geziemen, nicht blos das für „berechtigt“ anzusehen, wofür ihr die bewirkenden Factoren klar vor Augen liegen, sondern sich auch da um ein „Begreifen“ zu bemühen, wo das gemeine Urtheil an seiner Oberflächlichkeit besonders die Bequemlichkeit liebt.

Wie der Physiologe anerkennen muss, dass gewisse Individuen gewissen Empfindungen des Ekels oder des Gelüstens (Idiosynkrasien) unwiderstehlich unterworfen sind, so darf sich der Charakterologe der Einsicht nicht verschliessen, dass es etwas mehr als eine schlechthin grundlose oder, wie wir dann gern sagen: „kindische“ Caprice damit auf sich hat, wenn verständige Leute gewissen Vorhaltungen oder Anforderungen ein entschiedenes „ich kann's nicht helfen, aber es ist mir unmöglich“ entgegenstellen und damit fordern, dass man ein rein subjectives Unvermögen respektiren solle, als ob es in handgreiflicher Objectivität vor einem hingebreitet läge.

Wie endlos sind namentlich die Klagelieder artistischer Directoren von den Qualen, mit denen sie tyrannisirt werden,

sooft es irgend einer „Künstlerin“ einfällt, ihr Köpfchen auf irgendetwas zu setzen, ohne dass irgendein anderer Sterblicher den Zusammenhang solch launischen Gelüstens mit Geistes- und Körperwelt auch nur zu ahnen vermöchte. Und doch muss hier das „Aus Nichts entsteht nichts“ trotz aller Unwahrscheinlichkeit gleichfalls seine Geltung behaupten, und auch wer nicht „materialistisch“ genug denkt, um Charakter und Körperorganisation für völlig identisch zu nehmen, mag doch billig berücksichtigen, welch mächtigen Antheil unzweifelhaft die Nervenzustände an der jeweiligen Gemüthsverfassung haben und wie manchem eine üble Laune nachzusehen, weil sie das Product verschwiegener Leiden ist.

Allein ebenso wenig darf man nach der andern Richtung ins Extrem gehen und jede Laune auf rein pathologische Veränderungen zurückführen wollen. Denn schliesslich ist es doch der innerste Charakterkern selber, der darüber entscheidet, ob sich die Laune plebejisch unedel oder aristokratisch nobel entwickelt — und wo ihr noch ein Rest von Gerechtigkeitsgefühl geblieben, wird sie sehr wohl zu unterscheiden wissen, wie und an wem sie sich auslassen dürfe. Und von dieser bestimmenden Grundlage werden wir denn auch die Eintheilungsprincipien zu entnehmen haben, wenn es hernach gilt, die verschiedenen Arten, oder wie die Ueberschrift sagt: die Kinder der Laune, nach ihren so charakteristischen Physiognomien angemessen zu classificiren.

So richtig es also auch ist, dass die schlimmste Brutstätte widerwärtiger Launen die unbeschäftigte Langeweile ist, so würde es doch sehr voreilig sein, nur geregelte Thätigkeit als einziges Universalrecept dagegen verschreiben zu wollen — denn grade auch Ueberanstrengung kann zu einem Boden werden, auf welchem dies Unkraut am üppigsten wuchert, weil solche geringere Widerstandskraft im Gefolge hat.

II. Die wechselnde Laune.

Wenn wir als Mutter in der Sippe die wechselnde Laune vorführen, so haben wir jene Etymologen für uns, welche

„Laune“ von „Luna“ ableiten und sagen: wie der Mond im äusseren Leben zum Sinnbild unbeständigen Wechsels geworden sei, so habe er auch der Seeleneigenschaft den Namen gegeben, nach welcher eine nimmer sich gleiche Unverlässlichkeit das einzige bleibende Kennzeichen ausmache. Denn das ist es ja, worüber man sich an der Laune am bittersten beklagt, dass sie heute verwerfe, was sie gestern gutgeheissen, und heute billige, was sie gestern weit von sich gewiesen. Gleichem ungleich begegnen und das Nämliche zu verschiedenen Zeiten verschieden aufnehmen oder behandeln, jetzt über dasselbe schelten, worüber sie vorher gelacht hat, oder umgekehrt, in diesem Augenblick sich an etwas freuen, das ihr im nächsten Thränen entlockt: das zählt zu den specifischen Eigenthümlichkeiten des launenhaften Wesens. Vermisst wird die Stetigkeit des Wollens und damit die Einheitlichkeit des Verlangens und Ablehnens. Ewig vergeblich bleibt dieser Laune gegenüber das Ringen um ihre Zufriedenheit, denn es erscheint als reiner Zufall, ob's einem einmal gelingt, es so zu treffen, wie ihr „nun eben der Kopf steht“ — irgend eine Sicherheit, es ihr recht machen zu können, ist niemals gegeben — denn was soeben noch ihr heissestes Begehren schien, stösst sie jetzt unmuthig von sich.

Was darum verletzt und verdriesst, ist das Unmotivirte, das schlechthin Willkürliche des reinen Beliebens, das nicht durch Gründe und Maximen sich bestimmen lässt, sondern durch den zusammenhangslosen Eindruck des Moments. Das ist es, was jeder Laune ihrem Wesen nach etwas Herrisches, Despotisches gibt, was als solches allemal „empörend“ wirkt. Darum hat auch Fritz Reuter in seiner humanen Sinnesart wiederholt die charakteristische Rücksichtslosigkeit von „Herrschaften“ satirisch gegeisselt, die nach jeweiligen Einfällen ihre Dienstboten jeden Augenblick aus der Continuität ihrer Beschäftigung abrufen und mit solchem Herausreissen diesen die Mühe der Arbeit unsäglich vervielfältigen.

Auf gleichartige Fälle ungleichartig reagiren ist die Weise reizbarer Sultane, die ihre Milde oder Gnade eben so schranken-

los walten lassen, wie zu andern Zeiten ihre Strenge — in der Erziehung das volle Gegentheil pädagogischer Weisheit, wie im Staatsleben das einer garantirten Gesetzlichkeit. Und wie es so das *Duo si idem faciunt, non est idem* ins Zerrbildliche verkehrt, so missbraucht das launenhafte Wesen das „Jedes Ding hat zwei Seiten“ dahin, immer nur grade die herauszukehren, welche jetzt nicht herpasst. Wo es gilt, eine Sache ernst zu nehmen, treibt sie ihren Scherz damit, und wo alles auf harmlose Heiterkeit gestellt ist, will sie allein „keinen Spass verstehen“. Ihr drängt sich je nach den Reflexen ihres eigenen augenblicklichen Zumutheseins auch je nur das Unlieb-same oder das Vergnügliche auf — beides zumal zu umspannen, dazu erweist sie sich schlechthin unfähig, weil es eben zu ihrem Wesen gehört, dass ihr jede ruhige und damit auch objective, unbefangene Auffassungsweise abhanden gekommen. Insofern ist sie das directe Gegentheil des echten Humors, der ja sein Wesen grade darin hat, eines in und mit dem andern zu schauen, zu fühlen und zum Ausdruck zu bringen.

Schnöderes gibt es nun aber doch nicht, als das Bewusstsein, sich um irgendetwas rein umsonst bemüht zu haben — auch der geduldigste Diener wird unwirsch, wenn man ihm Aufträge ertheilt, um deren Ausführung er sich redlich abquält, und er hernach dann sehen muss, dass man davon gar keinen Gebrauch mehr zu machen beabsichtigt — denn solch zweck- und nutzloses Sichabplacken gibt das Gefühl eines für total selbstlos geachteten Sklaventhums — und diese Rippe des alten Adams ist es denn auch, aus welcher als eine seiner allernichtswürdigsten Töchter geschnitten wird:

III. Die verdrehte Laune,

die Alles verkehrt auffasst und jeden ihr zugeordneten Eindruck innerlich auf den Kopf stellt: aus jedem Lob einen indirecten Tadel, aus jeder Freundlichkeit eine versteckte Malice, aus jeder Ermuthigung eine raffinirte Demüthigung heraushört.

Vorzugsweise werden es von Hause aus eigensinnige Naturen

mit beschränktem Intellect sein, welche am leichtesten in solch unselige Richtung hineingerathen. Dies ist die recht eigentlich böse, die zänkische Laune, um welche „das launenhafte Weib“, die echte Xanthippe, gefürchtet wird wie die Hölle. Durchtränkt von grauser Ungerechtigkeit, weil befangen in Einzelheiten, unempfänglich für das Ganze der dauernden Gesinnung, aber gebannt vom Eindruck des aufgegriffenen flüchtigen Worts, das sie sich wie eine Brandmarke ins Hirn oder mit Flammenschrift ins Herz prägt, hat sie etwas so bleiern Schwerfälliges, dass sie selbst der Verflüchtigung durch die expansiven Kräfte des Humors einen breizähen Widerstand entgegenstellt. Dazu steht sie auch der wirklichen Bosheit zu nahe, denn sie sucht eine schadenfrohe Genugthuung darin, ihren Nächsten grade auch diejenigen Bestrebungen zu vereiteln oder zu verleiden, welche ihr selbst zu Gute kommen sollen. Getrieben von einem sinnlosen Märtyrergelüste um als Opfer fremder Launen sich hinstellen zu können, will sie nichts wissen von Möglichkeiten der Selbstschonung, um desto uneingeschränkter schwelgen zu können in der Vorstellung, was ganz besonderes an Leidensfähigkeit zu prästiren. So exponirt sie sich ohne jeden vernünftigen Zweck, unter nichtigen Vorwänden immer neuen Schädigungen und ohne anderes ersichtliches Motiv, als um sich weiden zu können an der Angst und Sorge derer, von denen sie weiss, dass ihnen solch Gebaren und dessen voraussichtliche Folgen nicht gleichgültig sein können. Die Augen scheinen ihr gehalten von der Verblendung durch eine dämonische Ate, die, jeder Grossheit bar, an den kindischen Triumph jenes Gamins erinnert, von dem das geflügelte Wort stammt: „Das geschieht meiner Mutter ganz recht; warum kauft sie mir keine Handschuhe?“

Voll Trotz einer unverständigen Selbstbehauptung weicht sie, wo sie der Abhängigkeit von einem fremden Willen sich nicht ganz entwinden kann und ehe sie zur offenen Auflehnung schreitet, aus in ein Befolgen der ertheilten Weisungen, das in seiner carikirenden Buchstäblichkeit zwar nach Till Eulenspiegel aussieht, aber von dessen relativer Harmlosigkeit soweit

wie möglich absteht. Die an sie gestellten Ansprüche zerrt diese Laune ins Extrem einer Maasslosigkeit, welche ihr das Scheinrecht gibt, über unerträgliche Zumuthungen sich zu beschweren, obgleich solche von niemand anders als von dem eigenen Eigensinn ihr angesonnen werden, damit sie zurückgewiesen werden können mit der Berufung auf die Unmöglichkeit ihrer Ausführung — worunter denn gemeiniglich beide zumal, die befehlen und die gehorchen sollen, gleichermaassen werden zu leiden haben.

Eine verhältnissmässig noch ziemlich unschädliche Specialität dieser oft doch viel schändlicher auftretenden Laune führt uns auch Douglas Jerrold in seinen typischen „Gardinenpredigten“ vor — denn das Musstheil weiblicher Logik gebietet ja netto über soviel Sophistik, als dazu gehört, eine wohlverdiente Vorhaltung in eine grundlose Anschuldigung zu „verdrehen“. Es ist ja nicht allzuschwer, sondern mit ein ganz klein wenig gemeiner Pfffigkeit bald erreichbar, mit einer gewissen Consequenz jeden berechtigten Vorwurf so zu wenden, dass bei dem angeblichen Streben, ihn für ein andermal zu vermeiden, praktischer Unsinn herauskommt — und der Kleinlichkeit solcher Strategie entsprechend, wird man kecklich behaupten können, dass auch der unnützte Range es unter seiner Würde finden wird, zu solchen Ausflüchten seine Zuflucht zu nehmen — es scheint also, dass wir es hiebei mit einer Geschlechtseigenthümlichkeit der sogenannten „bessern Hälfte“ der Menschheit zu thun haben.

Am allerwenigsten aber lässt sich dies Lieblingskind des Teufels selbstverständlich eine Gelegenheit entgehen, wo sie in ihrem Gallakleide der Schmollsucht brilliren kann. Oder hat nicht das Maulen — dies allerunliebenswürdigste Product aus dem Pfuhl der Laune — seinen Namen daher, dass Eins sich in Schweigen verhärtet, blos um „das Maul nicht aufthun“ zu müssen, auch wo das Grösste damit auf dem Spiele steht? Was liegt der Laune überhaupt an Werthen, gleich viel ob idealen oder materialen! Sie derelinquirt eben so skrupellos ein unersetzliches Erbstück, blos um von einer capriciösen Weigerung

nicht zurücktreten zu müssen, als sie zu ihren Marterstunden sich die allerrichtigste Unzeit aussucht, die grade zu einer Festfreude oder sei es auch nur zu einem friedlichen Mahle ersehen war.

In raffinirter Tücke weiss sie sich bei all ihren Anschlägen die Strafflosigkeit gar wohl zu sichern — denn bei einem Preisgeben, das äusserlich blos in passiver Gleichgültigkeit verharret, wird es ja kaum jemals möglich sein, den strafbaren Dolus nachzuweisen, und um Ausreden braucht ja nicht verlegen zu sein, wer sich der Scham und Scheu, für „kindisch“ zu gelten, erst einmal ent schlagen hat — und da werden denn von selber schon die „Einreden“ nach dem gleichen Kaliber ausschlagen. Denn die Unreife der Vernunft und das Sich-nicht-durch-vernünftige-Motive-bestimmen-lassen ist ja das eigentliche Merkmal des Kindischen, und schon Schelling hat auf jenes Unvernünftige oder „Regellose“ hingewiesen, das „ewig im Grunde bleibt“, und in dem wir sozusagen die metaphysische Substanz der Laune wiedererkannt haben.

Den Gipfel ihrer Selbstverkehrung aber erklimmt die „Verdrehtheit“ da, wo sie sich am meisten darüber ärgert, dass man ihr den Willen gethan — denn jede Nachgiebigkeit empfindet sie als ein ruchloses Attentat auf ihre eigene Existenz — wo diese die Vorwände der Unzufriedenheit verliert, schwindet ihr ja der Boden unter den Füßen — deshalb zürnt sie keinem grimmiger als dem, der sie durch Willfährigkeit entwaffnet — und um sich dem gegenüber in ihrer Position zu behaupten, muss sie sich zu immer exorbitanteren Forderungen versteigen, was hinwiederum den Nachtheil mit sich bringt, sie in ihrem Mangel an Berechtigung gänzlich blosszustellen, was abermals ihren Verdruss potenzirt und so gnadenlos weiter ins Unendliche.

Dass die verdrehte Laune die von ihr Besessenen überhaupt tief unglücklich machen muss, bedarf nach allem Gesagten nicht erst einer besonderen Ausführung, und ebenso unmittelbar leuchtet ein, dass sie ohne ein stark dyskolisches Element im Charakter überhaupt nicht zur Entwicklung gelangt. Und dies Ingrediens ist es, was in ihrer nächsten Schwester als

das überwiegende sich ausbildet und der Stammutter eine zahlreiche Enkelschaar zuführt.

VI. Die melancholische Laune.

Die Verzweigung dieser Linie ist eine so vielfache, dass das Bild der Gattung sich versteckt hinter die Typen ihrer Unterarten und wir deshalb sofort zu deren Zeichnung schreiten.

a. Die Zwillingsöhne: Grillenfänger und Hypochonder.

Vielleicht vermisst hier mancher zu diesem Paare als Dritten im Bunde den hässlichen Bruder Griesgram — aber der ist ein blosser Bastard, bei dem das constante Element über das wechselnde (als durch welches die Laune ihre Mutterwürde beglaubigt) so stark überwiegt, dass wir die Gesellschaft dieses unerfreulichen Gastes uns füglich verbitten dürfen, um nicht vollends um die eigene gute Laune gebracht zu werden, welche schon den echten Sprösslingen des Hauses, dessen Genealogie uns hier beschäftigt, gegenüber einen hinlänglich schweren Stand hat.

Zum Verwechseln ähnlich sehen sich die hier zusammen genannten Zwillinge, welche beide auch das Phantasma zum Vater haben und sich darin völlig gleichen, dass es eingebildete Anschauungen von objectiven Verhältnissen sind, was ihre Stimmung in Weise einer Laune beherrscht, mit dem einzigen Unterschied, dass der hypochondrisch Verstimmte sich in Wahnvorstellungen von seinen eigenen Körperzuständen einbohrt und die grillenfängerische Laune sich allerlei Möglichkeiten von äusseren Verhältnissen ausdenkt, als ob dieselben schon wirklich oder doch der Wirklichkeit bereits ganz nahe gerückt wären. In Allem gleich ein Unglück witternd, verdirbt sich der Grillenfänger jede frohe Minute — trägt er doch seinen Namen daher, dass er sich durch Kleinigkeiten aus seiner Ruhe bringen lässt und solch schwirrenden Störungen unablässig nachhascht, statt sie klüglich zu ignoriren, wie

ein ruhig Blut das zirpende Heimchen auf dem Herde — sieht sich und sein bischen Wohlsein von drohenden Uebeln gefährdet, setzt, ohne sonst argwöhnischen Charakters zu sein, auch da einen lauernden Kobold voraus, wo der ungetrübte Blick von bösen Absichten nichts wahrnimmt — und ist er von britischer Rasse, so nennt er seine „Eigenheit“ Spleen und sucht ihr Genüge im hartnäckigen Abwarten eines als wahrscheinlich bevorstehenden Unglücks, sei es dass er Posto fasst angesichts eines Einsturz verkündenden Münsterthurms (wie vor Jahren aus Ulm berichtet wurde) oder von allen Herrlichkeiten Helvetiens nichts sehen will, als einen in Aussicht stehenden Berg-rutsch.

Wie der Hypochonder jede Krankheit, von der er hört, zu haben meint, so denkt sich der Grillenfänger bei jedem Unglück, dessen Eintritt überhaupt in den Bereich seiner Möglichkeiten fällt, es müsse über kurz oder lang auch ihm einmal widerfahren — und wie die Phantasie des Hypochonders jedes wirklich vorhandene kleine Leiden ins mikroskopisch Groteske ausreckt, so sieht sich der Grillenfänger von den Gespenstern grosser Katastrophen umgeben, sobald einmal eine kleine Widerwärtigkeit seine Unternehmungen kreuzt.

Umgekehrt aber kann man Beide gelegentlich auch gar lustig und guter Dinge sehn: gelingt es, die Aufmerksamkeit des Hypochonders von seiner eigenen Person abzulenken, so gibt er sich zu zeiten als aufgeräumtester Gesellschafter, und wer den Grillenfänger „auf andere Gedanken zu bringen“ und durch angemessene Zerstreuungen anzuregen versteht, sieht sich nicht selten durch das Sprudeln einer höchst ergötzlichen Unterhaltungsgabe belohnt.

Auf moralischem Gebiet finden wir die gleichen Naturen wieder als:

b. Empfindliche und Selbstquäler.

Denn der Selbstquäler sucht bei sich selber all die moralischen Defecte, denen er überhaupt das Menschenwesen ausgesetzt weiss und thut ebenso unausgesetzt sich selber unrecht,

wie der Empfindliche den guten Willen Anderer erkennt und so in der Weise des Grillenfängers überall von aussen her anrückende Unbill vermuthet, auch wo solche nirgends existirt, als eben nur in seiner Einbildung. Das Launenhafte liegt aber hierbei darin, dass Selbstquälerei sich ebenso wohl mit einem hochgesteigerten Selbstgefühl und Vollbewusstsein eigenen Werthes verträgt, wie gewisse Formen der Empfindlichkeit mit verzeihungsbereiter Demuth in der Erkenntniss, die Absichten des Andern verkannt zu haben.

Nicht leicht nämlich findet sich auf dem weiten Felde der Charakterologie ein zweiter Begriff von gleich vielumfassender Mehrdeutigkeit wie der der Empfindlichkeit. Der Aeusserung eines Ehemanns: „Wer möchte seine Frau nicht empfindlich haben!“ steht die Klage von Tausenden gegenüber, denen das Leben durch nichts anderes so sauer gemacht wird, als durch die empfindlichen Individuen in ihrer nächsten Umgebung — und es wird nicht genügen, hier blos eine berechnete und eine unberechnete Empfindlichkeit auseinander zu halten; denn auch eine einigermaassen berechnete kann sich völlig unheimlich machen und wiederum eine sehr unberechnete noch recht wohl erträglich bleiben. Vielmehr wird die Unterscheidung in die Tiefe der ethischen Grunddifferenzen hinabzugreifen haben: der zarten, mimosenhaften Sensibilität, die im Grunde all ihre Schmerzen um Anderer willen empfindet, steht jene plumpe Verletzlichkeit gegenüber, deren Egoismus sich immer nur in der eigenen Selbstgefälligkeit geschädigt fühlt. Jene theilt mit dem Selbstquäler den Glauben an eigene sittliche oder praktische Schwächen. Es fehlt ihr an Selbstvertrauen und deshalb auch am Glauben, dass Andere ihr Vertrauen schenken könnten, weil sie sich dessen nicht vollauf würdig hält. Diese dagegen misstraut nicht sowohl sich, als wie Anderen — und sofern Misstrauen und Zweifel das specifische Gift des Gemüths sind, steht sie jener krankhaften Abart schon nicht fern, welche wir das vergiftete Gemüth nennen. An sie dachte Goethe in seiner „Rechenschaft“:

Keinen Druckser hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat!

.
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal:
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen,
Leerheit oder schlechtes Herz,

worin der Literaturkundige ja sofort die Parallelstelle erkennt zu jener Verurtheilung der Sentimentalen, aus denen „kommt die Gelegenheit, schlechte Gesellen“ werden.

Denn allerdings gehört auch die Sentimentalität als jau-
lende Weinerlichkeit mit zur Launensippe, ohne dass wir ihr
— nach anderswo geschehener Erörterung — darum hier noch
eine besondere Rubrik anweisen möchten.

Während die edlere Empfindlichkeit sich grämt in dem
Glauben, an der Liebe des Geliebten eine Einbusse erlitten zu
haben (— sie argumentirt nämlich so: wäre das nicht der
Fall, so würde es nicht möglich sein, bei ihm einem Zeichen
der Unzufriedenheit oder des Misstrauens zu begegnen —)
will sich die gemeine das vermeintlich Verlorene zurückertrotzen
in desto energischerer Behauptung des für unantastbar gelten
sollenden eigenen Werthes. Dort erwächst der Schmerz auf
dem Boden eines Kleinmuths, der an sich selbst die höchsten An-
forderungen stellt und dabei gewahr wird, diesen nicht in allen
Stücken gewachsen zu sein — hier fliegt uns die harte, herbe
Frucht eines Dünkels an den Kopf, der in seiner Selbstgerech-
tigkeit keinen Augenblick daran zweifelt, dass alles Unrecht
auf der Seite des Andern zu suchen sei. Jene mag auch zu-
weilen durch wehleidige Hyperästhesie die Geduld auf eine schwere
Probe stellen — aber sie indignirt nicht wie die übelnehmerische
Verstocktheit dieser. Wo erst einmal das Gefühl gerechter Ab-
schätzung eigenen und fremden Unrechts abhanden gekommen, da
nimmt nur allzuleicht die trotzige Empfindlichkeit in dem Maasse
zu, als wie das bessere, echte Ehrgefühl verschrumpfend abnimmt,
und der Kreislauf verhängnissvoller Wechselwirkung schliesst

sich in dem Augenblick, wo damit zugleich unausbleiblich der Anlass zu neuem Tadel erwächst. Dann verhärtet sich alsbald, nach darwinistischen Gesetzen, was ursprünglich in momentaner Reaction sich verpuffte, zu einer bleibenden Eigenschaft, wie ein vielgebrauchtes Leibesglied zu vollerer Kraft und Grösse sich entwickelt, und in allmählich stetig werdender Verlangsamung bildet sich die anfangs noch wechselnde Laune aus zur Constanz eines permanent nachträgerischen Wesens.

Wie einem Träumenden der Strohalm zwischen den Zehen als ein durch seinen Fuss getriebener Pfahl vorkommt, so dem Empfindlichen eine unbedeutende Kränkung als ein Mord an seiner Ehre, ja schon eine unschuldige Neckerei als herzlose Herabwürdigung seiner ganzen Persönlichkeit. Und noch unwillkürlicher und unbewusster verfällt der Selbstquäler in hyperbolische Entstellung kaum wahrnehmbarer Lasterkeime, wenn er in jedem vorübergehendem Gelüste eine ausgeprägte Verbrecheranlage bei sich zu spüren fürchtet. Was aber an all diesen Dingen das hallucinatorisch Selbsttäuschende ist, werden wir pathologisch wie constitutionell allerdings auf die nämlichen Ursachen zurückzuführen haben, denen das Wesen der Laune überhaupt entstammt: überreizte Nervenzustände, unter denen die hysterischen nur für die landläufig bekanntesten, keineswegs für die häufigsten oder gar ausschliesslichen zu gelten haben.

„Die hysterische Miene gekränkter Unschuld“ ist ein Zug, ohne den es wol nicht leicht abgeht bei der dichterischen Zeichnung „eines launenhaften Weibes“ (woraus ja Frau Emilie Flygar-Carlén einen mehrbändigen Roman gesponnen hat) — aber man hüte sich, damit nicht entweder einer wirklich gekränkten Unschuld zu nahe zu treten oder der Hysterie selber, welche durchweg eine andere Beurtheilung verdient, als wie ihr von der Oberflächlichkeit des Alltags zutheil wird, weil wirkliche und unzweifelhafte Krankheit nie direct characterologischen oder ethischen Maassstäben sollte unterstellt werden. Nach Beobachtung dieser Cautelen aber mag man um so nachdrücklicher in die Bekämpfung des unstreitig Unberechtigten eintreten und insbesondere aus allen Kräften den auf rein intellec-

tualen Boden erwachsenden Verkehrtheiten entgegenarbeiten, weil diese am ehesten noch Aussicht gewähren, für überzeugende Remedur nicht durchaus unzugänglich sich zu erweisen. Einen Argwohn, ehe er sich unheilbar einwurzelt, ausrotten zu wollen, ist noch lange kein hoffnungsloses Beginnen, und vorgefasste Meinungen lassen sich noch immer widerlegen, solange nicht böser Wille es ist, der sich darauf capricirt, von ihm nicht lassen zu wollen — und weil man sich doch nicht zum blossen Vergnügen einem Aerger oder gar der Verzweiflung hingibt, so kann, wer einen Selbstquäler oder gutartige Empfindlichkeit zu curiren unternimmt, darauf rechnen, dass ihm eine starke Naturheilkraft zu Hülfe kommt — nämlich das in jedem Individualwillen unaustilglichs vorhandene Streben, sich mit sich selber in Einklang zu setzen, ob auch der von allem Wollen unzertrennliche Zwiespalt dem oft unüberwindlich das Gegengewicht halten wird.

Ihre eigentliche Genesis hat die Empfindlichkeit im engern Sinn doch allemal in einem energielosen Ehrstreben, das sich zu andersartiger Selbstbehauptung zu schwach fühlt. So muss die Negative ersetzen, was an positivem Gehalte fehlt — wer selber nichts zu schaffen im Stande, kann immer noch fremdes Wirken ablehnend vereiteln. Man braucht sich ja nur gegen alle vernünftige Berathung zu sperren, um sicher einer Dummheit zur Verwirklichung zu verhelfen — so dass man auch von hier aus sieht, wie leicht und schnell die empfindliche Laune in die verdrehte sich umsetzen kann. Man will sich nicht „bevorzugen“ lassen — darum weist man jede Warnung als eine Beleidigung weit von sich — solche Freundschaft meint man sich verbitten zu müssen, und nicht zufrieden für und über sich selber das eigene Urtheil gelten zu lassen, gesteht man Andern nicht das gleiche Recht zu, trachtet vielmehr darnach, auch die noch der eigenen Wahnunfehlbarkeit zu unterwerfen, und geht mit solchem Vorhaben allmählich immer rücksichtsloser zu Werke, je mehr Rücksicht die eigene Laune von Andern erfährt. So erklärt sich's, dass bei einigermaassen gutmüthigen Ehemännern grade sogenannte „hysterische“ Frauen-

zimmer als der Stoff sich offenbaren, aus dem die tyrannischesten Pantoffelschwingerinnen hervorgehen, in deren Gardinenpredigten „Entschuldigungen“ zwar nie vorkommen — denn wie könnten sie je deren zu bedürfen glauben? — aber an die Stelle etwa verlangter Vertheidigungsgründe, weil die wirklichen alsbald ausgehen, um so nachdrücklicher ein Regiment allerfernliegendster Recriminationen einrückt. Theilt doch, wie wir schon sahen, diese Art mit den Tyrannennaturen auch jenen Argwohn, der die Dionyse und Tiberius' charakterisirt — denn ihr ist nichts harmlos, wo sie sich einmal in Vorurtheile verrannt hat. Von solchen aber ist nicht mehr weit zu der „fixen Idee“ — und der Weg, den die Geistespathologie zwischen Grössenwahn und Verfolgungswahn beschreibt, wird in verjüngten Dimensionen nur zu oft zurückgelegt, ohne dass das Privilegium der ausgesprochenen Gemüthskrankheit könnte angerufen werden.

c. Das vergiftete Gemüth.

Wo wir noch von „Gemüth“ sprechen, da setzen wir eine ursprüngliche Fähigkeit sympathisch hingebender Bezogenheit auf Andere voraus. Ehe deshalb die Laune alle Herzlichkeit aus einem Menschenherzen rein ausspült, macht dieses einen Zwischenzustand, eine Krisis durch, in welcher die ersterbende Liebe mit der erstarkenden Selbstsucht einen Ringkampf besteht, bis allmählich die „böse“ Laune die Oberhand gewinnt. Vorher tauchen in längeren oder kürzeren Schwankungen die Symptome der Reue und der Herzenshärte auf und ab, und vor uns steht ein Mittelding von Trotz und zerschmelzender Weichheit, dessen Widersprüche ihre Einheit haben in der bald übermüthigen, bald verzagten Reaction gegen die Schädigungen eines Selbstgefühls, dem der Glaube an die eigene würdige Widerstandsfähigkeit schon im Hinschwinden begriffen ist. Der Trotz zieht die Lippe schief — die Selbstbemitleidung presst Zähren aus — aber es sind Thränen, in die sich schon solche der Wuth mischen, und immer seltener wird der Ausgang der sein, dass sich die Starre der Selbstverbitterung noch auflöst

in die Schmiegsamkeit einer versöhnungbedürftigen und versöhnungsuchenden Selbstanklage.

Wie aber überhaupt Krankheit unser Verhalten zur Aussenwelt vielfach umkehrt, so auch hier: beim vergifteten Gemüth sind es grade die Erweisungen der Milde und Zärtlichkeit, welche verschlimmernd wirken, wie Confect und alle Süssigkeit bei verdorbenem Magen einen apprehensiven Ekel erwecken und die Galle reizen, dass man was von sich speit, das nichts weniger als lieblich schmeckt. Mit energischer Aversion geräth ein Gemüth in Aufruhr, das den Verdacht gefasst, man wolle sein Gemüth beschwichtigen, indem man „ihm Honig um den Bart schmiere“ — dann fühlt es sich erst recht unwürdig „wie ein Kind“ behandelt und das stachelt den Unwillen aufs äusserste.

d. Die misanthropische und pessimistische Laune.

Indem wir uns in die Zone der Gesundheit zurückbegeben, haben wir nachträglich noch die Erweiterungen vorzuführen, in welchen die Stimmung des Selbstquälers die ganze Menschheit, die des Grillenfängers das Universum zum Gegenstand nimmt; jenes gibt die misanthropische, dieses die pessimistische Laune, und beide beweisen ihre Launennatur darin, dass die eine ebensosehr mit einer leichtbetrogenen Vertrauensseligkeit, wie die andere mit einer optimistischen Hoffnungsfreudigkeit abwechseln kann. Schon H. Heine hat sie zusammengefasst in den Reimen:

Ich finde alles miserabel
· · · · ·
Das Menschevolk mich ennuyiret
Und selbst der Freund, der sonst passabel.

Diese Launen enthalten das Zeug zum humoristischen Weltschmerzler und zum menschenverachtenden Possenreisser. Vom Ernst des praktischen Menschenhasses wie des theoretischen Pessimismus scheidet sie das „leichtere Blut“ des Sanguinikers, und sie bekommen, wo sie nicht ganz fein, taktvoll und nobel gehandhabt werden, schon darum gern

einen Beigeschmack von Frivolität, weil sie mit dem Wuchtigsten, was es überhaupt gibt, ohne Nachhaltigkeit ballspielen: heute verhöhnen sie die Welt, in deren Schmutze sie sich doch morgen selber wieder wälzen werden — und ihre Toleranz stammt nicht aus der Hochherzigkeit einer über Erdenschwäche und Erdenschwere hinausgerückten Erhabenheit der Gesinnung, sondern aus dem Bewusstsein eigener Indulgenzbedürftigkeit — sie gleichen dem Pater Bonvivant, der schmunzelnd sein Beichtkind absolvirt, weil er sich selber mit diesem „in gleicher Verdammniss“ weiss.

Für den wirklichen Welthumor reicht diese luftige Gabe nicht hin: ein Jean Paul, die Dichter des „Faust“ und Shakespeare für seinen Hamlet oder Timon hätten nicht ausgereicht mit den Inspirationen solch blosser „Launen“, die es höchstens zu einem Voltaire'schen Candide bringen und zu jener mehr nur reproductiven Thätigkeit langen mögen, welche den vielbelachten Komiker der Bühne macht. Ohne etwas von ihren Eingebungen profitirt zu haben, wird jedoch selbst der vulgäre Clown oder Bajazzo in seinen Spässen ganz schal und ungeniessbar bleiben; denn auch die allerniedrigsten Formen des blossen Spektakelwitzes sind nicht denkbar ohne eine Beimischung aus dem Schmerzensschreie des in sich zerrissenen Willens und ohne jene Elasticität eines rasch aufschnellenden Stimmungswechsels, wie wir ihn gleich eingangs vom Begriff der Laune unzertrennlich gesehen.

Aber gelegentlich — „wenn einem grade danach zu Muthe ist“ — „auf Gott und alle Welt schelten“: heisst noch nicht Pessimist sein — so wenig wie es einem mit rechter Misanthropie Ernst ist, der sich grade danach befindet, dass er „jemand haben möchte, mit dem er nach Herzenslust sich wacker prügeln könnte“ — das sind rasch verfliegende Stimmungsverleithäten, die schon als solche ihren Launecharakter deutlich genug zur Schau tragen — jedoch insofern nicht ganz unschädlich sind, als sie in den Augen der grossen Menge den Vollgehalt auch des echten Pessimismus schnöder Verdächtigung blossstellen, wie aller Orten und zu allen Zeiten die Heuchler

und Renommisten den Credit der überzeugungstreuen Priester und Dulder mitbeeinträchtigt haben, sodass sich hieraus beiläufig erklärt, wie in der jungen Pessimistengemeinde sich schon zwei Lager nicht ohne Gehässigkeit geschieden haben, die sich nach ihrer Wechselbezeichnung als Pseudo- und Hyperpessimisten befehlen, als ob zwischen beiden ein zahmes *juste-milieu* denkbar wäre, das allein die „allemal in der Mitte liegende Wahrheit“ gepachtet hätte. Was der flatternden Laune, die vom Moment sich bestimmen lässt, gegenübersteht, kann nur die gefestete Ueberzeugung sein, welche ihr Dauergebäude aufführt aus dem vom Gemüth empfundenen und vom Kopfe nachgemessenen Material, das aber ohne den Mörtel eigensten Erlebens wie staubiger Schutt umherfliegend einem nur die Augen beizen, nimmer symmetrisch den Blick klären kann.

V. The blue devils.

Eine ehrliche Stammtafel darf auch die Existenz etwa vorhandener Kinder des Incestes nicht verheimlichen wollen, und als solche Sprösslinge aus diversen Geschwisterehen im Hause der Frau Laune werden hier schliesslich noch — wie in einer Abseite — die bösen Schwarmgeister unterzubringen sein, welche ihre Taufe mit Themsewasser empfangen haben: das schlimme Völkchen der *Blue devils*.

Unsere Frauen haben eine Art von *Tutti-frutti*, die serviren sie uns als *Belle-alliance*, denn sie denken uns damit die Elite all ihrer Delicatessen vorzusetzen. Als das stricteste Gegentheil dieser erlesenen Mischung nun mag man das Gemenge aus Bruchtheilen aller bisher besprochenen Launen sich vorstellbar machen, welches den davon überfallenen Schädel wie eine Schlupfwespenbrut durchsumst. Wie im äquatorialen Africa nur das Pachyderma sicher ist vor dem tödtlichen Stich der Tsetsefliege, so schützt vor diesen kleinen Unholden nur erprobteste „Dickfelligkeit“. Denn wie das Geschmeiss auskriecht aus unnahbaren Verstecken, weil dahin die Eier getragen — und wie lebende Thier- und Menschenhaut nicht verschont wird von

Beelzebub's Gezucht: so wimmelt es plötzlich und unversehens in den Tiefen der Menschenbrust von zahllos durcheinanderkrabbelndem Gewürm, dessen Ursprung niemand begreift und deshalb jedermann, wie die Kinder den der Fliegen, direct auf ein die Welt durchwaltendes böses Princip, einen Spaassverderber von Anfang, einen echten Ahriman zurückführt. Das benagt alles, was noch Freudenkeime bergen möchte, und was es nicht zerstören kann, besudelt es wenigstens, damit der Glanz, wenn es ihn nicht zum Erbleichen zu bringen vermag, zum mindesten schmutzfleckig und so seiner Adelsreinheit beraubt werde.

Mit dem untrüglichen Instinct der widerwärtigen Insecten, denen wir sie verglichen, wissen diese Teufelchen auch genau die schönsten Stunden, die herrlichsten Ideale auszuwählen, um eben dazu „zu rechter Zeit und am gehörigen Orte“ sich einzufinden — „hernach“ aber nicht zu „schweigen“: wo edelste, lauterste Lust am höchsten, da ist ihre Nähe am gewissesten.

Der Stachel ihres Skepticismus ist unwiderstehlich, die Aetze ihrer kritischen Lauge unaustilgbar — und kein noch so boshafter Störenfried gleicht ihnen an Unfehlbarkeit beim Erreichen diabolischer Zwecke. Sie durchfressen wie ein Extract aller bösen Säfte das zähste gleich dem zartesten Geäder, und erbossen sich nur um so kratzbürstiger, je eifriger die Hand der Liebe sich bemüht zeigt, ihnen die Mohnkörner der Beschwichtigung aufs Haupt zu streuen.

So zeigt sich in ihnen das Wesen der Laune recht eigentlich potenzirt und pointirt bis zu einer Zuspitzung, über welche auch unsere Betrachtung nicht hinauszugehen vermag.

VI. Die Launentödter.

Anhangsweise will nun doch auch noch die sich unabweisbar aufdrängende Frage erledigt sein: lässt denn das hier vorgeführte Geschlecht in keiner Weise sich ausrotten? hat „der Haushalt der Natur“ nicht auch diesen Spinnen Ichneumonwespen an die Seite gegeben, dem unbeschränkten Ueberhandnehmen

zu wehren? Und wenig tröstlich lautet die Antwort, welche die bisherige Erfahrung hierauf ertheilt; denn ihr zufolge wird im Gegentheil der Descendenztheorie gemäss eine immer buntere Speciesbildung zu gewärtigen sein, je mannichfaltigeren Boden die fortschreitende Civilisation ihr darbieten wird. Bleibt also nur die schwächere Hoffnung, vielleicht der Einzelgeburt mit Erfolg beikommen zu können — und auch die will vollends hinschwinden angesichts so manches wackern Ritter Georg, der ausgezogen wider diesen Drachen und unverrichteter Sache heimkehren musste — derselbe scheint eben von der Art jener Fabelwesen zu sein, die nur durch ihres eigenen Schwertes Zauber können gefällt werden, also nicht sowohl mit Stärke als mit List wollen erlegt sein, weil ihnen überhaupt erst nahezukommen das Schwerste an diesem Kampfe ist, welchem ja das Wort „man merkt die Absicht und man ist verstimmt“ seinen expressiven Ursprung, wie seine tägliche Bestätigung verdankt. Oder wer sollte nicht schon einmal übel belohnt sein für das kecke Unterfangen, einem andern „die Grillen vertreiben“ zu wollen? Das Nächste, was damit im Gemüth des Launenhaften erregt wird, ist allemal der Verdacht der Theilnahmlosigkeit für seinen, wie er sich doch einredet, nichts weniger als unberechtigten und unbegründeten Verdruss — also schon dadurch verbietet es sich, der Laune jemals direct auf den Leib zu rücken. Ihre Witterung ist viel zu fein, als dass sie nicht allemal gegen den Wind müsste beschlichen werden.

Dazu kommt, dass das Trösten und „Aufkratzenwollen“ gar zu schwer ganz ungezwungen herauskommt — muss doch, wer in wirklich sympathischer Theilnahme einen Andern aufrichten will, zuvor sich selber irgendwie Gewalt anthun, was nicht leicht unbemerkt bleibt — und wo erst solcher Eindruck aufkommt, da unterbleibt es schon besser ganz — denn wo solch redlich Streben die beabsichtigte Wirkung total verfehlt, hat es von selber die entgegengesetzte: was beschwichtigen sollte, wühlt nur noch mehr Bitterkeit auf. Es hilft nicht, mit süßem Schmeichellaut anflöten gegen den Ton der Laune — und wegplaudern lässt sich nicht, was mit klettenhafter Zähigkeit festklebt am Seelen-

grunde. Grade durch die Zuversicht auf ihre Allmacht reizt oft vertrauende Liebe den Widerspruch — und Stäubchen, welche wir mit leisem Anhauch wegblasen möchten, haften gern nur desto unnahbarer in den Fugen, in die sie so gescheucht werden. Wer Stimmungen bekämpfen will, muss entweder — wenn er das Zeug dazu hat, durch mächtigere Interessen sie vergessen zu machen — sie ignoriren oder herzhaft auf sie eingehen, ihnen scheinbar beipflichten und dabei unmerklich den Umfang ihrer Herrschaft verengern, indem er ohne provocirende Verneinung die Geltung ihrer Aufstellungen einschränkt. Mit blossem Kitzeln forcirter Lachlust ist da nichts gethan — denn wer der Laune gegenübersteht, hat härtere Arbeit als Clärchen bei Egmont, der ja schon selber die Bereitwilligkeit mit bringt, „die düsteren Falten von der Stirn“ mit leisestem Streicheln sich wegwischen zu lassen.

Um so mehr aber bleibt der Erfolg all solcher Palliativmittel ein unsicherer, als es diesem wie allem andern Ungeziefer eigen ist, unversehens irgendwoher befruchtet, mit Blitzeschnelle sich zu vermehren und allen Fliegenklappen behende auszuweichen oder wenigstens vereinzelt vor deren Streichen sich zu verkriechen:

Tausend Mücken hatt' ich am Abend erschlagen —
Weckte mich Eine beim frühen Tagen.

Eine richtige Radicalcur kann auch hier nur von Innen heraus erfolgen: völlig und auf Nimmerwiederkehr lässt sich die Laune nur besiegen durch „die Freiheit der Kinder Gottes“ — d. h. durch jene allen Weltbanden enthobene Hochsinnigkeit, die zur Gelassenheit der Entsagung gelangt, indem sie alles eigene Leid sich selber weglächelt oder nach der Weise eines wahrhaft weltweisen Humors ein Uebel durch das andere zu Null verrechnet und es so für sich und Andere „schlechthin aus der Welt schafft“.

18. Das Dämonische und seine Zauberkunst.

Ein charakterographisches Clair-Obscur.

Wie weit Roetscher in seiner Abhandlung über das Dämonische das Dialektische herangezogen hat, ist mir nicht erinnerlich. *) Jedenfalls aber bin ich zu nachstehenden Resultaten auf andern — nämlich mehr empirischen als speculativen — Wegen gelangt, und das Realdialektische ist nicht hineingelegt oder untergeschoben, sondern hat sich mir als Beobachtungsergebniss von selber aufgedrängt, kaum so sehr von mir selber aus erkannt, wie infolge von Fingerzeigen, welche ich fremder Auffassung eigener Wahrnehmungen verdankte.

Soviel meinte ich vorausschicken zu müssen, um der Vermuthung vorzubeugen, es solle nur wieder einmal ein mitgebrachtes Princip nachträglich unter dem Scheine einer gewissen Induction mit constructiv zurechtgemachten Belegen künstlich aufgegiebelt werden.

Was unter die Betrachtung des unzerbrechlichen Eigensinns und des Banns der abwärts ziehenden Gewalten (der Verkommenheit) gehört, ist bereits im ersten Bande meiner „Beiträge zur Charakterologie“ gehörigen Orts vorgetragen. Aber das dort Gelieferte bedarf einer Ergänzung, zumal nach Seiten der Aussenwirkung der dämonischen Eigenthümlichkeit, welche ihr räthselhaftestes Wesen nicht sowol erkennbar als nur fühlbar macht in jenen Bestrickungen, für die der Volksmund sich seinen „kleinen Kobold“, der Dichtergenius vor allem die vielbesprochene Werbescene in Shakespeare's Richard III. geschaffen hat.

*) Eine Zusammenstellung Goethe'scher Aussprüche über das Dämonische, wie sie z. B. das Programm des Breslauer Magdaleneums für 1874 brachte, gewährte für die Specialbetrachtung, welche ich hier vorhabe, keinerlei Ausbeute.

Der energische Widerspruch, welchen letztere bei allen gradlinig nach logischer Schablone secirenden Seelenanatomien gefunden hat — man scheut sich in solchen Fällen ja nicht, lieber den grössten Charakterdichter abzuschulmeistern, als an der Zulänglichkeit selbstfabricirter Maassstäbe einen noch so leisen Zweifel aufkommen zu lassen, und ist mehr als rasch bei der Hand damit, schlankweg von „psychologischen Unmöglichkeiten“ zu sprechen, als ob je unmöglich heissen dürfte, was alle Tage in leibhaftigen Exempeln vorgeführt werden kann — also solch energischer Widerspruch würde sich wol alsbald etwas behutsamer abgedämpft haben, wenn man sich nur die Mühe hätte nehmen mögen, in Geschichte und Privatleben nach verwandten Erscheinungen ein wenig geschärfteren Blickes sich umzusehen. Denn auch in diesem Bereich ist das hier als das eigentlich charakteristische Merkmal durchschlagende Moment des Ineinander eines in Liebe sich umsetzenden Abscheus und einer sich in Hass rückwandelnden leidenschaftlich gearteten Sympathie keineswegs etwas so Unerhörtes, ja nicht einmal etwas so ganz absonderlich Seltenes, dass man sich nicht wundern müsste, dies Problem bisher verhältnissmässig so spärlich in Angriff genommen zu sehen.

Oder sollte nicht das in gewissem Sinne „Anziehende“ an den Gestalten einer Maria Stuart und Lucrezia Borgia in ganz analoger Weise hierauf zurückzuführen sein, wie der „zauberhafte“ Doppeleindruck gewisser weitbekannter Bühnen- und Operkünstlerinnen, deren keck herausfordernder Uebermuth ebenso unwiderstehlich die Herzen im Sturm erobert, wie die mit dieser fascinirenden „Gutmüthigkeit“ sich verbindende Grundsatzlosigkeit lockerster Lebensführung nicht blos die Pedanten einer offiziellen Moral, sondern jeden ernster angelegten Sinn von ethischem Gehalt kaum weniger entschieden zurückstösst? Und ist es zunächst nicht grade das Räthsel selber, welches die erste Anziehungskraft ausübt? — man will ihm erst einmal näher treten, um es desto genauer sich ansehen zu können — alle Koketterie, von der vulgärsten bis zur raffinirtesten, beruht ja auf einer mehr oder weniger bewussten

Anwendung dieses Gesetzes von der hohen Zaubermacht charakterischer Paradoxien — das Einfache wird bald langweilig — dauernde Beschäftigung garantirt nur der vielfach sich durchschlingende Aufbau eines labyrinthisch reich gegliederten Gemüths — und wo die Mannichfaltigkeit zur buntesten Kreuzung eines arabeskenhaften Durcheinanders sich verwirrt, der neckisch-pikante Contrast zum unlösbaeren Widerspruch sich steigert: da condensirt sich das Interesse auch aus der blos Langeweile vertreibenden Hingebung an eine harmlose Rösselsprungaufgabe zur sinnbethörenden Vertiefung in die Abgründe eines metaphysisch zerklüfteten Willenskerns.

Es ist ein unvergleichlicher Reiz, der mitten in dem aus spontaner Defensive entbrannten Kampfe zur Versöhnung der gegnerischen Sprödigkeit anlockt. Mag auch was vor uns steht nur die „spinöse“ Energie eines Pseudo-Römerthums sein: es dünkt doch der Mühe werth, Kraft und Klugheit an die Ueberwindung eines solchen leidlich selbstbewussten Trotzköpfchens zu setzen — es soll ja nur ein „Spiel“ sein — aber es ist ein gefährliches, weil dicht jenseits ein unwillkürlicher Ernst lauert, dessen Begränzung unsern Händen alsbald entgleitet; denn an der einen Stelle juckt uns der Kitzel der Eitelkeit, an einer andern mischt sich damit der *pruritus* echter Mitleidsvelleitäten. Diese stachelumpanzerter Amazonennatur scheint männlicher Hülfe gar nicht zu bedürfen — und ruft sie doch gleichzeitig an mit einem Appell an ritterliche Schonung der natürlichen Schwäche.

Weil aber hier das specifisch Unbewusste vielfach hineinspielt, so pflegt den Betheiligten selber das Verständniss dessen, was in ihnen vorgeht, erst spät — ja meistens: zu spät! — aufzugehen an der haarscharfen Analyse, wie nur ein objectiver Zuschauer von geübtem Prüfungsblick sie zu geben vermag. Das Dämonische versteht keiner, solange er selbst unter dessen Banne steht — erst ein Nach-denken darüber, wie man ihm zum Raube fiel, verspricht ein nachträgliches Ergründen. Erst wer den Fesseln entronnen, kann sich darauf besinnen, wie es zuging, dass er unvermerkt — und allerdings

immer nur in beschränktem Sinne — allmählich „liebgewann“, was sein ihm im Grunde Antipathisches auch hernach keinen Augenblick verleugnet. Denn man beachte wohl: zum Heiraten bringt Richard seinen bis zur Schnödigkeit spröden Widerpart, nicht zu jener widerstandslosen Liebe, welche nur auf dem Boden ungebrochener und ungetheilter Sympathie erwächst. Der blinde Amor ist's, nicht der sehende, der hier sein — man mag wol sagen — tolles Wesen treibt: recht eigentlich die *amentia amantium*. — Darum schweigt auch keinen Augenblick völlig das mitschwingende Widerstreben — und ob auch das sonst geübte Auge sich blenden lasse von dem Schein einer echt heldenhaften Grossheit der Selbstüberwindung und ob das betrogene Urtheil auch für opferfähige Selbstverleugnung nehme, was nur in Trotz sich umdrehende Selbstbehauptung ist: ganz in Schlummer lullen lässt sich der in der Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks einmal geweckte Zweifel doch nicht mehr — — und so trägt, was so an Vereinigung zu Stande kommt, einen bewussten Keim späteren Zerfalls von Anfang an in sich — und vergebens grübelt unter dem Zwange realgewordener Beziehungen hinterdrein die wieder zu relativer Besinnungsfreiheit gelangte Vernunft darüber nach, ob und wie es gelingen möge, den Todeswurm zu exstirpiren, der sich einschleichen durfte, noch ehe die Blüte zur Befruchtung gedieh.

Aber das Gemüth kam nicht blos zu kurz bei Wahrung seiner Ansprüche — es erweist sich auch ohnmächtig in dem Bemühen, den Schaden auszuflicken, der ihm in seiner Unschuld zugefügt ward von der „Rücksichtslosigkeit“ eines zeitweilig nur die Eine Richtung seines Doppeldranges verfolgenden, in sich selber zwiespältig entzweiten Willens.

Das ist ja eine der frühest erkannten Antinomien des Gemüths, dass das menschliche Herz sei ein trotzig und verzagtes Ding, und der Trotz vielleicht eben da vorbricht, wo man meint, dem Verzagtsein beispringen zu sollen; wie umgekehrt zuweilen nicht weniger plötzlich Verzagtheit — vollends im Scheingewande der Demuth — zu erbarmungsvoller Hülfe

einlädt, wo soeben noch harte Abkehr alle Motive des Mitleids schien ersticken zu wollen.

Wo nun aber gar eine Doppelheit der ändern begegnet, da kann es nicht ausbleiben, dass in voller Wechselwirkung das Wesen des Dämonischen um so reiner heraustritt, zumal jene sexuelle Individual-Polarität, welche das Thema der Metaphysik der Geschlechtsliebe ausmacht, hier eine ihrer eindrucksvollsten Machtbethätigungen entfalten kann.

Jede Liebe ist ja an sich schon ein Ineinander von Selbstbehauptung und Selbstverleugnung und kann demgemäss diese ihre realdialektische Natur um so ausgeprägter offenbaren, je schärfer die Reagentien sind, mit welchen die beiden Seiten dieser Polarität in Berührung gebracht werden. Nun aber gibt es kein denkbares Verhältniss, welches die Selbstbehauptung energischer in Action versetzt, als wie attackirender Trotz („Trutz“), noch irgend etwas Anderes, was die Hingebung der Selbstverleugnung mehr zu sich herüberzieht, als hülflose Bedürftigkeit auf seiten des Andern.

Diese Reciprocität der Anregung wird dann von selber zu gegenseitiger — kreuzweise auf einander einwirkender — Steigerung der Factoren — und die Leidenschaftlichkeit des so actualisirten Begehrens wächst in demselben Maasse als sich dem — zuerst allein empfundenen — Repulsiv-Moment ein grade in seiner anfänglichen Heimlichkeit desto unheimlicheres Attractiv-Verlangen beimischt. Eine derartige Verschmelzung vollzieht sich aber um so leichter vermöge eines täuschenden Doppelsinns des Besitzenwollens. Nach solchem trachtet ja die Liebe, um sich am Besitz des wohlgefälligen Gegenstandes zu erlaben — aber auch der Trutzes-Kampf hat es auf eine *occupatio* abgesehen, sofern sein Streben darauf gerichtet ist, den Gegenpart „in seine Gewalt zu bringen“, um so in der Vollherrschaft über denselben die Besiegung des Widerständigen zu feiern.

Diese einfache Analyse der in Betracht kommenden Elemente schliesst darum denn auch schon die Begreiflichkeit des unausbleiblichen Umschlagens in sich — denn es braucht im

Fortbestande des labilen Gleichgewichts ja nur eine winzige Störung einzutreten, um sofort den Ausschlag nach der entgegengesetzten Seite zu bewirken und damit dem antipathischen Moment ein eben so entschiedenes Uebergewicht zu verschaffen, wie zeitweilig die sympathische Attraction gewonnen hatte.

Welche Keimfülle tragischer Situationen auf so durchfurchtem Boden ausgestreut ist, leuchtet ebenso von selber ein, wie dass die einfach gradlinigen Naturen eines Erlebens dieser Art von Tragik noch weniger als jeder andern können gewürdigt sein — und weil es hierbei erst recht heisst, dass „alle-mal zwei dazu gehören“, so müssen die Erfahrungsbelege ergeben, dass so etwas überhaupt nur vorkommt, wo beiderseits realdialektische Correlativität sich ineinanderfügt, mag gleich dem Intensitätsgrade wie der specifischen — insbesondere auch ethischen — Qualität nach eine grosse Differenz bestehen.

Sehen wir hierauf die Werbescene in Richard III. an, so wird sich das vollauf bestätigen.

Die Lady Anna steht doch wahrlich nicht vor uns als ein Urbild sanft duldender Weiblichkeit. Im Gegentheil: sie sprudelt ein so reichliches Quantum Megärennatur von unzweifelhafter Echtheit hervor, dass sie ihrem Widersacher darin verwandt genug erscheint.

Allerdings bleibt unleugbar ein ungewöhnliches Maass poetischer Lizenz anzuerkennen bei der gewaltig kühnen perspectivischen Verkürzung in der Zeichnung des psychologischen Hergangs.*) Aber dass Shakespeare es gradezu liebt (— wie u. A. ja auch bei dem Wahnsinn Opheliens —) etwas zu rathen aufzugeben, dass er sich von dem Geheimniss des Langweiliger-werdens, das ja nach Voltaire darin besteht, alles zu sagen, so weit entfernt, um gelegentlich in seiner „Motivirung“ selbst den Schein des Sprunghaften nicht zu vermeiden: das alles ist

*) So sehen wir in „Blätter f. liter. Unterh.“ 1873 Nr. 35 Rud. Gottschall die Auffassung Genée's billigen, nach welcher hier (nur?) eine Extravaganz in Benutzung der sonst nicht blos gestatteten, sondern sogar geforderten poetischen „Abbreviatur“ vorliege.

in meinen Augen nicht ein Fehler, sondern ein dem Genie unbestreitbares Vorrecht — mag doch, wer Zuschauer und nicht bloß Dreingaffer sein will, von sich aus das Nichtausgesprochene intuitiv ergänzen — jeder Künstler verlangt ja vom Geniessenden etwas Aehnliches — denn kein „fruchtbarer Moment“ läßt sich verstehen im Reichthum seiner „Beziehungen“, wofern nicht, wer das Kunstwerk „betrachtet“ (ein Synonymon, das an sich schon längere Zeitdauer, wie sie zu jederlei Vertiefung erforderlich ist, in sich schliesst, im Unterschied vom blossen „Ansehen“, das ganz momentan sein kann) *ex suo* hinzuthut, was der Künstler nicht gehalten sein kann, ihm *explicite* — nach einem vulgären Ausdruck — „unter die Nase zu reiben“.

Nun aber horche man nur einmal achtsamen Ohres hin, ob aus der „gemeinen“ Heftigkeit in der Scheltefluth der Anna nicht bereits etwas heraustönt, was die spätere „Gemeinheit“ in der Bereitwilligkeit, dem vor ihr stehenden missgestalteten psychischen und leiblichen Ungethüm sich zu unterwerfen, schon zum voraus ankündigt oder wenigstens doch hinlänglich auf diese vorbereitet!

Sogar zu gewissen conventionellen Regeln der Aesthetik stimmt diese Deutung aufs beste, weil sie ja beträchtlich herabmindert, was sonst an Mitleid für eine arme Bethörte oder einseitig dämonisch Gebannte aufkommen müsste. Unsere Auffassung wahrt doch auch soviel von der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, als zusammenfällt mit einer ausreichenden Motivirung des vor unsern Augen angesäten, aufkeimenden und eingeheimsten Leidens. Wir wissen zum voraus: lang kann er nicht vorhalten, der Zauber dieser in *cupido amoris* umgesetzten *cupiditas ulciscendi*; und wie Richard (A. I Sc. 2) gleich selber sagt:

I'll have her — but I will not keep her long,

so bekennt sie ja selber zu wiederholtenmalen (noch zuletzt als Geist), niemals an seiner Seite einer ruhigen Stunde froh geworden zu sein.

Worauf es ankam, war: Vertrauen zu erschleichen, Zuversicht ihr abzulisten — und wo für solches die genügen-

den Garantien auch nur scheinen gegeben zu sein, da ist damit schon der Motivirung des dämonischen Erfolgs genuggethan. Dass aber starker Wille überall festere Bürgschaft zu gewähren scheint, als blos guter — das ist eins der letzten Mysterien in diesem mysterienreichen Willenswirken. Schon der Uebergewalt der individuellen Willensmacht Richard's III. als solcher wohnt für die Empfindung des Weibes ein fascinirendes Etwas bei — da wird nicht mehr gefragt nach dem Inhalte, sondern nur noch nach der Grösse des Willens — und ein Bewusstsein hierum drückt sich aus in der triumphirenden Hohnfrage:

Was ever woman in this humour woo'd?

Was ever woman in this humour won?

Wenn aber darin der Anspruch auf Unvergleichlichkeit der erreichten Wirkung sich kundgeben will, so ist das als Ueberhebung zurückzuweisen, und auf diese beiden so selbstgefällig stolzen Fragen vielmehr in aller Gelassenheit zu antworten: Ja wohl! — nämlich der Sache nach, sooft die gleichen Bedingungen einander gegenüberstanden und auf Grund dessen zwischen zwei Unglückskindern die dämonischen Mächte ihr Wesen treiben konnten — denn auch die „Specialität“ des Dämonischen erweitert sich zur *species* (*des espèces*) der Dämonie, als welche in ihrer allgemeinen Begrifflichkeit die wissenschaftlichen Versuche zu ihrer Fixirung in einer „Dämonik“ erst möglich machte.

Erweitern wir nämlich diese *species* zum *genus*, so finden wir uns inmitten einer Centralsphäre des realdialektischen Begriffskreises. Dass das Identische sich zu entgegengesetzter Wirkung differenzire, ist ja das Urmerkmal des Realdialektischen — und dieses kann nirgends anschaulicher, man möchte sagen: handgreiflicher, in die Erscheinung treten, wie am Dämonischen. Denn es ist das Nämliche, und nicht etwa in verschiedenen, sondern in den nämlichen Beziehungen, was von dem nämlichen Subject und in strictester Simultaneität — nicht etwa in noch so rascher zeitlicher Alternation — als ein *agens* von contradictorischen Functionen percipirt wird. Das Be-

drohende wird als solches unmittelbar zugleich als ein zum Schutz geeignetes empfunden — und was in seinem aggressiven Gebaren die ganze starre Wehrkraft der Ichdefensive wider sich aufruft, schmeichelt sich mit gleicher Unwiderstehlichkeit ein in die ritterliche Hülfbereitheit eines erweichten Herzens. Wie die *anima demississima* aus ihrer tiefsten, scheinbar spannkraftlosesten *tristitia* plötzlich aufschnellt zur Vehemenz einer energischen Lustgier: so zerschmilzt vor dem Zauberstrahl des Dämonischen umgekehrt die stachelichtste Schroffheit trotziger Abkehr zu den sanftesten — ob auch in ihrer Intensität um nichts abgeschwächten — Formen der Hingebung.

Weil es sich hier gar nicht um die Allmählichkeit eines Werdens und Entwickelns, sondern nur um das Hervortreten der Kehrseite eines in sich widersprechend Seienden handelt, so würde es gradezu ein plumper Fehler des Dichters gewesen sein, wenn er die Metamorphose anders als in der absoluten Plötzlichkeit des Nu hätte darstellen wollen. Berechtigt die dichterische Zeitlosigkeit selbst da zu wunderähnlichen Condensirungen, wo ein Hergang sich unverkennbar in bestimmte Zeittheile zerlegen muss, so würde es direct zur Verkehrtheit, da eine Aufeinanderfolge von Evolutionsmomenten aufzeigen zu wollen, wo die Natur der Sache jedes discrete Zerlegen ausschliesst, weil die absolute Identität solches nicht duldet und selbst für die subjective Auffassung nur widerstrebend soweit zulässt, als diese der Succession niemals ganz sich ent schlagen kann.

Was an solchen Dingen zeitlich ist, ist ja überhaupt nur das, was am und fürs Bewusstsein vor sich geht — nicht blos des Zuschauers, sondern auch des betheiligten Subjects selber. Fürs Metaphysische als solches gibt es ja gar kein Nacheinander — selbst der Wechsel der Beziehungen bewegt sich ja ganz im blos Phänomenalen — der damit bedingte Effect steht unter dem allgemeinen Gesetz der „Zeit der Veränderung“. Demgemäss ist das einzige Expositive und Explicable an dieser Scene das Bemühen Gloster's, glaublich zu machen, dass all sein bisheriges Thun ausschliesslich im Dienst der jetzt be-

kannten Liebe gestanden habe, und es kommt nur darauf an, diesen Zündfaden sozusagen ins Innerste der Anna hineinzuführen: dann kann eine Explosion in dem Augenblick nicht ausbleiben, wo der Contact der beizubringenden Ueberzeugung mit dem Wollen Anna's erfolgt. Was Zeit erfordert, ist nur das Durchbohren dieser Hülle — solange dieses andauert, nehmen wir nichts davon wahr, dass Richard sich seinem Ziele nähere — nichts von allmählichem Schwachwerden, nichts von stufenweisem Erliegen — sondern schlechthin auf einmal ist Alles entschieden mit dem kurzen Worte

I would, I knew thy heart —

das*) befasst die ganze „Peripetie“ in sich, d. h. von da an hat alles Sträuben ein Ende — das Fluchen und Schimpfen ist verstummt; denn der eben noch für den Feindseligsten der Feindseligen angesehen wurde, steht jetzt — nicht als ein wesentlich anderer aber — „in einem völlig neuen Lichte“ da

*) Nicht etwa, wie man meinen könnte, das Fallenlassen des wider Richard gezückten Schwertes — denn damit markirt sich nur erst negativ, dass der Widerstand gebrochen, die Schale gesprengt — aber noch nicht die Berührung behufs positiven Effects bereits eingetreten ist — das zeigt sich an dem Fortbestehen des Schwankens, wie es nach den schon siegesgewissen Worten Richard's: *bid me kill myself, and I will do it* das *I have already* ausdrückt — diese letzte Reaction sich aufraffenden Widerstandes vor der Capitulation; denn das spätere:

I fear me, both are false

und was sonst noch fast mehr als Ziererei, denn als ernstgemeintes Sträuben sich ausnehmen könnte (wie zuletzt noch das in scheinbare Passivität sich zurückziehende: *to take, is not to give!*): das alles dient ja nur dem realdialektischen Zwecke, den Zuschauer nicht verkennen oder vergessen zu lassen, wie auch nach dem Umschlage die innern Widersprüche in ihrem Vollbestande fortdauern und mit nichten — wie's die glatten Logiker anzunehmen pflegen — eine Ausgleichung (Neutralisation) der negativen Factoren eingetreten sei. Die obige Auffassung findet ja obendrein ihre Erhärtung in dem Selbstgeständniss der Anna Act IV Sc. 1:

*Even in so short a space my woman's heart
Grossly grew captive to his honey words.*

vor den Augen dieser im Grunde nach einem dienstbaren Werkzeuge sich umsehenden Egoistenseele. Was sie in dem zu Grabe Getragenen verloren, ist mit der Gewähr überreichlichen Ersatzes vor ihr aufgetaucht in der Gestalt dieses an Leib und Seele gleich sehr vom Gewöhnlichen abweichenden, durch und durch irregulären Gloster, dessen extravagante Missgestalt des Charakters wie der Körperlichkeit einen entsprechend ausserordentlichen Fonds der Befriedigungsfähigkeit für all die eigenen verschwiegensten Bedürfnisse nicht minder exorbitanter Art zu verbürgen scheint.

So haben die correlativen Seelen „endlich“ sich gefunden, und nur das Finden hatte ihnen die Zeit lang gemacht, weil und während ihre Zusammengehörigkeit an der metaphysischen Ewigkeit des *Nunc stans* participirte — aber nach der so scharfkantig markirten Besonderheit ihrer beiderseitigen Individualitäten kann dies Ergebniss selber selbstverständlich nur zu eitel Unsegen sich vollziehen.

Wenn aber der Dramatiker auch die tychische Gestaltung der „Handlung“ und der damit sich complicirenden „Schicksale“ aus dem innersten Sein und Wesen der gegebenen Dinge und ihrer Relationen herauszuarbeiten hat, so kann es nicht fehlen, dass der Meister darin sich und dieser „Natur der Dinge“ getreu bleibt — also in dem hier gegebenen Falle das Realdialektische auch in die ästhetische Ausformung hereinnimmt. Diese aber kann dann adäquaterweise keine andere als die einer hochhumoristischen Ironie sein — wie solche in der That vorliegt in der grotesken Anhäufung unwillkürlicher Selbstverfluchungen, wie sie hier in dichtestem Geschwader über die Lippen der Lady gehen, weil alles, was sie wider den verhassten Unhold schleudert, auf sie zurückfällt, sobald sie ihr Geschick dem seinen verkettet; wie aber diese sich in aller Buchstäblichkeit erfüllt, erfahren wir ja noch zum Ueberfluss hernach aus ihrem eigenen Munde (Act IV Sc. 1)

And prov'd the subject of mine own soul's curse.

Und wohl mag man sich fragen, ob damit nicht ein weiterer,

die Charakteristik des Dämonischen integrierender Zug beigetragen sei.

Der relativ naiven Unbewusstheit des Weibes aber tritt die Vollbewusstheit des Mannes an die Seite im Monologe Richard's: da erhebt sich die ahnende Dämmerung unfreiwillig wider das eigene Ich beschworener Sarkasmen in die grelle Tageshelle nihilistischer Beleuchtung. Wie wir das so oft bei Shakespeare haben, wird der Acteur auch hier selber sein eigener Chor — und als solcher ruft Richard gleich zum voraus (schon Act I Sc. 2) über das Geschehene das prägnante, den ganzen Inbegriff der Realdialektik in Einem offenbarende Wort aus:

all the world to nothing!

dessen scheinbare Vieldeutigkeit hinwiederum nur dem realdialektischen Verständnisse seinen vollen und unzweifelhaften Sinn erschliessen konnte.

Nachtrag. Seitdem obige Abhandlung geschrieben wurde, fand ich im Lehmann'schen „Magazin für die Literatur des Auslandes“ eine Besprechung von V. Sardou's *La Haine*, nach welcher dieser Dramatiker genau dasselbe Problem in einer obige Darlegung durchweg bestätigenden Weise behandelt hätte und aus Frauenmunde auf die Frage nach der psychologischen Möglichkeit, resp. Richtigkeit solchen Umschlagens die Antwort ergangen wäre: „Ja, aber der Mann muss danach sein und es gehört etwas Zeit dazu.“ Dagegen das schlechthin Momentane derartiger Vorgänge weiss die Romantik nicht anders zu motiviren, als durch übernatürliche Einwirkungen — das ist ja die Bedeutung des Liebestranks in Tristan und Isolde. Und dennoch wagt der Dichter selbst hier ein Stück immanenter Psychologie zu bieten, indem ja der Isolde eben in dem Augenblick das Schwert entsinkt, wo sie den Verlobten zu rächen hat an dem Fremdling — ein Act so völlig spontanen Liebesursprungs, dass wir uns wol berechtigt halten dürfen, ihn der vorliegenden Exemplification noch anzureihen.

19. Die Entwicklung des Medeatypus und verwandte Entartungsprocesse.

Ein charakterographisches Nachtstück.

Wenige Erscheinungen des charakterologischen Entwicklungslebens geben scheinbar so nachdrückliche Einwendungen gegen die Behauptung der Unveränderlichkeit des individuellen Grundwesens an die Hand, wie das Medea-Phänomen, welches ja zugleich — und vermuthlich aus einem ähnlichen Grunde — die Dichter der verschiedensten Zeiten und Völker zur Behandlung angeregt hat.

Aber ebenso sehr prägt sich an ihm mit seltener Schärfe das Realdialektische der Menschennatur und ihrer sittlichen Momente aus — denn nicht leicht anderswo zeigt sich so augenscheinlich, ja handgreiflich, wie Böses ein gewisses Gutes zur Voraussetzung seiner selbst hat — was andererseits ja eben den sonst unbegreiflichen Umschlag in, äusserlich angesehen, polarische Gegensätze erst begreiflich macht. Wie Hass und Liebe aus einer Wurzel spriessen können und wie die dämonische Leidenschaftlichkeit, in welcher wir das wesentlich Ungezügelterte zu vermuthen gewohnt sind, selber ein Hebel werden kann, mittels dessen andere Strebungen des innersten Willens in eine Art von Selbstzucht genommen werden, wie der schroffe Stolz selber sich in Würdelosigkeit stürzt und das eigene — vermeintlich selbst- und freigewählte — Ideal in ein fanatisch verfolgtes Hohlspiegelphantom hetzender und gehetzter Gewissensangst sich verwandelt: das alles gibt eine so wechselreiche Anschauungsfülle antinomischer Aeusserungsformen, dass schon darum dieser Gegenstand vollen Anspruch darauf hat, in eine charakterographische Themenreihe aufgenommen zu werden.

Der düstere Wurzelstock, welchem dieser oft so unheimlich farbenprunkende Giftbaum entwächst, ist jene verhaltene Feindseligkeit, welche schon früh an ihrem Vertrauen Schaden

genommen und im eigenen Busen, wo statt getragener Kraft nur aufwallender Trotz wohnt, keinen festen Halt zu finden vermag. Und doch wühlt in dem nämlichen Mutterschoosse wider diese Keime einer böartigen Selbstsucht das ganze Gewimmel liebebedürftiger Regungen. „Velleität“ ist im Guten wie Schlimmen der Stempel einer so gearteten Natur — und da auch diese gar vielgradig sein kann in ihrer Energiebethätigung, so ist hiermit zugleich die Erklärung gegeben, warum wol kaum eine andere Charaktergattung so leicht sich und andere über ihr Wesen täuscht, wie diese; ohne dass man doch sagen könnte, das werde durch eigentliche Verstellung erreicht — verschlossen ist sie, aber um zu heucheln schon zu hochmüthig.

Dennoch lässt sie — an sich ein so sprödes Erz! — vom Lohen der Leidenschaft so weich sich durchglühen, dass sie das Bild demüthiger Unterwürfigkeit, ja unterwürfiger Demuth gewährt und nichts zu begehren scheint, als das Recht einer völlig selbstlosen Hingebung. Gebannt unter die Uebermacht eines lange abgewiesenen Incubus, stellt sie in der Freiheit der Selbstentäusserung das eigene Wollen in den Sklavendienst einer freiwilligen Knechtschaft unter dem magischen Zauber scheinbarer Selbstvergessenheit — so wenig mehr ihrer innersten Ichsucht bewusst, dass sie allem Anspruch auf Ausschliesslichkeit abschwört — um jeden Preis dem erstrebten Ziele zutrachtet und in der absoluten Abhängigkeit eines Haremplatzes sich so wohl geborgen wähnt, wie in der Souverainetät fürstlicher Herrschmacht. Losgebunden von allen sie hemmenden Beziehungen, opfert sie skrupellos mehr als einen Apsyrtus — — um dereinst in noch wilderer Entfesselung einer beliebigen Glauke-Kreusa gegenüber auf altverwirkte Rechte zu pochen, wie wenn des Eros Macht ihr nimmer auch nur den kleinsten Finger gestreift hätte.

Diese Wesensdoppelheit gibt ihr ja eben den Anhauch tragischer Weihe — selbst da noch, wo der Zuschauer zweifelnd fragt, ob einem ursprünglich Edlen ein Gemeines sich gesellt oder ein von Hause aus Gemeines mit gleissnerischem

Goldfirniss sich überkleidet. Entscheidende Antwort zu geben vermag hierauf nur der Erfolg weiterer Beobachtung.

Aber grade in der Unbedingtheit des leidenschaftlichen Selbstaufgebens verräth sich dessen Affectnatur, die nie das volle Ich einsetzt, sondern dies zu einer eben so absoluten Selbstbehauptung zurückbehält und eigentlich nichts daran gibt als die schrankenlose Wollung des Augenblicks. Das verräth sich nicht blos in den Resignations-Anwandlungen eines an sich und seinem Rechte irrewerdenden Sentiments, sondern vor allem in der Abhängigkeit vom jenseitigen Verhalten. Hier ist ja der Punkt, wo der Keim der eigentlichen Eifersucht schlummert. Gierig nach fremder Anerkennung — denn in der will ja das Ich etwas gelten, *quoad valorem!* — aber nicht bescheiden genug, um nach dieser die Selbstschätzung einzurichten, verlangt sie dieselbe als niemals vorzuenthaltenden Tribut und nimmt die leiseste Versagung als unmittelbare Rechtsschädigung auf — und das so erzeugte Gefühl potenzirt sich in Selbstverdoppelung, wo der Andere Dritten zuwendet, was man für sich selber voll und abzugslos meinte einfordern nicht blos, nein auch eintreiben zu dürfen.

Dann setzt sich in ihrer Selbstmultiplication die negative Empfindung um in die positive des neidischen Hasses — und damit ist die Reihe der Bedingungen gesetzt für all die Greuelthaten, deren sich die dieser Gravitation verfallende Natur im Verlauf des Entartungsprocesses fähig erweist.

Vermöge ihres tyrannischen Superioritätsgelüstes unterliegt sie dem Urlaster aller despotischen Naturen: dem sinnlosesten Misstrauens, und damit einem unübersehbaren Geschwader selbstquälerischer Wahnvorstellungen.

Daran aber knüpft sich als nächstes Charakteristikum eine ebenso bodenlose Undankbarkeit, weil die Vorstellung irgendwelchen Verpflichtetseins der nach schrankenloser Independence tendirenden Selbstgerechtigkeit bald unerträglich werden muss.

Damit verstärkt sich von selber die polarische Repulsion, und so erfolgt in unausbleiblicher Wechselwirkung das Wachsen der gegenseitigen Entfremdung.

Innerlich am feindseligsten gestimmt gegen alles, wodurch sie selber verdunkelt werden könnte, muss eine solche Natur bald zur gebornen Feindin alles Höheren und Edleren werden — und dazu ist es nur die Kehrseite, wenn sie ebenso ausschliesslich ihre Verbündeten sucht im Reich des Plebejischen und Entadelten.

Und selbst wenn auf Augenblicke in solche Seele die Einsicht einer gewissen Demuth einkehrt: das Aequivalent geistiger Ebenbürtigkeit nicht bieten zu können, so wird auch das alsbald sich wieder umsetzen in hassglühenden Neid wider alle, denen das eher würde gelungen sein. Selbst aller Unschuld bar und ledig, findet sie Ruhe nur in der Zerstörung des Glaubens an Herzensreine und Herzensschöne überhaupt.

In unmittelbarer Erweiterung aber wird dies Frauengefühl seine Wirkungen hinauserstrecken in die Stellung als Mutter, eigene wie fremde. Eher noch versöhnt sich ein weiblich Herz mit dem Zugeständniss eigener Unzulänglichkeit, als mit der unabweisbaren Einsicht, dass diese ihre Abspiegelung gefunden in der seelischen Verkrüppelung des selbstgeborenen Nachwuchses — dann bedarf es nur noch des Hinzutritts eines ~~novercalen~~ Verhältnisses, um die aus allerältesten Sagen längst verrufenen schlimmsten Fibern der Frauenbrust krampfhaft anzuspannen. — Dann ist es, dass die Verleumdung selber sich Lügen straft: denn sie baut ihren Racheplan auf eben das Vatergefühl, dessen Existenz sie verdächtigt oder gar bestreitet.

Dass aber solche Drachensaat üppig aufwuchere, dafür sorgt denn schon Vater Teufel mit Entsendung seiner am meisten satanisch zuraunenden Schwestern Hexen. Da jubelt innerlich das diabolische Triumphiren ob der abwärts dem Abgrund zurollenden Familiengesammtheit — und wer dem in die Speichen greift, wühlt alle Furien beleidigten Dünkels wider sich auf.

Je klarer sie sich der Schranken des eigenen Wesens bewusst wird, desto weniger gönnt sie, anderswo Verständniss und Anlehnung zu suchen, die sie selber nicht zu gewähren

vermag; was in ihrer Brust keinem Widerhall begegnet, darf auch draussen keinen Anklang finden — darum mag es lieber mit zerrissenen Melodien und zerstörten Harmonien nach aussen dringen! Selber unfähig, eine Ermuthigung zu bereiten, verwehrt sie auch der von anderer Seite herkommenden Zutritt, geflissentlich bemüht, Alles hämischen Sinnes herabzusetzen, was einem gebeugten Geiste zur Erquickung werden könnte — selber von aller Kunst der Pflege verlassen, weist sie es doch schnöde als einen Eingriff in ihre Rechte zurück, wenn fremde Liebe in dem Amte sie ablösen möchte, welchem sie selber nicht gewachsen; denn freilich ihr selber kann aus solcher Stellvertretung nur Beschämendes erwachsen, und das ist von allen Giftkräutern ihrem selbstgerechten Dünkel das bitterste. Sie weiss gar wohl, wie jede Labe, aus fremder Hand dargereicht, den Abstand innerlich Getrennter nur noch fühlbarer macht. — Und das eigentlich Teufliche uninteressirter Schadenlust offenbart sich dann weiter darin, dass sie all dergleichen auch dann noch zu hintertreiben bestrebt ist, wenn sie für sich selber auf jeden Gedanken an Wiedervereinigung längst schon verzichtet hat.

Wo aber einmal alle Bedingungen solch unausgesetzter Wechselsteigerung beiderseitiger Abkehrmomente sich zusammengefunden, da zieht beim weiblichen Part die Unversöhnlichkeit ihre üppigste Nahrung auch noch aus jener natürlichen Voreingenommenheit der Umgebung, welche der scheinbar schwächeren Seite ebensoviel spontane Sympathie entgegenbringt, als sie aus dem Ton schrofferer Abwehr nur das Harte, nicht das Berechtigte verletzter Ehre und Würde herauszuhören pflegt. Eine so von aussenher gekräftigte Verstocktheit des Eigensinns und der Erbitterung passirt aber bald in unmerklichen Uebergängen die Grenze, wo sie sich gradezu zur „fixen Idee“ verhärtet und fortan jedem Zuspruch taub bleibt, bis auf den aufhetzender Pseudo-Theilnahme.

Innerlich zügellosen Naturen ist ja nichts widerstrebender als die Strenge eines Rechts- und Ordnungssinnes, der alles Andere eher erträgt, als das absolut Regellose der momentanen Laune

und ihres Beliebens. Dieser aber dünkt jede Kreuzung ihres Strebens schon ein schier unsühnbares Unrecht — und aller Würde vergessend, entäussert sie sich alten Stolzes so weit, auch unwürdigste Bundesgenossenschaft nicht zu verschmähen — um nur den Selbstwahn des Niemalsunrechthabens irgendwie aufrecht erhalten zu können.

In ihren Entschlüssen sich überstürzend, von Aufwallungen und Eingebungen des Augenblicks bestimmt, Gefahren malend, wo keine vorhanden, und die Augen verschliessend gegen alle Beweggründe unwillkommener Abmahnung: so treibt die hier gezeichnete Leidenschaftlichkeit sich und Andere dem Verderben zu! Jedes sichern Disponirens sich entschlagend, bringt sie sich selber um jede Befriedigung eines regulirten Wirkens — trotz auf das quantitative Maass ihrer Leistungen, ohne je eine Ausstellung an deren qualitativem Werthe zu ertragen — klagt, ohne je bei sich selber die kleinste Verschuldung zuzugestehen, über Undankbarkeit und Mangel an billiger Beurtheilung — nicht ahnend, welch hohen Grad von Nachsicht man ihr stündlich muss angedeihen lassen. Als Ungunst des Geschicks sieht sie es an, dass Anderen bei ruhigerer Besonnenheit mit ungleich geringerem Kraftaufwand so ungleich viel mehr gelingt — und solch vermeintliche Ungunst resonirt im Gemüthe als Missgunst, um endlich in schrankenloser Schmähsucht zu reagiren gegen jedes Lob fremder Tüchtigkeit.

Anstatt aber vor der zunehmenden Einsicht der Jahre zu weichen, verschlimmern sich diese Eigenschaften, je mehr das Herz von seiner jugendlichen Elasticität einbüsst. Anfangs verzagend, wo die gehoffte — und im Stillen trotzig genug verlangte — Belobigung ausbleibt, nimmt diese böse Empfindlichkeit ihren Weg durch das Zwischenstadium der Verbitterung zur Endstation ihrerseitiger Anschuldigungen. Solange sie sich noch nicht ganz verblendet gegen das Gewissenslicht, welches zeigt, wie die Kraft den übernommenen Verpflichtungen nicht genugthun kann, waltet ein trübseliger Missmuth vor — wenn aber erst die instinctive Abneigung sich wider alle Zeugen der eigenen Unzulänglichkeit gekehrt hat, dann ist auch jener hämische *livor* nicht mehr

fern, welcher selbst die Todten in ihrer Gruft ihres Ruhmes möchte entkleiden können — und endlich lässt die hässlichste aller Weiberleidenschaften: die wuthgestachelte gemeine Eifersucht, ihren Geifer in ungehemmten Ergüssen ausströmen.

Ein in seiner Entschiedenheit mehr klares als wahres und gründliches Urtheil fördert die energischen Schritte solcher Weiber. In der Frühreife der Oberflächlichkeit grossstädtischer Treibhauscultur bald mit allem fertig, emancipirten sie sich von jeder Autorität und damit von Allem, was der weiblichen Haltlosigkeit Zaum und Zügel anlegt, — und vorzeitig vom Leben auf die Defensive gestellt, vermitteln sie sich selbst ihre Herzensangelegenheiten auf dem Wege der Allianzen im Kampf ums Dasein.

Aber jeder Querstrich durch die Linien ihrer oft so kurz-sichtig angelegten Lebensstrategie wird von solcher Natur als eine die eigene Verantwortlichkeit eliminirende *major vis* angesehen — und in feigem Trotze steckt sie sich hinter das: „darauf war nicht gerechnet“ — und sogar alles was sich schwerer erweist, als die gefällige Phantasie es sich zum voraus vorgestellt, soll ihr zu solchem Dispensatorium herhalten — weil sie in falsch verstandener Autonomie eingegangene Verbindlichkeiten niemals als unbedingte gelten lässt, was freilich mit tieferer Corruption eines frühzeitig verschobenen Rechtsgefühls in Zusammenhang stehen kann — jedenfalls aber bald zum Bilde einer von allen Skrupeln Emancipirten führt. Was jedem Nüchternen als ein Unentrinnbares vor Augen stand: ihren capriciösen Einbildungen erscheint es als ein willkürstrotzender Druck eines durch und durch ungerecht zugetheilten Looses. — Darum gelten ihr in dem dawider aufzunehmenden Kampfe alle Mittel für recht, natürlich also auch vergiftete Geschosse.

Ueberdies ist ja aber erfahrungsmässig nichts unbeugsamer als jene Selbstgefälligkeit, welche jeder Belehrung und Berathung meint entrathen zu können, während das nachträgliche Gemüth in hohen Vorräthen zu Hassensstoff aufspeicherte, was bei jedem Andern der Tag wegspült, wie er es angeschwemmt hat.

Vereinbar ist das Alles ja mit jenem kalten Enthusiasmus eines nach vereinzelt abstrakten Richtungen lebhaften Pflichtgefühls, welcher zwar die Herzen nicht durchwärmt, aber sich überall Achtung erzwingt — und solche selbst dann noch sich zu bewahren weiss, wenn seine eigensten Triebfedern innerlich schon längst erlahmt sind. Wie im aufgezogenen Mechanismus nehmen in rastloser Vielgeschäftigkeit die Obliegenheiten je des allernächsten Augenblicks ihren Ablauf, ohne je von weitschauender Umsicht oder auch nur planvoller Einheitlichkeit umspannt und zusammengehalten zu werden. In schnöder Ausschliesslichkeit wird jede Anlehnung an fremde Normen verschmäht — und zu dem Behuf diese selber nach Kräften geschmäht — persönliche Kränkung gewittert in allem, was auch nur scheinbar den Strebungen solcher Selbstgenugsamkeit zuwiderläuft. Die natürlichsten und einfachsten Motivirungen werden nicht geglaubt, damit der Vorwurf der Ueberlistung und Intrigue Raum gewinne. Jeder Nebenautorität werden all die kleinen Nadelstiche „spinöser“ Unleidlichkeit entgegengestäubt.

Das mit brutalem Sergeantenstolz gehegte Bewusstsein, sich niemals zu eigenem Genuss aufs Faulbett zu strecken, erhebt jeder Vorhaltung vom Verkehrten der Handlungsweise gegenüber die Prätension der Tadellosigkeit. Solange noch Gattenliebe das an sich der Weichheit wenig zugängliche Herz sänftigt, überwiegt ein Druck der Unfähigkeit — aber doch ist schon dann nicht soviel von echter Demuth vorhanden, um auch nur die erwiesene Langmuth als solche zu würdigen — im Auf und Nieder der Stimmungen behält zuletzt der dämonische Trotz die Oberhand — und endlich überflutet der missleitete Selbstbehauptungsdrang alle Schranken keuscher Verschwiegenheit — ja sogar das Widerstreben angeborener Verschlossenheit.

Wer aber so das innerste Geheimniss seines Busens blossstellt, lediglich um damit Rührungs- und Sensationseffekte zu erzielen, der hat es noch nie allzu ernsthaft damit genommen. Wer die geheimsten Entschlüsse einer alles weitere abschneidenden Desperation — dies heiligste Refugium der gepeinigten Menschenseele — entweiht zu einer vergifteten Waffe der Rache,

zu einem frivolen Schreckmittel, zu einem Werkzeug schändlichster Verleumdung: wahrlich, der hat nicht bloß das simple Anrecht auf reines Mitleid verwirkt, der kann sich auch nicht wundern, wenn er in den Augen sittlich strengerer Beurtheilung gemeiner Verachtung verfällt und jenem Pöbel gleichgestellt wird, der in seinem Erpressungsarsenal auch Redensarten wie „Ich geh' zu Wasser“ auf Vorrath hält.

Aber trotz der Anfechtungen von solchen Selbsmordsvelleitäten ist die so geartete Individualität nicht für innerlich tief unglücklich zu erachten, wenigstens nicht, solange sie siegesgewiss ihre *via triumphalis* einherschreitet, noch nicht erkennend, wie diese dem Selbstruin zuführt. Ihr Ziel ist die Rache — darauf geht sie los, unbekümmert um den Preis, den sie unterwegs zu entrichten hat. In den Entwicklungsmomenten des skizzirten Processes ist allgemach das Gewissen ertödtet und damit der Quell allerschmerzlichsten Leidens schon verstopft. Ob ein Erwachen daraus möglich, ob das so gewaltsam eingedämmte Weh noch einmal vorbrechen könne und werde — darüber läßt sich *in abstracto* nicht entscheiden.

Was wir vor uns sehen, ist das Bild eines von fortglühendem Hasse allmählich ausgehöhlten Menschenwesens. Sinnbethört und zu jeder tiefern Selbstprüfung unfähig, eingewiegt in einen bösen Wahn und übelberathen vom eigenen Herzen wie von fremder Ungerechtigkeit, schwelgt sie im Vorgefühl erträumter Siege, in unerbittlicher Schonungslosigkeit alles vor sich niederwerfend, was sich ihr noch in den Weg stellen könnte. Eingelullt in Gesetzesverachtung, huldigt sie einzig noch den Impulsen grundsatzloser Pflichtvergessenheit — und in den Anträgen hochherzigen Verzeihens würde sie — dem eigenen Gefühle nachgehend — nichts erkennen, als Zeichen feiglich einlenkender Schwäche. Unterstützt von den Hülfsstruppen des Meineids und der Brutalität, stellt sie jedem Ansinnen von Transactionen nur blanken Hohn entgegen — bis sie ihre Strasse da endet, wo ihre mythische Vorgängerin. Dabei macht es natürlich keinen Unterschied, ob das in völliger Zersetzung aller moralischen Substanz sich auflösende Muttergefühl die

eigenen Kinder zu blossen Rachemitteln herabsetzt mittels materieller Anwendung von Gift und Dolch — oder ob sie diesem Zwecke zustrebt auf dem langsameren Wege des sittlichen Verderbens durch Verwahrlosung und Vorenthaltung väterlicher Zucht und Sitte — blos damit dem Vater sein Vaterrecht entrisen und unter dem denkbar lügnerischsten Vorwand der innerlich entartetsten Muttertreue das Vaterherz tödtlich getroffen werde.

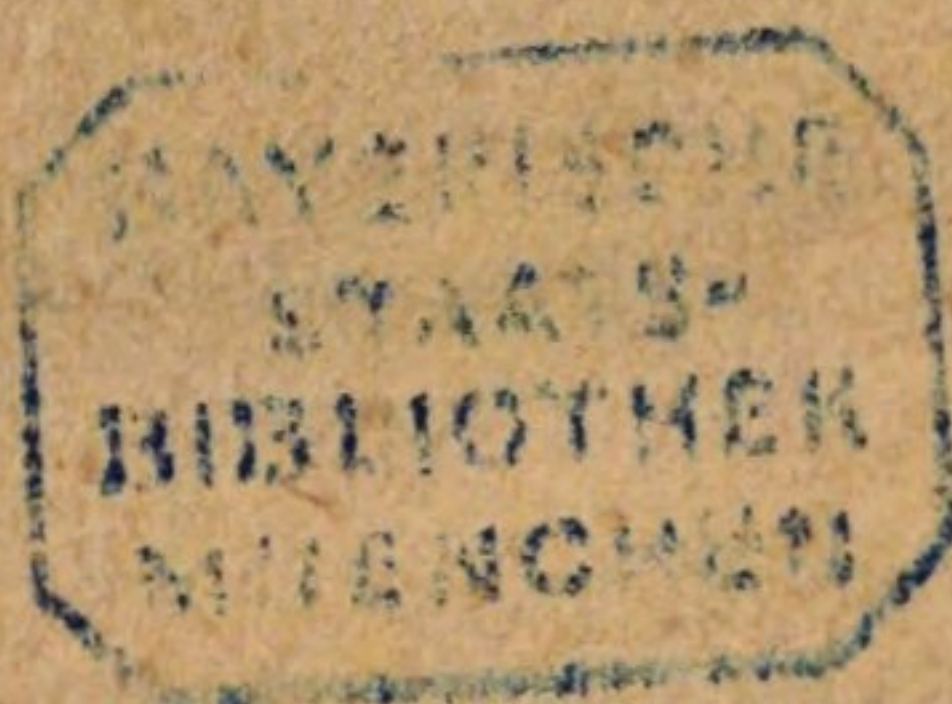
Denn an diesem Stücke haben wir ja den specifischen Zug dieses Typus, mit welchem derselbe an die Schwelle des Aussermenschlichen rückt und damit uns an den Abschluss dieser ganzen Betrachtungsreihe führt: das Dämonische schliesst ein *praeter*, ja ein *contra naturam* in sich, wo der mächtigste Naturinstinct des Weibes selber erstickt in einem nach anderer Richtung gekehrtem Hassgefühl — wer die Liebe zu den Kindern des eigenen Schoosses verliert mit der zu deren Erzeuger, klagt sich damit selber des Abfalls von jenen Gewalten an, in denen überhaupt die ganze Heiligkeit des Geschlechtsverhältnisses urständet — und damit ist der Verzicht ausgesprochen auf jede Rechtfertigung aus anderweitigen sittlichen Potenzen und Factoren. Damit ist jede Berufung auf innere Zwiespältigkeit ausgeschlossen, und die Realdialektik selber kehrt sich verhüllten Hauptes ab von Entartungsphänomenen, deren, ein schlechthin Einseitiges herauskehrender, Egoismusgrad an jenem Eispunkt der Herzensskala sich markirt, wo ein Richard Gloster in die Worte ausbricht:

Ich bin ich selbst allein!

Nur mit dem Unterschiede, dass selbst hierin blos die absolute Selbstbehauptung ihr Programm aufstellt — und die eigentliche „Metaphysik der Hölle“ (als deren Vertreter man ja gern den Jago im Othello ansieht) erst da anhebt, wo das ganze Ich — sogar in seiner Naturerweiterung durch die Selbstgeborenen — sich schlechthin identificirt mit seinen Rachegeanken.

Der wissenschaftlichen wie der dichterischen Darstellung aber wird es geziemen, da Halt zu machen, wo das Vermögen aufhört, auch dieses ethisch Hässliche noch reinigend, aus-

beizend oder auslaugend, umspülen zu lassen vom Aether abstracter Betrachtungsweise oder poetischer Stylisirung — wo das bloß Gemeine, das jeder idealen Ausdeutung Unzugängliche anfängt, wo das Grausige sich mit dem Ekelhaften verbindet, da scheinen die Grenzen der Allgemeingültigkeit erreicht zu sein, und darum legt denn auch da der Charakterograph seinen Griffel nieder — da beginnt das Amt des Strassenpolizisten.



F.X. BEER,
k. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Ledererstr. 25.

5/6

Bahnsen, Julius,

Mosaiken und Silhouetten Charakterographische Situations- und
Entwicklungsbilder

Leipzig 1877

Anthr. 6 fh

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11354657-7